OR. SEM.
Ob
629

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Quart 45

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

DR. A. BERGER

DER HEILIGE NIL

Dieses Buch wurde als
zweiter Band der sechsten Jahresreihe
für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt und wird nur an diese abgegeben. Die Zeichnung des Lederrückens sowie des Überzugpapieres entwarf Hans Steiner, Berlin, der Druck des Überzugpapieres erfolgte durch die graphische Kunstanstalt Albert Frisch, Berlin, der des Buchtextes und der Bilder durch die Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

Nachdruck verboten
Copyright 1924 by Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Hinaus in die Steppe

DER
HEILIGE NIL

VON

DR. A. BERGER

*

MIT 16 BILDERN NACH
EIGENEN AUFNAHMEN DES VERFASSERS

*

VOLKSVERBAND DER BÜCHERFREUNDE
WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H.
BERLIN 1924

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Halle
Lesesaal
Nr 1
Kapsel Orient

A: 06.629

Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg
Orientalisches Seminar

2852/1963

Wie die Nilquelle gefunden wurde

Still, in erhabener Ruhe, gleiten langsam die Wasser des heiligen Stromes dem Meere zu. Aus unendlichen Fernen kommt er, dem Herzen Afrikas entstammend, bringt Jahr für Jahr dem Lande unermeßlichen Segen, tränkt die Felder Ägyptens mit dem reichlichen Naß, das ihnen der sonnenglühende Himmel versagt, bringt frischen, fruchtspendenden Schlamm, spart dem trägen Fellachen die Arbeit des Pflügens, Eggens und Walzens. Nur zu säen braucht er und zu ernten.

Und doch erschöpft sich der Boden nicht.

Der Schlamm allein kann wohl kaum das Wunder bewirken, so glaubt der ägyptische Bauer, höhere Mächte müssen es sein, die liebevoll die Hand über das Land halten: aber der Nil ist ihr Werkzeug, drum nennt ihn das Volk von alters her den heiligen.

Es verehrte ihn, nahm aber jahrtausendelang als etwas Selbstverständliches den Segen hin, dachte nicht darüber nach, woher der Fluß kam, worauf seine alljährlichen Schwellungen beruhten; seine einzige Sorge war, daß es der Strom einmal zu gut meinte, seine Felder mehr überschwemmte, als ihnen zuträglich war; doch das kam ja selten vor.

Aber die Stromgötter wollte man sich wohlgesinnt erhalten, Opfer brachten ihm die Uferbewohner dar, Früchte der Felder, Tiere. Doch es gab auch Zeiten der Not, wenn sich die Überschwemmung verzögerte oder die Wasserfluten

sich im Übermaß über das Land ergossen. Da griff das abergläubische Volk zu Höherem: die Nilbraut, eine ausgesucht schöne Jungfrau, wurde geopfert, ihm angetraut zu eigen gegeben, bräutlich geschmückt.

Der Staatsmann aber und der Gelehrte begnügten sich nicht mit einfacher Hinnahme der alljährlichen Wiederkehr des Steigens des Flusses, nicht mit den Nachrichten, die aus der Ferne drangen, die von der ungeheuren Länge des Nils sprachen, von sagenhaften Riesen und Zwergen, die in den dichten Urwäldern seines Quellgebietes wohnen sollten, von Bergen mit weißen Gipfeln, leuchtend wie das Silberlicht des Mondes, die fern im Süden als seine Wiege galten. Sorglich wurden alle Nachrichten, die Kaufleute, von Kriegszügen heimgebrachte Sklaven berichteten, gesammelt, doch Lücken klafften, es war nichts Zusammenhängendes.

Schon in ältester Zeit finden wir Aufzeichnungen. In den Puranas berichten die alten Hindus vom Nil und dem „Mondgebirge".

Bereits ums Jahr 3000 v. Chr. unternahmen die Ägypter, angestachelt durch Nachrichten von Gold und Elfenbein, eine große Expedition nach dem sagenhaften Lande Punt, und diese scheint wirklich, nilaufwärts vordringend, in die Gegend der Nilquellen gekommen zu sein, denn sie brachte die erste wirkliche Nachricht von Zwergvölkern und Riesen, die im Innern des schwarzen Erdteiles wohnen sollten. Wie es aber früher oft der Fall war: man glaubte diesen Berichten nicht, jahrtausendelang, verlegte sie ins Reich der Fabel. Und doch stimmten sie. Heute wissen wir, daß gerade das Herz des gewaltigen Landes in den dichten Urwäldern die zwergenhaften, menschenscheuen und deshalb verschlagenen Pygmäen birgt, daß südwestlich des Viktoria-Sees die über zwei Meter langen Watussi ihre gewaltigen Viehherden hüten.

Ob diese ägyptischen Expeditionen auf dem Nil selbst vorgedrungen oder einen Weg auf dem trockenen West-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ufer genommen haben, ist fraglich, doch scheint fast das letztere der Fall zu sein, denn späteren Reisenden bereitete der Fluß, trotz seiner Schiffbarkeit bis weit hinauf — mit Ausnahme der Stellen, wo durch Felsstufen bedingte Katarakte sie unmöglich machen — gewaltige, unübersteigbare Hindernisse. Etwa in der Gegend der Einmündung des Gazellenflusses in den Weißen Nil liegt der Sudd, eine ungeheure, Hunderte von Kilometern breite, dicht verfilzte Masse von Schilf und Papyrus. Wie eine Mauer sperrt sie den Fluß ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ Nachmals wurde oft der Versuch gemacht, diese Barre zu durchbrechen. Nero sandte eine mit allen Hilfsmitteln ausgerüstete große Flotte stromaufwärts, sie sollte durchaus das Hindernis überwinden, aber unverrichtetersache kehrte sie zurück. Das Rätsel, woher der Fluß kam, von den sagenhaften Mondbergen, großen Seen, von denen alte Berichte sprachen, blieb ungelöst. Interessant ist es, daß der altägyptische Geograph Asamon schon von dem Zusammenhang des Nils mit einem See gewußt hat. Ptolemäus berichtet sogar, daß der Weiße Nil aus zwei Seen entspringe, die ihre Zuflüsse aus den Mondgebirgen bekämen.

Damit tritt die Frage auf: was sind die Mondberge? Hat man vielleicht an den Kilimandjaro gedacht, dessen ewig in Schnee und Eis verborgenes Haupt eine kuppelförmige, silberweiß schimmernde Rundung hat, so daß es, wenn er hohe Wolkenlagen überragt, den Anschein erweckt, als steige der Mond empor? Dann müßte den Berichterstattern allerdings ein gewaltiger geographischer Irrtum unterlaufen sein, denn dieses Bergmassiv liegt viel weiter östlich als das Ursprungsland des Nils, und seine Abwässer ergießen sich alle nach dem Indischen Ozean. — Doch davon später. Zahlreich müssen auch fernerhin die vergeblichen Entdeckungsversuche gewesen sein, denn die Römer hatten geradezu ein Sprichwort, für eine Sache, die unmöglich war: „Caput Nili quaerere“, d. i. „Die Quelle des Nils suchen“.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Wohl berichteten Herodot, Diodor und Aristoteles alles mögliche und unmögliche von den Nilquellen, seinen Anwohnern und den Ursprungsbergen, aber meist handelte es sich nur um Vermutungen, die auf Nachrichten mehr oder weniger unglaubwürdiger Abenteurer beruhten.

Welche gewaltigen geschichtlichen Ereignisse haben sich an den Ufern des Weißen Flusses abgespielt!

Wie die Donau der Richtweg für die aus dem Osten gegen Europa vordringenden Türken wurde, wie von Norden über die Alpen kommend die Germanen die von diesen südwärts strömenden Flüsse entlang gegen die Poebene und weiter gegen Rom vordrangen, so zeichnete der gewaltige Strom in Afrika den von Arabien einbrechenden Scharen den Weg vor, dem entgegen ziehend die Eindringlinge nur weiterzuwandern brauchten, bis sie in Länder kamen, die ihnen das boten, was sie suchten.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß wir in den Grenzländern seines Stromgebietes Völker von gar nicht „negerhaftem“ Typ finden. Groß aufgeschossene Gestalten, mit schmalen Köpfen, nicht wulstigen Lippen, gebogener, schmaler Nase, zweifellos Semiten und Hamiten. Weithin sind die Völkerwanderungen gelangt, bis ins Herz Afrikas hinein. Hier haben sich ostwärts, um den Äquator, die Masai seßhaft gemacht, noch vor wenigen Jahren das gefürchtetste Volk des schwarzen Erdteiles, der Schrecken aller Handelskarawanen, bis ihre Macht an deutscher Kraft zerschellte. In drei Heersäulen zogen sie einst, aus Nordwest-Arabien kommend, nilaufwärts, Weideland suchend für ihre Herden. Sie drangen bis in die Gegend der beiden hohen ostafrikanischen Berge, des Kenia und des riesigen Kilimandjaro, des Geisterberges, vor. Hier fanden sie, was sie brauchten: gewaltige, von Wild aller Art wimmelnde fruchtbare Steppen, die auch ihren Herden unermeßliche Nahrung gewährten. War die erste Masse schon in früheren Zeiten fast gänzlich zugrunde gegangen und fristet heute unter dem Namen Wandorobbo ein ärmliches Jäger-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dasein, so wurde aus der zweiten Heersäule das Ackerbau treibende Volk der Kikuju, schwach und wenig kriegerisch. Aber die eigentlichen Masai, die kräftigen männlichen Viehzüchter, erhielten sich lange stark und unabhängig, in Englisch-Ost, drangen immer weiter vor, furchtgebietend, wenig beliebt bei den nahewohnenden Farmern, denen sie ihr Vieh stahlen. Und die englische Regierung unternahm nichts gegen sie; sie wartete, bis die Zeit kam. Und sie kam! 1914 hoben die Engländer zwangsweise die freien Masai zum Kriegsdienst aus, wollten sie einreihen zum Kampf gegen die Deutschen. Das wollten die unabhängigen Söhne der Steppe nicht. Was gingen sie die Händel der Engländer an! Sie empörten sich. Hierauf hatten die Engländer aber nur gewartet. Mit Maschinengewehren wurden die nur mit Speeren bewaffnet heranstürmenden kühnen Krieger empfangen; Tausende und aber Tausende fielen den Dumdumgeschoßgarben zum Opfer, eine nur zu reich gedeckte Tafel für Hyänen und Geier! So wurde der Aufstand niedergeworfen, für alle Zeiten der letzte Rest der Macht der Masai vernichtet; nun kann Albion zufrieden lächeln, „im ehrlichen Kampf“ hat es die „Rebellen“ besiegt. Ja, ja, Freund Bull weiß seine Zeit abzuwarten. Doch zurück zum Nil. Mit Sicherheit sind auch viele andere Völker diesen Strom entlang ins Herz Afrikas vorgedrungen. Woher stammten sonst die Watussi, Waganda, Wakilim, mit ihren vornehmen Gesichtern, der hellen Hautfarbe? Sie haben sich bis heute erhalten, als Herren.

Aber über die gewaltigen Kulturvölker des unteren Stromgebietes schritt die Weltgeschichte mit ehernem Tritt, zermalmte, zerfleischte, verwandelte unermeßliche Pracht in Schutt und Asche, zerstörte, was unwiederbringlich, vernichtete höchstentwickelte Kultur, und der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, in diesen Ländern alles wieder neu erstehen zu lassen zu Reichtum und Wohlstand wie vor Jahrtausenden. So sank die Herrlichkeit der ägyptischen Königreiche in Staub, Bibliotheken, Sammelstätten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

des Wissens, gingen in Flammen auf. Roms Macht kam und ging. Die Araber brachen in das Land, unterwarfen es mit Feuer und Schwert dem Islam, drangen weithin vor durch die Wüste, an der Nordküste Afrikas entlang, bis nach Spanien und Frankreich. Aber auch nach Süden fanden die Heerscharen der Sendboten des Propheten ihren Weg. Aus den Ländern, aus denen schon die alten Ägypter ihre wundervoll gewachsenen Nubiersklavinnen geholt hatten, brachten auch arabische Menschenjäger späterer Jahrhunderte bis in die Neuzeit hinein ihre reiche Beute. Jahrhunderte entsetzlicher Grausamkeit, der unerhörtesten Schandtaten folgten. Alljährlich gingen mit Nordwind die Sklavenjagdflotten der Araber, der „Türken", wie man sie droben im Lande nannte, hinauf, fielen über die unglücklichen, schlecht bewaffneten Eingeborenen her, erschlugen die Männer, die Widerstand leisteten, raubten junge Mädchen, Frauen und Knaben und schleppten sie nach Khartum. Hunderttausende der Unglücklichen gingen auf den entsetzlichen Transporten zugrunde. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sie, schlecht ernährt, durch unendliche, wasserlose Wüsten marschieren oder auf schmalen Schiffen, dichtgedrängt, ohne Bewegungsmöglichkeit, Wind und Wetter ausgesetzt, monatelang hocken mußten. So wurden weite Landstriche entvölkert, in denen zuvor glückliche Menschen gelebt hatten.

Wohl durchzogen diese Sklavenjäger das Land, kannten es fast bis zum Äquator, aber die Wissenschaft hatte von diesen Reisen kaum einen Vorteil, denn ihre Berichte lauteten immer widersprechender, da diese Männer naturgemäß gar kein Interesse daran hatten, den Schleier, der über ihrem „Jagdgebiet" und den anschließenden Ländern lag, zu lüften. So blieb die Gegend des Ursprunggebietes des Weißen Flusses in Dunkel gehüllt.

Leichter war es, die Quellen des Blauen Nils festzustellen. Wem die Ehre dieser Entdeckung zufällt, ist schwer festzustellen. Wohl hält sich der Engländer James

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Bruce für den ersten, der erkundete, daß der Bahr el Azrak aus dem Tsana-See in Abessinien entspringt, doch war dies eigentlich nichts Neues, denn bereits auf alten portugiesischen Karten finden wir diesen als Quellsee verzeichnet, vermutlich nach Aussagen von Eingeborenen.

Nachdem jahrhundertelang die Erforschung der Quellen des Bahr el Abiad, wie der Weiße Nil arabisch heißt, geruht hatte, griffen gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Engländer diese Arbeit wieder auf. Sie hatten inzwischen ein Auge auf Südafrika geworfen, in Indien ihren Kolonialbesitz bedeutend erweitert. Nun lockten sie die unerforschten Länder am Oberlauf des sagenreichen Flusses, und aus diesem Grunde tat sich eine Gesellschaft zusammen „zur Erforschung der innerafrikanischen Länder".

Hierdurch wurde die Forschungstätigkeit wieder lebhafter. Deutsche, Franzosen, Holländer beteiligten sich. Aber allen, die von Ägypten aus vordrangen, gebot der Sudd ein unüberwindliches Hindernis. Und noch ein anderer Umstand trat erschwerend hinzu: der Wind. Die Schiffahrt auf diesem gewaltigen Fluß ist naturgemäß zum Teil durch ihn bedingt. Dieser hat nun leider die unangenehme Eigenschaft, daß er gerade in den Monaten des niederen Wasserstandes nilauf, also nach Süden, in denen der Nilschwelle stromab, d. h. nach Norden weht. Umgekehrt würde er es den Forschern natürlich leichter gemacht haben, denn es ist ein recht schweres, fast unmögliches Unterfangen, mit den schweren, breiten Nilbooten gegen Wind und Strömung anrudern zu wollen. Dazu kommt, daß selbstverständlich ein Vordringen durch den Sudd bei flachem Wasser noch schwieriger ist als bei hohem.

Alle diese Behinderungen der Erforschung wurden noch ganz bedeutend vergrößert durch das geradezu mörderische Klima. Wer nicht im Sudd gewesen ist, macht sich keine Vorstellung, welche unglaublichen Mengen von Moskiten es dort gibt. Gewaltigen Wolken gleich erheben sie

sich, um blutdürstig über jedes Lebewesen herzufallen, das sich in ihr Reich wagt. Hierin liegt wohl auch der Grund, daß gerade in dieser Papyrus- und Schilfwildnis die Tierwelt außerordentlich schwach vertreten ist. Außer Flußpferden, deren dicke Haut sie vor den lästigen Stichen schützt, und Krokodilen, die wie die vorgenannten Tiere sich ja fast ständig im Wasser aufhalten, trifft das Auge des Forschers höchstens einmal einen Vogel. Antilopen, die sich sonst in den verfilzten Dickungen sehr gut halten könnten, bekommt man fast nie zu sehen.

Aber nicht nur lästig ist der Stich der kleinen, ewig summenden Plagegeister, sondern höchst gefährlich, denn er überträgt die tückische Malaria, jene Geißel der Tropen. Dazu haben die dortigen Moskiten noch eine recht unangenehme Angewohnheit: sie benehmen sich nicht wie ihre sonstigen tropischen Brüder und schwärmen nur bei Dämmerung und Dunkelheit, wodurch der Reisende wenigstens bei Tage seine Ruhe hat, sondern hier im Sudd und den anliegenden Ländern fliegen sie wie die Mücken bei uns, auch bei Tage. Man kann sich daraus einen Begriff machen, welche Freude es ist, wochenlang sich inmitten der Plagegeister aufzuhalten. Rechnet man hinzu, welche erstickende Moderluft in diesem Gewirr von verfaulenden Schilf- und Papyrushalmen unter dem zentralafrikanischen Gluthimmel herrscht, wo kein Lufthauch durch die drei bis vier Meter hohe Halmwildnis dringt, so ist es verständlich, daß manche Expedition nach wochenlangen vergeblichen Bemühungen, den Sudd zu durchbrechen, beschämt umkehrte.

Und doch gibt es Völker, welche die Ufer um den Sudd herum bewohnen. Es ist erstaunlich, wie sie das ertragen. Dabei gehen sie in vollkommen adamitischem Gewand, wenn man nicht einen Tierschwanz, den sich die Frauen anbinden, als Kleidungsstück ansehen will. Erstaunt betrachtet der Reisende, der zum erstenmal jene Gegenden betritt, die riesigen Gestalten: sie sind schlohweiß! Aber

nicht etwa von Hautfarbe, sondern von Asche. Um es überhaupt aushalten, vor allen Dingen schlafen zu können, legen sich diese Menschen in Tierdüngerasche. Ganze Berge davon sieht man in diesem Lande der Dinkas. In ihnen ruht die Familie, nur das Gesicht sieht heraus. Offenbar gewährt die dem Körper anhaftende Aschendecke auch bei Tage einen gewissen Schutz, denn die Menschen laufen immer so weiß herum; vielleicht ist es auch Bequemlichkeit, daß sie sich nicht säubern, und sie sind wasserscheu.

Eine weitere, wenig angenehme Zugabe dieser Gegenden ist die Ruhr, Dysenterie, die ganz fabelhaft verbreitet ist und die fast jeden Reisenden, der gezwungen ist, monatelang sich am Mittellauf des Bahr el Djebel aufzuhalten, befällt und schwächt.

Selbstverständlich stellten sich die Eingeborenen den in ihr Land vordringenden Weißen auch nicht immer freundschaftlich gegenüber. Sie konnten ja nicht begreifen, daß ein Mensch weither reist, nur um nachzusehen, woher ein Fluß kommt. Für sie gab es nur eine Triebkraft für Arbeitsleistungen, das war der Vorteil, und auf diesen sind diese Wilden ganz besonders bedacht. Alles, was der Fremde hat, wollen sie geschenkt bekommen, nie sind sie zufrieden. Dankbarkeit kennen sie nicht, wie ich ja überhaupt glaube, daß Dankbarkeit beim Menschen nur ein Erziehungsprodukt ist. Bei Tieren finden wir sie ja, wenigstens sprechen wir manche ihrer Äußerungen als Dankbarkeit an, aber gerade das Tier, das entwicklungsgeschichtlich dem Menschen am nächsten steht, der Affe, kennt sie nicht, auch nicht im entferntesten. Gibt man ihm einen Leckerbissen, so nimmt er ihn nicht ruhig, sondern ergreift ihn blitzschnell, hastig, reißt ihn an sich und zeigt uns die Zähne. Und das tun nicht nur Käfigaffen, die immer in Sorge sind, daß der liebe Nächste ihnen den schönen Apfel wegnimmt, sondern auch alleingehaltene, oft noch nach jahrelanger bester Behandlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Er ist und bleibt das Zerrbild des Menschen, und ihm in manchem sehr ähnlich.

Immer und immer wieder rannten die Reisenden, ungeachtet aller gesundheitlichen Gefahren, Sturm gegen die grüne Wildnis des Sudd. Manche, so Ibrahim Kaschef und Kurschid-Bei, versuchten ihn zu umgehen, indem sie über Land zogen, aber hier versperrte ihnen das streitbare Volk der Dinkas den Weg. Doch es war, als wenn ein unsichtbarer Magnet auf die Menschheit wirkte. Gingen noch so viele Forscher in dem mörderischen Klima zugrunde oder kehrten gebrochen an Leib und Seele heim, immer wieder folgten neue, einmal mußte das Wagnis ja gelingen. Teils waren es Abenteurer wie der Hufschmied Heimbürger und der Italiener Carlo Piaggi, welch letzterer behauptete, große Seen entdeckt zu haben. Dann lockten wieder Nachrichten von Goldschätzen, und um diese zu heben, schickte der Kalif Mehemed Ali mehrere Expeditionen, die bis zum 4. Breitengrad vordrangen, also etwa in die Gegend des heutigen Nimule. In jenen Zeiten hat man wohl angefangen, Bresche in den Sudd zu legen, in ständiger Arbeit einen Weg durch die Schilfdickichte zu schneiden. Erst wohl nur ganz schmal, um Raum für ein Boot zu schaffen, dann breiter und breiter. Aber unaufhörlich wuchsen aus dem unter dem Wasser befindlichen Wurzelgeflecht von neuem die Papyrusmassen nach; da hieß es ständig arbeiten, damit bei der ungeheuern Fruchtbarkeit der frischgebahnte Weg sich nicht wieder verfilzte. Damals erreichten die österreichischen Missionare Gondokoro. An deutschen Reisenden sind besonders Heuglin und Schweinfurth hervorzuheben, denen es aber weniger auf die Feststellung der Herkunft des Flusses, als vielmehr auf die Erforschung seiner Stromgebiete in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht ankam.

Als eine merkwürdige Erscheinung in der Forschungsgeschichte müssen die Holländerinnen Frau van Capellan und ihre Tochter Fräulein Tinné 1858—1869 angesehen werden.



Auf Einbäumen über den Nil

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Mit Zofen und Dienern, ausgerüstet mit allem europäischen Luxus, wagten sie sich in diese unerforschten, gefährlichen Länder. Ein zäher, ausdauernder Forschertrieb scheint besonders in Fräulein Tinné gesteckt zu haben. Mit siebzehn Jahren begleitete sie ihre Mutter zum erstenmal nach Ägypten. Diese Reise wiederholte sie im nächsten Jahr, und bald folgte eine weitere, den Nil hinauf, bis nach Gondokoro. Was das für Damen bedeutete, namentlich in jenen Zeiten, kann nur der ganz verstehen, der in die Geschichte jener Gegenden eingeweiht ist und der die Beschaffenheit von Fluß und Land kennt. Raub, Mord, Heereszüge der entmenschten Sklavenjäger, des Abschaums der Menschheit, waren damals an der Tagesordnung. Ein Schiff dieser Schurken folgte dem andern. Dementsprechend war auch die ganze Besatzung aller übrigen von Khartum aus abgehenden Fahrzeuge. Daß die anwohnenden Negerstämme allen Ankömmlingen, von denen sie jahraus, jahrein ausgeplündert wurden, feindlich gesinnt waren, ist selbstverständlich, und ebenso auch, daß diese Feindschaft sich auch auf die reisenden Europäer übertrug. Hierzu kam, daß die Sklavenjäger naturgemäß sich durch die Forscher in ihrer Tätigkeit beeinträchtigt sahen. Wußten sie doch nur zu gut, daß man in Europa mit ihrem Treiben gar nicht einverstanden war, daß die Großmächte schon wiederholt bei der ägyptischen Regierung wegen dieses schmählichen Treibens vorstellig geworden waren. So galt ihnen jeder Reisende als Feind, der nur den Nil befuhr, um ihre Verbrechen auszuspionieren oder aber die Ursprungsländer, aus denen sie ihre gewaltigen Elfenbeinschätze bezogen, herauszubekommen. Mit aller Macht versuchten sie daher, den Fremden Schwierigkeiten zu bereiten, ihre Leute gegen sie aufzustacheln oder wenigstens zum Ungehorsam zu verleiten. Dadurch entstanden den weißen Reisenden natürlich gewaltige Behinderungen, und wer die Langsamkeit kennt, mit der an sich schon im Sudan sich alle Geschäfte abwickeln,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

kann ermessen, welcher oft unwiederbringliche Zeitverlust hierdurch eintrat. Die Eingeborenen haben ja immer Zeit, ihnen gilt sie nichts. Wohl aber dem Forscher, er muß sehr damit rechnen, ihm kann es nicht gleichgültig sein, ob Regen- oder Trockenzeit, der Strom flach ist oder Hochwasser führt, monatelang der Wind aus Süd oder Nord bläst, beruht doch das Gelingen dieser Reisen in ferne Länder oft geradezu auf dem richtigen Ausnutzen der Jahreszeit. Wer z. B. den Weißen Nil mit einem Segelschiff befahren will, muß hierzu Nordwind haben. Dieser weht aber nur etwa von Mitte Dezember ab auf einige Wochen. Nutzt der Forscher diesen nicht aus, so wird es ihm nie gelingen, den oberen Nil zu erreichen. Das wußten die Gegner solcher Expeditionen natürlich ganz genau und richteten ihr Verhalten danach. Oft mußten die Europäer monatelang in Khartum, einer der verrufensten Städte der damaligen Zeit, liegen, weil sie keine Fahrzeuge, Matrosen oder Diener bekamen, natürlich auf Veranlassung der arabischen Sklavenhändler.

Um so erstaunlicher ist es, daß Damen den Mut hatten, solche völlig unerforschten und ungesunden Länder zu bereisen. Und sie ließen sich nicht etwa nach dem ersten mißglückten Vorstoß zum Herzen Afrikas abschrecken, sondern unternahmen bereits im folgenden Jahr in Gesellschaft der deutschen Forscher Heuglin und Steudner eine große Reise nach dem Bahr el Ghazal, jenem gewaltigen westlichen Zufluß des Nils. Hier hatten sie ganz außerordentlich unter dem Klima und Widerstand ihrer Leute sowie unter Nahrungsmangel zu leiden. Infolgedessen starben fast alle Europäer dieser Expedition, nur Heuglin und Fräulein Tinné erreichten wieder Khartum.

Aber ihr Forschermut war noch nicht gebrochen. In diesem schönen, jungen Kopf reiften neue Pläne, deren Durchführung sie in die Reihe der ersten und erfolgreichsten Forschungsreisenden aller Zeiten gestellt hätte, wenn sie durchgeführt worden wären.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

War es bisher der Fluß gewesen, den sie als Weg benutzte, um ins Innere der Länder vorzudringen, so wählte sie diesmal das Gegenteil, die Wüste. Von Tripolis aufbrechend, wollte sie südwärts ziehen, hin nach dem durch Nachtigals Reisen näher bekanntgewordenen Tsad-See, um dann über Bornu weiter das Stromgebiet des Gazellenflusses zu kreuzen und auf diesem ungewöhnlichen Wege den obern Nil zu erreichen. Wer weiß, ob sie nicht zum Ziel gelangt wäre, wenn sie nicht auch auf dieser Expedition sich mit dem Luxus umgeben hätte, über den schon Heuglin klagte. Hierdurch weckte sie die Habsucht der Tuaregs. Sie soll von ihren eigenen Dienern auf dem Wege von Murszuk nach dem Ghat ermordet worden sein.

Nach einer mir kürzlich durch einen von einer Wüstenexpedition zurückkehrenden Freund gebrachten Nachricht soll Fräulein Tinné als Frau irgendeines innerafrikanischen Fürsten noch lange gelebt haben. Diese Mitteilung war ihm von Wüstenarabern gemacht worden. Mir erscheint das etwas unglaubhaft, denn der energischen Frau wäre es doch sicher gelungen, einmal ein Lebenszeichen von sich zu geben. Die einzige Möglichkeit bestände, daß sie nicht als Gefangene, sondern freiwillig dort geblieben wäre, aber so abenteuerlich dürfte sie wohl doch nicht gewesen sein. Jedenfalls ist sie eine besondere Erscheinung gewesen, eine der wenigen Frauen, die gewaltige Forschungsreisen unternommen haben.

Die unzähligen, seit Jahrtausenden gemachten Versuche schienen zu beweisen, daß ein Erreichen der Nilquellen von Norden her aussichtslos war. Deshalb faßte der geniale englische Reisende John Hanning Speke den Entschluß, es von Osten zu wagen.

Von Bagamojo in Ostafrika, dem Ausgangspunkt so vieler Karawanen nach Innerafrika, brach er auf, marschierte durch das spätere Deutsch-Ostafrika; und es gelang ihm, den Ukerewe-See, den heutigen Viktoria-Nyansa, zu entdecken. Damit war die uralte Nachricht vom Vor-

handensein mindestens eines ungeheuer großen zentralafrikanischen Sees bestätigt. Doch nicht genug: Speke hatte auch das Glück, den hauptsächlichsten westlichen Zufluß des Sees, den Kagera, zu finden, und vermutete ganz richtig in ihm, ohne es mit Sicherheit nachweisen zu können, den eigentlichen Quellfluß des Nils, denn er und nicht der See sind ja naturgemäß als Quelle des Riesenstromes anzusehen. Durch das Land Karagwe weiterziehend, erreichte Speke abermals den See, wanderte an seinem Nordufer entlang, bis zu der Stelle, wo der Nil den Viktoria-Nyansa verläßt. Nun verfolgte er seinen Lauf nordwärts. Unterwegs hörte er von dem Vorhandensein eines zweiten großen Sees, doch waren er, sein Begleiter Granth und seine Leute zu erschöpft, um noch weiter zu forschen. So wollte es das Schicksal, daß er wenige Tagereisen an diesem zweiten gewaltigen Wasserbecken vorüberzog, nordwärts in fast gerader Richtung weiter. Bei dem heutigen Nimule kam er wieder an den Fluß, auf dessen Ostufer marschierend er Gondokoro erreichte, jenen Ort, wo zehn Jahre lang eine österreichische Missionsstation bestanden hatte, die aber wegen des geradezu mörderischen Klimas aufgelöst wurde, denn ein Pater nach dem andern wurde dahingerafft.

Hier in Gondokoro trafen die Reisenden den englischen Forscher Baker, der gleichfalls auf dem Wege war, die Nilquellen zu suchen, und man muß sagen, daß dieser Mann ganz unverdientes Mißgeschick hatte, daß ihm sein Landsmann so unerwartet zuvorkam. Denn was jahrtausendelang versucht, aber nicht erreicht war, das hatte er in eiserner Zähigkeit vollbracht: es war ihm gelungen, vom Norden her, den Nil entlang, vorzudringen, es war nur noch eine Frage von Zeit, wann er die Quellen fand, denn er mußte sie finden. Und nun war er in dem edlen wissenschaftlichen Wettstreit um ein kleines geschlagen. Man kann ihm wohl nachempfinden, welche Gefühle ihn bei der Nachricht, dem Bericht Spekes, durchzuckt haben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Auf der Stelle wollte er umkehren, sicher innerlich niedergebrochen. Doch da half ihm Speke in edler Uneigennützigkeit über die wohl schwersten Stunden seines Lebens. Er teilte ihm die Nachricht von dem Vorhandensein des noch unerforschten zweiten Sees mit. Ja mehr als das, er diktierte ihm ganz ausführlich, wohin er zu ziehen, welche Führer, welche Vorräte er mitzunehmen habe, gab ihm genaueste Auskünfte über Land und Leute, Gefahren u. a. m. Wahrlich, das war eine edle Tat, würdig eines so großen Forschers. Und aus jeder Zeile in Bakers Werken kann man auch ersehen, wie dankbar er Speke war, wie sich seine Stimmung aufhellte. Nun waren doch alle seine Arbeit, Mühe und Kosten nicht umsonst gewesen, nun konnte auch er dazu beitragen, ein weiteres Stück des Schleiers, der auf Zentralafrika lag, zu lüften.

Und er tat es, unterstützt von seiner mutigen Frau, die trotz ihrer großen Jugend ihren Mann überallhin begleitete, jahrelang, ohne einmal nach Europa zurückzukehren, mit ihm die unbekanntesten Länder Afrikas durchforschte, ihm eine Hilfe war in jeder Beziehung, ja ich möchte glauben, durch ihre Gegenwart diesem zwar an sich schon unbeugsamen energischen Mann erst die Möglichkeit gab, das zu erreichen, was Tausende vor ihm versucht, aber nicht durchgesetzt hatten. Viel zu wenig wird dieser tapferen Frau gedacht, deshalb will ich es hier tun.

Während Speke nun nordwärts zog und von Khartum aus an die Royal Geographical Society das berühmte Telegramm: „The Nile is settled" senden konnte, erforschte Baker den zweiten großen Quellsee des Nils, den Albert-Nyansa.

Mit den Erfolgen dieser Männer schienen sich die Reisenden zufrieden zu geben, und lange kümmerte sich niemand mehr um die Nilquellen. Da tauchte die Frage auf, ob Speke sich im Quellfluß nicht geirrt habe, denn zwischen dem Viktoria- und dem mittlerweile entdeckten benachbarten Kivu-See befand sich ein ganzes Stromgebiet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Stanley hatte die Absicht, hier Klarheit zu schaffen, erreichte aber sein Ziel nicht.

Wohl dadurch abgeschreckt, daß dieser gewandte Reisende die Frage ungelöst gelassen hatte, beschäftigten sich in den nächsten Jahren keine Reisenden damit, bis der Deutsche Oskar Baumann sie wieder aufgriff. Er stieß auf den Ruwuwu, einen Nebenfluß des Kagera, verfolgte ihn fast bis zu seinem Ursprung und glaubte damit nun endgültig das Ziel erreicht zu haben. Besonders interessant ist es, daß die Höhenzüge, von denen der Ruwuwu sein Wasser empfing, den Namen führten: Missosi ja Mwesi, d. h. Mondgebirge. Demnach schien alles, was die ältesten Nachrichten überliefert hatten, bestätigt zu sein: daß die Quellen des Nils in den Mondbergen lägen und er zwei große Seen durchfließe.

Aber wieder war es ein Deutscher, der die Nachprüfung vornahm: Dr. Kandt, der spätere, außerordentlich tüchtige Resident von Ruanda (auch er ist leider ein Opfer des Weltkrieges geworden). Er verfolgte mit beispielloser Zähigkeit den Kagera sowie fast alle seine Nebenflüsse bis zu ihrem Ursprung, nachdem er festgestellt hatte, daß der Kagera und nicht der in ihn mündende Ruwuwu der größte der Zuflüsse des Viktoria-Sees sei. So fand er denn als Quelle den Rukarara und löste damit einwandfrei die heißumstrittene Frage.

Ein merkwürdiges Spiel der Natur ist es, daß der kleine Fluß Kalundura, der zunächst vom Rukarara, von diesem nur wenige Meilen entfernt, entspringt, seine Wasser in den Kivu-See ergießt, dessen Abwässer den Tanganjika erreichen, aus dem wieder der gewaltige Kongo im Lukuga einen seiner stärksten Zuflüsse erhält. So liegen Teile der Quellgebiete dieser zwei größten Ströme des Kontinents, deren einer sich in den Atlantischen Ozean, der andere in das Mittelländische Meer ergießt, nur wenige Meilen voneinander entfernt.

Wie die meisten großen Flüsse ferner Gegenden, so hat

natürlich auch der Nil seine verschiedenen Namen. Es sollen hier nur die hauptsächlichsten genannt, die örtlichen Bezeichnungen aber weggelassen werden.

Wie gesagt, heißt er im Quellgebiet Rukarara, dann Nyavarongo und bis zum „See", wie ihn die Eingeborenen kurz nennen (Nyansa = See), Kagera. Den Viktoria-See verläßt er als Kira oder Kivira, um nach kurzem Lauf diesen Namen, nach Durchströmen des Choga-Sees, in Viktoria-Nil umzuändern. Bis zum Albert-See führt er diesen Namen, dann kommen arabische Bezeichnungen Bahr el Djebel, der Bergstrom, der sich im Sudd zu verlieren scheint, diese ungeheure Sumpf- und Schilfwildnis aber nach Einmündung des Gazellenflusses verläßt und nun langsam weiterströmt als Bahr el Abiad, als Weißer Nil. Bei Khartum vereinigt er sich mit dem aus Abessinien kommenden Bahr el Azrak, dem Blauen Nil, und von nun an heißt der Strom geographisch Nil. Dies ist eine den Eingeborenen fremde Bezeichnung, denn bei den Ägyptern heißt er „el Bahr" das „Meer", während „Nil" in Wirklichkeit die Überschwemmungen des Stromes bezeichnen.

Welche gewaltigen Wassermengen der Strom in seinem Oberlauf erhält, ersieht man daraus, daß er auf der 3000 Kilometer langen Strecke von Khartum bis zur Mündung nur einen einzigen Nebenfluß, den Atbara, aufnimmt. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Nil doch hier fast ständig zwischen Wüsten hinströmt, die bis hart an seine Ufer treten und demnach die Verdunstung doch eine riesige sein muß. Es ist aber, als schmälere diese ihn nicht; breit, majestätisch gleitet er langsam an all den unzähligen Stätten der Geschichte vorüber, läßt die gewaltigen Pyramiden, Kairo mit seiner hochragenden Burg hinter sich, und dann teilt er sich zum fruchtbaren Nildelta. Im Altertum in sieben Arme gespalten, die auf unzähligen alten Bildwerken versinnbildlicht sind, hat es heute nur noch deren zwei, von denen der von Damiette,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

weil höher gelegen, für die Bewässerung von größerer Bedeutung ist als der etwa 1 Meter tiefer fließende, aber wasserreichere von Rosette.

Hier ist das Dorado der Vogelwelt. In ungeheuren Massen finden sie sich zusammen, hier landen die unzähligen Zugvögel, um die Reise anzutreten, nilaufwärts in das Land ihrer Sehnsucht — vielleicht ihre ursprüngliche Heimat. Hier sammeln sie sich wieder, ehe sie im Frühjahr den Flug über das Mittelländische Meer wagen, zurück zu den Stätten der Jugend, des Brütens, in die Länder, wo man ihnen Schutz gewährt, wo noch Herzen schlagen für die Tierwelt, Menschen wohnen, die den Schöpfer im Geschöpfe ehren.

Der Nil als Segenspender

So wie die Nilquellen als solche der Menschheit gewaltige Rätsel aufgaben, deren Lösung, wie wir gesehen haben, Jahrtausende erforderte, unzählige Opfer an Gut und Blut der Besten, so gab der Strom eine zweite Aufgabe auf, das waren seine alljährlichen Schwellungen, seit Jahrtausenden bekannt, bewundert, hochgeschätzt und zugleich gefürchtet, wenn der Strom zuviel des Segens über das Land ergoß.

Lange stritten sich die Gelehrten, wie das Wunder geschah, daß der Nil in Ägypten gerade in den trockenen Monaten das meiste Wasser führte. Bei Kenntnis der im Innern Afrikas herrschenden Verhältnisse wäre die Lösung der Frage höchst einfach gewesen, denn sie hängt von der Regenzeit ab, die in diesen Gegenden zu ganz bestimmten Monaten, ja fast auf den Tag herrscht.

Im nördlichen und westlichen Teil Abessiniens, also in den Gegenden, wo die Hauptzuflüsse des Blauen Nils, sowie dessen nördlichster Nebenfluß, der Atbara, sowie Dinder und Rahat entspringen, regnet es über drei Monate lang mit großer Heftigkeit von Ende Mai bis etwa Mitte September, und nun führen diese Ströme, deren hohe, senkrecht abfallende Ufer wir in der Trockenzeit bestaunen, gewaltige Wassermengen zu Tale. Mit starkem Gefäll überfluten sie weithin das Land, reißen, ihr Bett ständig verbreiternd, große Mengen des fruchtbaren, schweren roten Bodens mit sich, führen ihn dem eigentlichen Nil zu. So wird der Blaue Nil mit seinen Nebenflüssen der eigentliche Wohltäter Ägyptens.

Aber schnell, wie sie gekommen, verlaufen sich die Wasser, sie treten zurück in ihre Strombetten, der Spie-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gel fällt und fällt, und bald ist der Bahr el Azrak ein so wasserarmer Fluß, daß er nur noch mit besonders gebauten, flach gehenden Schiffen zu befahren ist. Von Mitte September an fällt kein Tropfen Regen oder Tau mehr. Dürre, Trockenheit herrschen, die Natur geht zur Ruhe, alles welkt, die Felder verwandeln sich in Wüsten. Als trockne Schluchten liegen die Strombetten da, in denen noch vor wenigen Tagen die rotgelben Wogen gurgelnd und schäumend rauschten, nur in tieferen Stellen halten sich oft während der ganzen Trockenheit Tümpel, die Aufenthaltsorte für Flußpferde, Schildkröten und Krokodile, welch letztere an den unzähligen, hier dicht zusammengedrängten Fischen einen ewig gedeckten Tisch finden. Die aus den hohen Gebirgslagen kommenden Nebenflüsse des Atbara haben wohl in ihrem Oberlauf Wasser, aber in dem sandigen Bett, aufgesogen durch die glühenden Sonnenstrahlen, verschwindet es, wie im Rahat und Dinder. Nur der Blaue Nil, aus dem Tsana-See und den Hochgebirgen von Abessinien gespeist, führt seinem großen Bruder, dem Weißen Nil, ständig Wasser zu.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Bezeichnung des weißen und blauen Flusses zu sprechen kommen, denn die Namen werden in vielen Reisewerken falsch gedeutet. Da ich beide Ströme bereist habe — wir werden später auf diese Expeditionen noch zurückkommen —, kann ich aus eigenstem Wissen die Fragen beantworten. Der Bahr el Abiad hat tatsächlich, ehe er Khartum erreicht, eine weißliche Farbe, die von den Unmassen faulender Pflanzenteile herrührt, die in seinem Strombett, bei dem langen Wege unter sengenden Sonnenstrahlen zugrunde gehen. Gießt man das Wasser in ein Glas, so sieht es aus, als wären einige Tropfen Milch beigemischt. Dementsprechend ist auch der Geschmack etwas fade. Ganz anders ist das des Blauen Nils. Es schmeckt ausgezeichnet, obgleich es etwas gewagt ist, zu behaupten, „das Nilwasser sei der Champagner unter den Wassern“. Und doch hat mir

selbst das Wasser des Bahr el Abiad wunderbar gemundet, als ich seine schattigen Ufer erreichte, nach einem fast viertägigen Wüstenmarsch vom Blauen zum Weißen Nil.

Also die Bezeichnung „weiß" = „rein" im Gegensatz „blau" = „dunkel, schmutzig" stimmt nicht. Im Gegenteil: der Bahr el Azrak hat kristallklares Wasser. Aber infolge seiner hohen Ufer sieht dieses Wasser dunkel aus, der Himmel spiegelt sich in ihm in so auffälliger Farbe, daß ich, als wir nach einem trostlosen Marsch in der Nähe von Senga plötzlich den Fluß erblickten, unwillkürlich meinem Hassan zurief: „Jetzt weiß ich, warum er der ‚blaue' heißt, bei noch keinem andern der Erde habe ich eine solche wunderbare Farbe gesehen." Andere Reisende mögen ihn anders gefunden haben, aber auch im Sudan ansässige englische Offiziere teilten meine Ansicht und, wie ich später las, auch Baker.

Doch zurück zur Nilschwelle. In unsern Wintermonaten fällt in Zentralafrika der Regen, die Ströme schwellen. Bis die Wassermassen Gondokoro erreicht haben, vergeht einige Zeit; das Steigen tritt hier Ende Februar ein. Für die mehr als 1000 Kilometer lange Strecke bis Khartum brauchen die Fluten etwa 5 bis 6 Wochen, so daß wir hier das „Nilwunder" Ende März erleben, und erst Ende Juni erreicht es Oberägypten, im Juli beginnt der Nil in Kairo zu steigen und hat im September seinen höchsten Stand.

Wir haben gesehen, daß die Regenzeit für die Quellflüsse des Blauen Nils vom Mai bis September liegt. Demnach beginnt zuerst der Weiße Nil mit der Befruchtung, ihn unterstützt dann, wenn von seiner Seite der Zufluß nachläßt, der kleine „blaue" Bruder. Gerade in diesen verteilten Rollen liegt der ungeheure Wert, denn langsam, anhaltend steigen die Fluten, monatelang währt die immer von neuem gespeiste Überschwemmung, so daß die Wassermassen Zeit haben, den Schlamm abzusetzen, dem man, vielfach über Gebühr, eine befruchtende Tätigkeit zuspricht. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

chemische Zusammensetzung des Schlammes gar nicht derartige düngende Bestandteile hat, wie man früher annahm.

Ich glaube, die Fruchtbarkeit des Bodens, der durch diesen Schlamm nur in gewissem Grade wieder neu ersetzt wird, hängt mit einer lange anhaltenden Durchlüftung des Bodens zusammen, die allerdings auf ganz natürlichem Wege, ohne Pflügen, aber gründlich geschieht. Wir reißen bekanntlich, nachdem wir geerntet haben, das Erdreich mit dem Pfluge auf, damit die Luft ihm frischen Sauerstoff zuführt und die Düngung wirksam wird. Der sudanesische und ägyptische Bauer braucht sich nicht in dieser Hinsicht anzustrengen, bei seinem schweren, lehmigen Boden besorgen dies die Sonnenstrahlen. In der ungeheuren Hitze dörrt der Boden ganz unglaublich aus, er reißt, immer klaffender ziehen sich die Sprünge in die Erde hinein, die allmählich in unzählige kleine Stücke zerfällt, zwischen denen man mit dem Stock tief in das sonst steinharte Erdreich hineinfahren kann. Also muß eine Durchlüftung bis tief hinein geschehen. Kommt nun das Nilwasser mit seinem Schlammgehalt, so dringt es schnell in das Erdreich, verhältnismäßig wenig fließt ungenutzt ab, der Schlamm deckt obendrein die Spalten, und so haben wir eine gute und gründliche Wiederauffrischung des Erdreiches. Ob meine Ansicht die richtige ist, weiß ich nicht, recht erfahrene Landwirte glauben es aber.

Diese Überschwemmungen wirken natürlich nur für die Ernte selbst, in der übrigen Zeit trocknen die Sonnenglut, die glühenden Stürme, die aus der Wüste wehen, bald das Land aus, und da muß der Landwirt, der Gartenbesitzer auf andere Weise für Bewässerung seines Landes Sorge tragen. Daher finden wir allenthalben am Nil entlang, bis weit hinauf, die charakteristischen Schöpfräder, meist von einem Ochsen in Bewegung erhalten, die tagaus, tagein das Wasser im Göpelwerk auf die Felder

heben, und jedem Reisenden wird nicht nur ihr häufiger Anblick in Erinnerung bleiben, sondern vor allem das Quietschen der ganz aus Holz gebauten Anlagen, das geradezu zu Ägypten gehört wie die blaugekleideten Fellachenfrauen mit der schwarzen, lang herabwallenden Gesichtsmaske, wie der charakteristische Geruch der Dörfer und — die bettelnden Kinder: „Bakshish, Bakshish!“ hört man oft noch im Traum.

Als bezeichnend für die frühere, sinnlose Ausnützungspolitik der sudanesischen Gouverneure möchte ich erwähnen, daß auf diese Schöpfräder eine besondere Steuer gelegt war; hier wurde also der Arbeitsfleiß nicht etwa gehoben und gefördert, sondern durch eine recht hohe Steuer bestraft, der Faulenzer und Tagedieb aber ging steuerfrei aus. Heute ist das erfreulicherweise anders geworden.

Neben der getrennten, sich ergänzenden Nilstaue zwischen Weißem und Blauem Nil kommt noch ein anderer Umstand fördernd hinzu, das ist das außerordentlich geringe Gefälle namentlich des Bahr el Abiad. Bei einer Länge von 6000 Kilometern beträgt es vom Viktoria-See bis zur Mündung nur etwa 1000 Meter, ja auf der 3000 Kilometer langen Reise von Khartum bis zur Mündung nur 378 Meter, im eigentlichen Ägypten auf den Kilometer nur 75 Millimeter! Dabei darf man nicht vergessen, daß die Geschwindigkeit durch eine große Anzahl Stromschnellen und Felsenbarren auch noch gehemmt wird.

Nun ist der Nil aber nicht immer so liebenswürdig, den Anwohnern gerade so viel Wasser zu liefern, wie sie brauchen. Schon aus der Bibel wissen wir, daß bereits zur Zeit der Pharaonen von „mageren“ und „fetten“ Jahren die Rede war, also auch damals bereits hatte der Vater Nil seinen eigenen Kopf. Ist die Überschwemmung nicht stark genug, d. h. bleibt sie nur um 1 Meter hinter der gewöhnlichen zurück, so treten in Oberägypten bereits Dürre und Hungersnot ein. Ist der Segen aber zu reichlich, so

wird der Druck zu stark, die Bewässerungsdämme, die das Wasser nach den Feldern leiten und hindern sollen, unbefugt eigene Wege einzuschlagen, brechen, überfluten wild dahinströmend das Land, nehmen vom Erdreich weg, statt befruchtend zu spenden, und verfließen im Meere. —

Um diese drohende Gefahr rechtzeitig bemerken, ihr vorbeugen zu können, waren schon in alter Zeit die „Nilmesser" angebracht, von denen heute noch zwei erhalten sind, einer auf der Insel Elephantine bei Assuan, also in Oberägypten, gewissermaßen als vorgeschobener Wasserwachtposten, ein zweiter bei Kairo zum Schutz des fruchtbaren Deltas.

Der Nilmesser auf Elephantine wird bereits von Strabo, also um Christi Geburt, erwähnt; dieser Gelehrte schreibt darüber: „Der Nilmesser stellt einen Brunnen am Ufer des Nils dar. Er ist aus dicht aneinandergefügten Steinen gebaut, auf denen der höchste, der tiefste und der Durchschnittsstand des Nils verzeichnet sind. Das Wasser in dem Brunnen und im Nil steigt und fällt in korrespondierender Weise. Die Brunnenwächter teilen der Bevölkerung den Wechsel des Wasserstandes mit, damit sie sich danach richten kann. An der Hand dieser Wasserstandsmarken und im Vergleich zum Beginn der Nilschwellung ist es möglich, eine ganze Zeit zuvor Schlüsse auf die zu erwartende Nilsteigung zu fassen. Diese Benachrichtigungen sind besonders für den Landwirt von höchstem Wert in bezug auf die Verteilung des Wassers mit Hilfe von Dämmen zur Bewässerung seiner Felder. Er weiß, welche Kanäle er zu öffnen, welche Dammdurchlässe er zu schließen hat. Aber es ist auch für die Steuererheber von höchstem Wert; sie können hiernach den Steuersatz in gewissem Sinne vorher festsetzen, denn man darf im allgemeinen annehmen, daß, je höher der Nil steigt, um so größer das landwirtschaftliche Erträgnis des Landes sein wird."

Plutarch gibt an, daß der Nil bei Elephantine etwa 15 Meter

stieg. Diese Angabe dürfte stimmen, denn in dem heiligen Brunnen am Tempel des Horus in Edfu findet sich die Inschrift, daß man die Nilschwelle als befriedigend ansehen kann, wenn das Wasser in Elephantine 12 Meter gestiegen ist.

Man darf es sich aber nun nicht vorstellen, als bilde zur Zeit der Überschwemmung das ganze Niltal einen ungeheuren See. Das wäre irrig. Vielmehr ist das ganze Land schon seit Jahrtausenden in eine Unzahl großer Becken eingeteilt, die, durch Dämme getrennt, durch Kanäle verbunden, terrassenförmig weite Strecken des Niltales, namentlich in seinem unteren Teil, bedecken.

Steigt das Wasser, so wird es sorgfältig den einzelnen flachen Becken, den Feldern, zugeleitet. Ist eines gefüllt, so wird es abgedämmt, damit das Wasser nicht abfließen kann, denn 60 Tage muß es auf dem Boden stehen. Ist es eingesickert, so wird frisches zugelassen. Auf diese Weise kann bei genügendem Hochwasser jedes Feld anhaltend bewässert werden.

Wir ersehen hieraus, daß diese Dämme und Kanäle die Bedingung für das Gedeihen des Landes, für die richtige Ausnutzung der Nilschwelle bedeuten. Daher haben auch schon im grauen Altertum die hochbegabten Könige sich ihre Ausnutzung möglichst angelegen sein lassen, und bereits Amenemhet III. regulierte den jetzt Bahr Jusuf genannten Nilarm, legte künstlich den Möris-See an, leitete das Nilwasser hinein und gewann so einen Bewässerungssee, von dem aus er die Felder beliebig mit Wasser versorgen konnte. Ständig war der Möris gefüllt, und erreichte einmal die Nilschwelle nicht die gewünschte Höhe, so konnte von hier aus das umliegende Land, das fruchtbare Fayum, bewässert werden.

Begünstigt wurde diese Maßregel noch durch die im Fayum herrschende Bodenbeschaffenheit. Das Gelände fällt vom Möris-See aus nach Westen in zwei Terrassen ab. Die oberste der beiden nahm das Becken des Sees ein,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dann folgte unterhalb das überaus fruchtbare Gebiet, das wir heute als Fayum bezeichnen, das früher „das Land der Rosen und des Weines" genannt wurde. Heute sind die Menschen praktischer, wir müßten es als „Land der Baumwolle" bezeichnen, die ganz prächtig gedeiht, nicht gerade zum Besten der Bevölkerung, der Getreidebau mehr von Vorteil wäre. Aber die Baumwolle bringt höheren Gewinn, zumal den großen Aktiengesellschaften, denen heute das Land gehört! Nicht ohne kluge Berechnung haben die heutigen Herren des Landes die Fellachen des Ackerbaues entwöhnt: denn auf diese Weise werden sie von der Zufuhr abhängig, und da diese durch englische Getreidehändler auf englischen Schiffen erfolgt, so verdient England hieran. Ja, noch mehr, es kann gegebenenfalls dem Land den Brotkorb etwas höher hängen, wenn die Bevölkerung einmal gar zu lebhaften Freiheitsdrang zeigt!

Was die alten Ägypter in weiser Voraussicht geschaffen hatten, ist, wie die meisten ihrer Kunstwerke, im Laufe der Jahrtausende verfallen. So ist der Möris-See, wohl durch Verschlammung und Vernachlässigung der Schleusen, inzwischen ausgetrocknet, die Dämme, die ihm das Wasser zuführten, sind gebrochen, und nur mächtige Steinmauerreste geben noch Kunde von dem Wunderwerk, das hier ein kluger Pharao hatte errichten lassen.

Seit etwa einem Jahrhundert hat man endlich wieder die Notwendigkeit einer geordneten Nilbewässerung erkannt. Aus diesem Grunde baute Mohammed Ali südlich von Kairo den Barrage du Nil, ein großes Stauwerk, das in Gestalt von zwei Brücken, die über die Nilarme geschlagen sind, dadurch eine Stauung ermöglicht, daß sich unter ihnen 120 Schleusen befinden. Querverlaufende Verbindungskanäle regulieren den Wasserstand der beiden Flußarme. Schon 1835 begonnen, wurde das Werk erst 1890 vollendet. Durch diese Anlage kann man bis zu einem gewissen Grade den Nil stauen und die oberhalb gelegenen

Landstriche von Unterägypten bewässern. Zwar hatte man gehofft zu erreichen, daß der Wasserstand bis zur Hochwasserhöhe steigen würde, doch traf das leider nicht zu.

In neuerer Zeit ist mit allen technischen Hilfsmitteln der Gegenwart bei Assuan eine gewaltige Staumauer errichtet worden. Sie ist gedacht zur Ergänzung und Unterstützung des Dammes bei Assiuth, durch den das Wasser des das fruchtbare Fayum versorgenden Jusuf-Kanales reguliert und das Land selbst in genügender Weise bewässert wird. Durch diesen gewaltigen Steindamm hat man es vollkommen in der Hand, dem unterhalb gelegenen Land beliebig viel Wasser zuströmen zu lassen.

Eine gewaltige Mauer von zwei Kilometer Länge, ganz aus mächtigen Granitblöcken erbaut, sperrt, quer durch den Nil laufend, das Land ab; oberhalb derselben sammeln sich die braunen Fluten, weit mehr als eine Milliarde Kubikmeter bilden hier einen mächtigen See. Eine Unzahl Durchlasse geben die Möglichkeit eines geordneten, der jeweiligen Notwendigkeit entsprechenden Abflusses. Seitlich verläuft ein mit Schleusen versehener Kanal, um die Schiffahrt nicht zu behindern.

So ist die Fruchtbarkeit, die Ertragfähigkeit des Landes ganz bedeutend gesteigert worden; wurden doch durch den kleineren Staudamm bei Assiuth allein 120 000 Hektar Land mehr kulturfähig. Ein großes Kanalnetz sorgt für möglichst gleichmäßige Bewässerung.

Natürlich ging durch diese Sammelseen auch auf der andern Seite Land verloren, aber in der Hauptsache war es eine öde, vegetationslose, dürre Geröllwüste, die allerdings in früheren Jahrtausenden wohl einmal fruchtbares Land gewesen war, denn gerade hier oberhalb des Dammes von Assuan liegen die wundervollen Tempelanlagen von Philä. Wie der Traum eines Künstlers, wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht muten diese herrlichen Bauwerke an. Rings von Wasser umschlossen, teils von diesem unterspült, heben sich Säulenhallen und bildwerkgeschmückte Mauern, ragen

Palmen und Akazien, und über dem Ganzen ein erhabenes Schweigen. Ruhe rundum, kein menschlicher Laut, nur hin und wieder der Schrei eines einzelnen Geiers. Von großen Helden, früheren gewaltigen Fürsten sprechen die Bildwerke, mahnen an Vergangenes. Und die Gegenwart zeigt uns, wie vergänglich alles Irdische ist. Jahrtausende haben die gewaltigen Sandsteinmauern, Säulen und Bildwerke überdauert, jetzt nagt an ihnen das Wasser. Hochgestaut, um der Menschheit Nahrung zu geben, hat es die Bauwerke unterspült, frißt laugend an den Quadern. Schon senkt hier und da eine Säule ihr Lotosblütenhaupt, da und dort klafft ein Riß in der Mauer. Langsam geht diese Zerstörung weiter, unaufhaltsam, bis eines Tages die erste Halle stürzt, ein Pylon zusammenbricht, das andere folgt. Trümmer bezeichnen dann die Stätte einstiger unerhörter Pracht, der Wunder ägyptischer und römischer Baukunst.

Doch noch stehen die Tempel, unser Hirn und Auge weidet sich an ihrer Schönheit. Welch ein Bild, wenn das silberne Mondlicht auf dem glatten Wasser liegt, in dem sich die uralten Mauerwerke spiegeln! Dann gleiten wohl die Gedanken zurück in jene Zeiten, als die Ptolemäer hier der Isis opferten, als später römische Kaiser hier weilten. —

Verstärkt wird das erhabene Bild der Schönheit und Ruhe noch durch den Gegensatz zu den düsteren Felsgruppen der jenseitigen Gestade des Nils. Früher ragte die ganze Insel mit ihren Anlagen aus dem Fluß heraus, heute haben die Wasser des hochgestauten Sees ihren Weg zwischen die Tempel, die Hallen gefunden, aber vielleicht ist das Bild gerade dadurch so schön, daß die langen Säulengänge aus dem Wasser emporzuwachsen scheinen, als hätten die Baumeister selbst diese Anordnung getroffen wie fern im Osten die Japaner, die ihre Tempelanlagen auf der traumhaft schönen, versonnenen Insel Mijashima sich auch aus dem Meere erheben ließen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Einzug in Kampala

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Die Schiffbarkeit des Nils

Wohl wenige Ströme der Erde gibt es, die, auch verhältnismäßig, so weit schiffbar sind wie der Nil, und doch bieten sich merkwürdigerweise gerade der Schiffahrt wieder so viele Hindernisse, daß sie nur schwach ausgenutzt werden kann. Hierin lag ja auch der Grund, wie wir schon gestreift haben, warum der Entdeckung seiner Quellen so gewaltige Schwierigkeiten entgegenstanden. Hierauf beruht die langsame Erschließung des Landes, durch diese wieder war es möglich, daß die Sklavenjäger so viele Jahrzehnte ungestraft ihr schmähliches Gewerbe treiben konnten, hohnlachend aller Proteste der europäischen Staaten.

Sie verhinderten ferner die Öffnung des Landes für den Welthandel, denn man kann offen sagen, daß wohl fast nirgends in der Welt noch so viele ungehobene Schätze aller Art ruhen wie zu beiden Seiten des Weißen Flusses.

Welche gewaltigen Ländereien könnten dem Acker-, dem Baumwollenbau erschlossen werden, welcher Segen wäre das für die anwohnenden, heute in wildester Unkultur lebenden Stämme. Aus dem Kongostaat könnten auf dem viel kürzeren Wege viele Landeserzeugnisse gebracht werden, denn er reicht fast bis an den Nil; sie brauchten nicht den gewaltigen Landweg bis zum Kongo selbst oder gar zur westafrikanischen Küste zu machen. Dem Jagdreisenden eröffneten sich aber hier Gebiete, die geradezu märchenhaft sind. Zwar fahren ja schon seit Jahren auch viele von ihnen den Weißen und Blauen Nil hinauf, jagen an ihren Ufern, aber es könnte doch alles viel bequemer werden.

Ein sehr großes Hindernis bilden in erster Linie die Katarakte, die Stromschnellen, derentwegen ein großer Teil der Ägyptenreisenden bis nach Assuan hinauffährt, obgleich in Wirklichkeit an ihnen nicht so überwältigend viel zu sehen ist. Ich war jedenfalls enttäuscht, andere Mitreisende brachen wie überall, wo ein Punkt als Naturschönheit im Bädeker mit einem Stern verzeichnet steht, in Bewunderung aus, aber das ist schließlich Geschmacksache. Ich mag diese lauten Gefühlsäußerungen überhaupt nicht.

Ich bewundere schweigend, möglichst allein oder mit einem lieben Menschen zusammen, der auch den Mund halten kann. Unvergeßlich ist mir ein Morgen im Himalaja. Wir waren von Darjeeling mitten in der Nacht weggeritten, um vom Tiger Hill aus den Aufgang der Sonne, das allmähliche Erglühen des Himalaja anzusehen. Unglückseligerweise hatte eine amerikanische Reisegesellschaft denselben Gedanken, und als die Sterne verloschen, der erste Sonnenstrahl die gewaltigen vergletscherten Spitzen traf, sie in glitzerndes Silberlicht tauchte, bald hier, bald da eine zackige Spitze aus dem Dämmerlicht aufleuchten ließ, langsam, ganz langsam weiter die Berge hinabkroch, da konnten die Brüder von jenseits des Atlantik sich nicht mehr halten. Anfangs eine Flut von Äußerungen des Entzückens, dann folgten witzig gemeinte Bemerkungen. Es war furchtbar. Mißgestimmt gingen wir ein gut Stück weit abseits. Dorthin folgte uns ein Angelsachse, nicht gerade zu unserer Freude. Mein Reisegefährte machte aus seinem Unbehagen auch kein Hehl und erklärte ihm, daß wir wegen des albernen Benehmens der Herren „dort drüben“ die Einsamkeit aufsuchten und nicht weitere Gesellschaft wünschten.

„Ich auch nicht,“ war die Antwort, „ich folgte Ihnen, gerade weil Sie nicht redeten, denn auch ich will in Ruhe dieses Wunder der Natur genießen.“

Und wir taten es, alle drei, schweigend, andachtsvoll. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Also, die Nilkatarakte gehören nicht zu den Wundern unserer Erde, die mir sonst oft genug Hochachtung abgenötigt haben. Ich glaube, mir geht es hierin wie den Arabern, die obendrein noch oft genug auf sie schelten, denn der Schiffahrt sind sie sehr gefährlich. Wehe dem Fahrzeug, das, von nicht ganz sachkundiger Hand gesteuert, von den reißenden Fluten gepackt gegen die Felsen geschleudert wird. Mit Mann und Maus (und Wanzen, denn die finden sich auf jedem Nilsegler in genügender Zahl) ist es rettungslos verloren; die wilde Strömung läßt selbst das festeste Schiff zerschellen, und für die ins Wasser geschleuderten Menschen gibt es keine Rettung, im Wirbel gehen sie zugrunde.

Der Nil bildet eine ganze Reihe solcher Stromschnellen, die bekanntesten liegen bei Assuan, im ganzen zählt Ägypten deren sechs. Die südlichste ist insofern von geschichtlicher Bedeutung, als hier der von Gordon, um Hilfstruppen herbeizuholen, ausgeschickte Dampfer „Bordein" scheiterte, was für den Helden verhängnisvoll werden sollte und nicht zum wenigsten zum Verlust des Sudans an die Mahdisten beigetragen hat.

Der Oberlauf hat noch einige Stromschnellen oder Wasserfälle, so in der Nähe von Nimule, hoch oben im Sudan die Folafälle, die ich in unlöschbarer Erinnerung behalten werde, denn hier wäre ich um ein Haar am Schluß meiner großen Expedition durch Afrika ums Leben gekommen, doch davon später.

Die schönsten Fälle bildet der Fluß, wenige Stunden, nachdem er den Viktoria-See verlassen hat, in der Nähe von Jinja, wo er über eine mächtige Felsenbarre schäumt, die Riponfälle. Ihm schließt sich dann eine ganze Reihe weiterer an, bis fast hin zu seinem Eintritt in den Choga-See in Uganda. Dieser gewaltige Wasserbehälter ist seinerseits wieder durch einige Fälle vom Albert-See getrennt, was seiner Erschließung, namentlich handelspolitisch, sehr im Wege steht. Fast völlig ungekannt, bisher nur von sehr

wenigen weißen Reisenden geschaut sind die Wasserfälle, welche die von dem mächtigen Bergstock Elgon im östlichen Uganda abwässernden Zuflüsse des Nils bilden. Über eine gewaltige Terrasse stürzen sie senkrecht wohl 300 Meter hoch herab, unten eine gewaltige Grotte bildend, die von riesigen Urwaldbäumen überragt und umschlossen ist. Ich kenne keinen Wasserfall, der auf mich seiner Schönheit wegen einen so tiefen Eindruck gemacht hätte. Es ist dies namentlich der Jackson-Fall, auch sein Wasser ergießt sich in den Choga-See.

Doch die Fälle sind es nicht allein, die der Schiffahrt im wahrsten Sinne des Wortes „Steine in den Weg werfen", sondern der Strom hat noch andere Tücken.

In erster Linie sind es die Sand- oder besser gesagt: Schlammbänke, die, namentlich im Oberlauf des Weißen Nils, sehr lästig sind. Der Nil hat an sich schon den größten Teil des Jahres über einen sehr niedrigen Wasserstand und wird deshalb nur mit flachgehenden Schiffen befahren. Außer den kleinen Booten der Eingeborenen sind es die breiten, von mächtigen lateinischen Segeln getriebenen Dhaws (sprich Dau) der Araber. Nach Möglichkeit segeln sie, bei Windstille müssen sie gerudert werden, eine unendlich anstrengende, langweilige Arbeit. Wenn der Fluß auch keine starke Strömung hat, so sind die breiten, außerordentlich schweren Schiffe doch nur langsam vorwärts zu bringen. Ist die Flußstrecke wie in der Nähe von Khartum im allgemeinen gerade und der Wind ständig, was in manchen Monaten der Fall ist, so kommt man flott vorwärts, aber weiter oben bildet der Fluß ein unendliches Band von hin- und herlaufenden Schleifen, so daß unbedingt gerudert werden muß, und gerade hier findet sich der schon oben genannte Sudd mit seiner glühenden Fieberluft. In neuerer Zeit ist durch ihn mit sehr großer Mühe ein Kanal geschnitten, breit genug, daß Dampfer hindurchfahren und an bestimmten Stellen auch einander ausweichen können; aber ständig muß daran gearbeitet

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

werden, die Fahrrinne frei zu halten, denn bei der unerhörten Üppigkeit der Vegetation wuchert diese sonst schnell wieder in das Bett hinein. In früheren Zeiten muß es hier geradezu furchtbar gewesen sein. So ist vor etwa siebzig Jahren eine Expedition im Sudd steckengeblieben. Hilflos lag das Schiff festgefahren, unbeweglich in den Schilfmassen. Eingeschlossen von der trügerischen grünen Pflanzenwildnis, durch die nicht durchzubrechen war, weil sie nicht trug, lagen die unglücklichen Reisenden, gingen langsam dem Hungertode entgegen. Glücklicherweise wurde ihre Notlage bemerkt. Eine mit allem Erforderlichen versehene Hilfsexpedition wurde von Khartum abgesandt, und diese traf auch noch rechtzeitig ein, um die Ärmsten zu retten. —

Schön breit ist der Fluß, offen das Fahrwasser auf Tausende von Kilometern, aber verborgen von seinen lehmigen Fluten lauert wieder ein Feind, dessen Tücke darin besteht, daß er heute hier, in einiger Zeit dort ist: die Unterwasserbänke.

Wir wissen, daß der Nil aus unendlicher Ferne kommt, daß noch in der Regenzeit, wenn die Wasser erst weit genug geflossen sind, sein Pegelstand ganz gewaltig steigt. Schäumend überstürzen sich die sonst so ruhig dahingleitenden Massen, reißen Erdreich von den lehmigen oder sandigen Uferwänden, führen es ein Stück weit mit sich, lagern es hier ab, spülen an anderer Stelle eine Schlammbank weg, Baum und Buschwerk stürzt von den unterwaschenen Ufern in den Strom, treibt abwärts, saugt sich allmählich voll Wasser, sinkt unter, Schlamm, Schilfhalme treiben an, umkleiden das Buschwerk, langsam entsteht eine Jnsel. Allmählich erhöht sie sich durch hinzugeschwemmtes Astwerk, Erdreich und treibendes Gras, ragt über den Wasserspiegel hinweg, Samen trägt das Wasser zu, oder Vögel kommen, lassen sich nieder, in ihrem Kot bringen sie andere Körnchen, auch zwischen den Zehen haften oft Samen aus fernen Gegenden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

So entsteht hier langsam, ständig wachsend, eine neue Insel. Größer und größer wird sie, teilt den Fluß, der schließlich gezwungen ist, anderweitig durchzubrechen oder das Land zu überfluten, wenn sein gegabeltes Bett die Wassermassen nicht mehr bewältigen kann. So ist der Nil in seinem Oberlauf in unendlich viele Arme gespalten. Ein Kunststück ist es für den Schiffer, sich hier zurechtzufinden, denn gar zu leicht gerät er in einen falschen Kanal, und hier auf eine Schlammbank. Fällt dann das Wasser gerade an diesem Tage, dann ist es für ihn unmöglich, wieder loszukommen; er geht einem entsetzlichen Schicksal entgegen.

Die so entstandenen neuen Inseln haben aber vielfach auch keinen ewigen Bestand. Nirgends wechseln Werden und Vergehen so schnell wie gerade in den Tropen und ganz besonders in diesen feuchtwarmen Gegenden. Das Buschwerk, das gewissermaßen den Grundstock zu der Neuschaffung der Insel gebildet hat, verwest, der Schlamm und der angespülte Sand, die ja nicht gewachsenen Boden, sondern nur Schwemmland darstellen, werden ihrer festen Stütze beraubt, bald weggewaschen, immer mehr treibt, namentlich bei Hochwasser, mit dem Strom davon, und allmählich bildet die Insel eine Art Pflanzenfloß. Noch haftet es mit langen Wurzelfasern am Flußboden, aber der Strom zieht und reißt an ihr. Eine nach der andern gibt nach, und eines Tages schwimmt die ganze Herrlichkeit mit Buschwerk, Blumen, Vogelnestern und Kleintieren, die hier ihr Heim aufgeschlagen haben, von dannen, treibt nilabwärts, wird zu der für diesen heiligen Strom charakteristischen schwimmenden Insel. Hier und da verliert diese noch Reste anhaftenden Bodens, und endlich bleibt sie irgendwo hängen. Wurzeln und Astwerk spinnen sich allmählich herüber und hinüber, die benachbarten Ränder verwachsen in kurzer Zeit miteinander. So ist eine Seite des Ufers wieder verbreitert. Der Fluß wird zusammengepfercht, sucht Platz zu schaffen und reißt irgend-

wo wieder lockeres Land ab, zuweilen gleich mit dem ganzen Pflanzenbestand und allem Getier, das darauf lebt.

So kann es demnach kommen, daß Nilinseln auch auf andere Weise entstehen, und sie sind zoologisch oft höchst beachtenswert. Denn wenn eine solche treibende Insel sich mit einer festsitzenden eng verbindet, so haben wir auf diesen dieselbe Tierwelt wie auf dem festen Lande, aber die Tiere sind vollkommen vom Lande abgeschlossen, entwickeln sich selbständig weiter. So finden wir denn zuweilen gerade hier Tiere, die denen des eigentlichen Landes ganz nahe verwandt sind, sich aber doch vielfach von ihnen unterscheiden; sie haben sich im Laufe mehr oder weniger langer Zeitabschnitte umgebildet. Wie weit das zuweilen geht, sehen wir mit am deutlichsten auf den kleinen Capri vorgelagerten Felsen, die nicht einmal als Inselchen anzusprechen sind, deren jede aber eine besondere Eidechsenart beherbergt; diese sind denen von Capri nahe verwandt, aber doch deutlich von ihnen sowohl als von den auf den benachbarten Felsen lebenden zu unterscheiden. Und man muß doch mit Sicherheit annehmen, daß die Insel und die im Meere um sie herumliegenden Trümmer einst ein Ganzes gebildet haben.

Aus diesem ewigen Wechsel ersehen wir, daß auf dem oberen Nil eine regelmäßige Schiffahrt fast unmöglich ist. Immer muß der Steuermann darauf achten, daß er nicht auf irgendeine Untiefe gerät. Natürlich würde auch eine Stromregulierung, selbst wenn eine solche einmal beabsichtigt würde, durch die ganzen Verhältnisse unmöglich gemacht werden.

Um nach Kräften diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, sind ganz besondere Dampfer gebaut worden, Heckraddampfer, das heißt solche, die nicht die Räder an der Seite, auch keine Schiffsschraube haben, sondern Schaufelräder am Heck, das heißt am Ende. Hierdurch sind sie in der Lage, alle Durchgänge, die nicht breiter sind als der Schiffsrumpf, zu durchlaufen. Anderseits

brauchen die Räder nicht so tief ins Wasser zu tauchen, wie es z. B. die Schiffsschraube müßte. Dazu sind die Schiffe ganz flach, haben, selbst beladen, kaum mehr als einen halben Meter Tiefgang, sind unten glatt, mit Kupferblech belegt, haben keinen Kiel, so daß sie leichter über die Schlammbänke hinwegrutschen können.

Auf diese Weise ist man einen guten Schritt weitergekommen. Aber da türmt sich schon wieder ein neues Hindernis auf: Die Dampfer brauchen Feuerung, und da Ägypten keine Kohlen hat, greift man, wie sehr vielfach in den Tropen, zum Holz. Wälder gibt oder besser gesagt: gab es zu beiden Seiten des Nils auf weite Strecken, und aus diesen wurde das Holz geholt. An vielen Stellen wurden große Holzstationen angelegt, die natürlich mit dem steigenden Verkehr vermehrt wurden. Aber die Holzbestände nahmen ab, reißend schnell. An Wiederaufforsten dachte niemand, dazu war man zu bequem. Und merkwürdig, die sonst im Kolonisieren so großzügigen und weitblickenden Engländer haben für Forstwesen scheinbar gar kein Verständnis. So erkennt der Reisende in Afrika die Nähe einer englischen Station schon daran, daß man auf weite, weite Strecken abgehackte Baumstümpfe antrifft!

Hier im Sudan ist es noch schlimmer. Öde, weite, kahle Flächen säumen vielfach den Fluß, wo sich einst große Waldgebiete hinzogen. In den letzten Jahren haben ja wohl die Engländer versucht, von uns Deutschen in dieser Hinsicht etwas zu lernen, und englische Offiziere sprachen sich mir gegenüber ganz offen dahin aus, daß wir ihnen im Forstwesen weit voraus sind, daß sie aber jetzt anfingen, die Fehler langer Jahre wieder gutzumachen.

Dieser Holzmangel führt zuweilen zu ganz spaßigen Wettfahrten. Meist ist der Vorrat, der auf den Stationen liegt, sehr gering, und jeder Kapitän nimmt, soviel er auf seinen Dampfer packen kann, denn er weiß ja nie, wieviel er auf dem nächsten Haltepunkt bekommt. Haben nun zwei Damp-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

fer dasselbe Ziel oder holt einer den andern auf, so geht die Wettfahrt los. Der eingeholte, also langsamere, sucht durch Zickzackfahrt den Verfolger zu behindern, ihm das Fahrwasser abzuschneiden, ihn womöglich auf eine Schlammbank zu drängen. Oft genug gelingt das auch, denn in dem Eifer, dem andern zuvorzukommen, paßt der Steuermann in seiner Aufregung — die Ägypter haben alle ein sehr lebhaftes Temperament — nicht auf, hat oft nur Augen für den Vordermann, und plötzlich geht es „Schschschsch!“ und der Dampfer sitzt fest. Zuweilen erreicht aber auch den Vordermann dieses Schicksal, und mit lautem Hallo, unter Fluchen der Zurückbleibenden rattert der Sieger vorüber.

Im allgemeinen kommt jener dann nach einiger Zeit wieder los. Schlimm ist es nur, wenn das Unglück gerade geschehen ist nach einem im Oberlauf niedergegangenen Unwetter, das die Wassermassen vorübergehend hat steigen lassen. Setzt sich dann ein Schiff auf Grund, so ist es böse und tagelanges Graben nötig, um es wieder flott zu bekommen. Im allgemeinen genügt aber, daß ein oder mehrere schwere Anker an möglichst langer Trosse weit ausgebracht werden und nun mit Hilfe der Maschine versucht wird loszukommen. Wir haben auch mehrere Male festgesessen, aber immer nur vorübergehend.

Trotz dieser Hindernisse bildet der Nil eine gewaltige Verkehrsstraße, deren Wert erst in der Zukunft liegt. Für England ist er von hohem, ja fast unschätzbarem Wert, und das hat dieses kluge Handelsvolk nicht erst heute, nein, schon längst erkannt, lange ehe es seine Hand auf Ägypten, auf den Sudan legte. Hier führt für England der zweite, kurze Weg nach Indien (der dritte, weite, führt um ganz Afrika herum). Sollte einmal der Suezkanal gesperrt sein — im Weltkrieg wäre es möglich gewesen, wenn unsere Bundesgenossen sich mit dem Vortreiben der strategischen Bahn gegen Ägypten etwas mehr beeilt hätten —, so steht England hier noch immer der Weg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

offen, um nach Indien oder von Indien Truppen zu werfen.

Nicht nur um Handelswaren zu transportieren bauten die Engländer, als Britisch-Ostafrika noch völlig unerschlossen war, die gewaltige Ugandabahn von Mombasa nach dem Viktoria-See: nein, aus rein strategischen Gründen, wohl ahnend, daß dereinst der Weltkrieg kommen, vielleicht die Ägypter sich gegen sie stellen würden. Dann konnten sie auf diesem Wege die Aufrührer im Rücken fassen, ihren berechtigten Freiheitsdrang dämpfen.

Aber mehr noch bedeutet der Nil. Er ist das Endglied der Verbindungsstrecke Kap—Kairo. Ein gigantischer Gedanke, über den noch vor einem Jahrzehnt die Bierbankphilister lächelten, und jetzt? Die Verbindung ist hergestellt; wenn der Weltkrieg nicht dazwischengekommen wäre, gäbe es heute vielleicht schon Durchgangsfahrkarten von London nach Kapstadt über Ägypten!

Wohl erkannt hatte den Wert Ägyptens für England, gerade mit Rücksicht auf Indien, bereits Baker, der Erforscher des Albert-Nyansa. In den Jahren 1861—1863 bereiste er jene Gegenden, und damals schon, also Jahrzehnte bevor England die ersten Schritte tat, sich in Ägypten, das damals noch ganz unter französischem Einfluß stand, festzusetzen, schrieb er: „Als die große Straße nach Indien ist Ägypten für England das wichtigste Land."

Seine Worte verhallten nicht ungehört, wer weiß, ob sie es nicht waren, die die englischen Staatsmänner auf die Besitzergreifung des Landes lenkten.

Dieser Forscher wußte, was sein Land brauchte.

Auch deutsche Weltreisende haben, als wir noch eine Weltmacht waren, auf gar manches hingewiesen, was uns not tat, auf Fehler aufmerksam gemacht, hier geraten, dort gewarnt. Doch ungehört blieb ihre Stimme, sie waren ja nicht „vom Fach". Besser wäre es gewesen, man hätte auf sie geachtet, wie es andere Länder getan haben, dann wäre unsagbares Unglück vermieden, vielleicht der Welt-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

krieg; zum mindesten hätten wir uns aber in der Welt nicht so viele Feinde gemacht. Doch nun ist es zu spät, hoffen wir, daß kommende Geschlechter aus den Fehlern lernen. Wir aber wollen nach Afrika zurückkehren.

Als Gegenstück zur Kap—Kairo-Bahn war in Deutsch-Ostafrika von Daressalam der Schienenstrang nach dem Tanganjika-See schon weit vorgetrieben; jenseits des Sees bauten die Belgier durch Manjemaland zum Kongo, dessen Strom die Fortsetzung für die afrikanische Querbahn bilden sollte. Heute ist unsere Kolonie den Engländern zugefallen. Den Kongostaat besitzt noch Belgien, noch, denn einst wird der Tag kommen, an dem der englische Löwe auch diesen fetten Bissen überschluckt; er wird ihn leicht verdauen, und dann ist das gewaltige Verbindungskreuz, das Afrika vierteilt, in englischer Hand, dann ist das englisch-afrikanische Reich nicht mehr zu zertrümmern. Wer weiß, ob England, weitblickend wie es ist, nicht damit rechnet, dereinst Indien, aus dem es unermeßliche Schätze gezogen, zu verlieren. In Afrika bietet sich dann ein gewaltiges neues Betätigungsfeld für Jahrhunderte; wenn bis dahin die schwarze Rasse nicht ihr Haupt erhebt, erweckt durch die sinnlose Farbigenpolitik, die unsere Feinde getrieben haben. Selbstbestimmungsrecht verkündeten sie. Nun, fast sieht es aus, als wollten die Neger selbst bestimmen unter dem Losungswort: Afrika den Afrikanern!

Schon dämmert es, ab und zu flammen Wetterzeichen auf, noch sind es nicht Blitz und Donner, aber der Tag wird kommen. Dann können wir einmal zusehen, wie andere Völker sich zerfleischen. Dann wehre dich, Frankreich! Dann geht es um Sein oder Nichtsein! Deutschland wird aber dann seine Rechnung begleichen, Rache nehmen für die Demütigungen, die es hat hinnehmen müssen, als es nach dem Versailler Diktat, durch äußere Umstände gebunden, ohnmächtig war gegenüber den Anmaßungen Poincarés und Genossen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Wie ich Uganda sah

Fern vom Osten her waren wir, d. h. meine zwei Reisegefährten und ich, gekommen. Von Nairobi, der Hauptstadt des damaligen Englisch-Ostafrika, aufbrechend, hatten wir in den weiten Steppen am Athifluß gejagt, den Thika-Tana besucht, waren im Kikujuland gewesen, den Spuren von Peters und Tiedemann gefolgt, waren bei einem Häuptling, der die Engländer gar nicht sonderlich liebte, mit der deutschen Fahne begrüßt worden, die ihm einst Peters gegeben. Weiter hatte uns der Weg nordwärts geführt, im Bogen um den gewaltigen Kenia, den zweithöchsten Berg Afrikas, hatten in den Dornbuschsteppen Gelegenheit gefunden, Tausende von Giraffen zu bewundern. Dann drängte uns die Zeit westwärts, hin über das wasserarme Leikipiaplateau, bis auch das endlich hinter uns lag und wir von steiler Höhe den Blick hinschweifen lassen konnten über den großen afrikanischen Graben mit dem glitzernden Baringo-See, hinüber zu dem jenseitigen Abhang, den wir nach ein paar Wochen emporklimmen sollten. Vor uns breitete sich das damals von unzähligen Wildherden bevölkerte Guaso-Ngisho Hochland, dahinter ragte, weit ausgelagert, der Elgon, ein ungeheurer Bergklotz, dessen Fuß zu umwandern man mehr als zwei Monate braucht. Er war unser Ziel. Doch nicht den gewöhnlichen Weg südlich herum wählten wir, sondern wir wollten neue, wenig bekannte Länder besuchen. Die Engländer als Herren des Landes hatten es uns zwar verboten, aber wir taten es doch. Wer hätte uns hindern sollen? Die

nächste englische Station lag ja so viele Tagemärsche entfernt.

Unangefochten durchzogen wir das Land, sammelten reiche Erfahrungen, brachten wichtiges zoologisches Material heim. In der Ferne lockten hohe Bergzüge, glitzerten weite Seen, unerforschtes Land. Mächtig zog es uns dorthin, aber wir waren gezwungen, südwärts, nun am Westhang des Elgon entlang, zu wandern, denn unsere Verpflegung ging zu Ende, und wenn man mehr als hundert Träger zu verköstigen hat, darf man sich, ohne darauf vorbereitet zu sein, nicht in Gegenden begeben, wo es ungewiß ist, ob man genug Nahrung für so viele hungrige Mäuler findet. Und das war mehr im Süden der Fall. Am Berghang zogen sich, reich bewässert durch Kanäle und Gräben, Bananenpflanzungen hin, unten in der Ebene aber, zu unsern Füßen, dehnten sich öde Steppe und unermeßliche Sümpfe.

Volksstämme aller Art lernten wir hier kennen. Ackerbauer und Jäger, Mutige und Feiglinge. Nahe beieinander wohnten sie, sich ständig bekämpfend, sichtlich auch der Abstammung nach weit voneinander verschieden. Hochsteppen, von Flüssen durchströmt, lösten die um die Dörfer sich hinziehenden Felder und Bananenhaine ab. Dem Lauf der Flüsse folgten wir, nicht weit ab vom Wege, dorthin, von wo ein dumpfes Brausen aus der Tiefe heraufschallte. Hier stürzten mehr als 300 Meter tief die klaren Wogen herab, verschwanden drunten in einer gewaltigen Grotte, in dem dichten Blättergewirr des Urwaldes, um erst weit draußen in der Ebene wieder aufzutauchen, dahinzuströmen zu dem gewaltigen Allvater Nil, auch ihm seinen Tribut zu bieten vom Elgon, so wie ihn schon die Mondberge gebracht hatten. Aber auch eine zoologische Entdeckung machten wir auf diesem Zuge; wir fanden einen Brutplatz der Marabus. Hoch oben auf gewaltigen Bäumen, deren Stämme sich wohl 20 Meter senkrecht erhoben, ehe der erste Ast abzweigte, auf den breiten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Zweigen hatten die riesigen Kropfstörche aus ein wenig Reisig kunstlose dürftige Nester gebaut, so liederlich, daß es unbegreiflich erschien, wie es möglich war, daß darauf überhaupt ein Ei liegen konnte. Sehnsüchtig blickten wir hinauf, gern hätten wir die kostbare Beute für die Wissenschaft heimgebracht, denn noch fast völlig unbekannt sind das Brutgeschäft und die Eier der Marabus. —

Das Jahr, so reich an Begebenheiten, an Freud' und Leid ging zu Ende. Auf der kleinen Station Mbale, hoch in den Hängen des Elgon, feierten wir, bei Wein und Gesang.

Es ist doch ein eigentümliches Gefühl, eine solche Nacht, fern von den Lieben, draußen in der Wildnis zu begehen. Still ragen die Berge, Wolkenstreifen liegen in den Tälern, ruhig zieht der Mond seine Bahn. Das unermeßliche Heer der Sterne wandert dort oben, leuchtet uns und denen daheim, gewissermaßen eine Brücke schlagend. Draußen in der Steppe brüllt der Löwe, bricht vielleicht in ein Dorf ein, schlägt einen Menschen — näher als in andern Ländern wohnen Tod und Leben in Afrika beieinander.

Solche Gedanken beschlichen mich auch, als ich aus dem frohen Kreis englischer Offiziere mit meinen Freunden in unser Lager zurückkehrte. Ganz unsern Empfindungen hingegeben, näherten wir uns dem Zeltplatz, da meldete der Wachtposten die Ergreifung eines Diebes. Mit einem häßlichen Mißklang fing das neue Jahr an, aber wir buchten ihn in das alte, denn bereits vor ein paar Stunden war er ergriffen. Während unserer Abwesenheit war der Sünder unter der Wand hindurch in eines unserer Zelte gekrochen, dabei im Dunkeln gegen den offenstehenden Deckel eines eisernen Koffers gestoßen, der mit lautem Krach zuschlug. Was für einen Schreck mag der arme Kerl da bekommen haben! Der Posten, der seit Monaten zum erstenmal Gelegenheit hatte, sich zu betätigen, rief ihn an, sah die Zeltwand sich bewegen, und im nächsten Augenblick hallte sein Ruf: „Dieb, Dieb!“ durchs Lager. Er fand es sicher ratsamer, Hilfe herbeizuholen, denn ein

Held war unser Hamis nicht. Hei, da sprangen die Träger auf, das gab einen Spaß. Mit Speeren und Knütteln bewaffnet, umstellten sie das Zelt, und bedroht von all den Waffen, kroch der Unglücksmensch hervor. Was hatte er bereits in seinem Diebessack? Eine Gummibadewanne! Eine Kiste, enthaltend Tausend englische Pfund in Gold — wenn man die jetzt plötzlich besäße — hatte er stehenlassen.

Nach afrikanischem Recht verprügelten unsere Getreuen ihn erst einmal ganz fürchterlich, denn nichts tut ein Schwarzer lieber, als seinen Mitmenschen zu schinden, namentlich wenn keine Gefahr dabei vorhanden, er selber in der Übermacht ist. An der Zeltstange wurde dann der Unglückliche mit gefesselten Händen und Füßen angebunden. Hier saß er, als wir kamen. Er tat uns leid. Am liebsten hätten wir ihn laufen lassen, aber das ging nicht. Bald erschienen herbeigeholte englische Eingeborenenpolizisten. Mittels einer feinen Kette wurde der Dieb nochmals geschlossen und abgeführt.

Wir aber saßen noch eine Zeitlang vor unsern Zelten und genossen schweigend diese eigenartige Neujahrsnacht. Leichte Nebel webten wie silberne Schleier mondbeschienen um den Elgon, schwebten vom Windhauch getragen über die Wälder hin. An den Hängen leuchtete hier und dort ein Feuer. Fernher tönte einförmige Negermusik, eine Goma, doch nicht dem Jahreswechsel zu Ehren, sondern so wie fast jede Nacht.

Früh erklang der Ruf: „Heia, Safari!“ (Vorwärts, auf zum Marsch!) und bald herrschte lebhaftes Treiben. Es war, als wollten die Träger uns zeigen, daß sie das neue Jahr* fleißig begönnen. Bald waren die Zelte verschnürt. Noch nicht eine halbe Stunde nach dem Weckruf standen alle Lasten bereit. Heute klappte es. Um ein Feuer sprangen

---

* Die Eingeborenen, meist Mohammedaner, haben eine andere Jahreseinteilung als wir.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

im Tanzschritt noch ein paar Gestalten, in ihre roten Schlafdecken gehüllt, lachend wärmten sie sich. Und nun trat Zindani, unser Führer, heran. Die Hand am Darbutsch, meldete er: „Tayari!“ (Alles bereit). Die Maultiere wurden vorgeführt. Wir schwangen uns auf, setzten uns an die Spitze des Zuges. Die von Sturm und Regen zerfetzte kleine Zeltflagge wehte munter im Morgenwind. Klappend schlugen im Takt die Trägerstöcke gegen die Lasten. Marschgesang. In langer Linie wanderte die Expedition ab, in guter Ordnung, wie es sich unter deutscher Führung gehört. Herrgott, war das schön. So hinauszureiten in den herrlichen taufrischen Morgen, gut ausgeruht nach monatelangen anstrengenden Märschen, ein großes Stück fremden Landes durchwandert zu haben, reich an Ausbeute, und nun wieder neuen Eindrücken, neuen Erfolgen entgegen — denn an Mißgeschick glaubt und darf ein Forschungsreisender nicht glauben. Da hielt es mich nicht, und dankbar stimmte ich an: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ Talwärts, der Ebene zu, zogen wir unserm Ziel entgegen, nach Jinja, der Stelle, wo der Nil den Viktoria-See verläßt. Einige Tage einförmigen Marsches, dann glitzerte es plötzlich hin und wieder aus dunstiger Ferne im Süden auf, und endlich lag, einem gewaltigen Meere gleich, der Viktoria-See vor uns.

Welches Gefühl muß Speke durchrieselt haben, als er zum erstenmal diesen schier unermeßlichen, sagenhaften Binnensee, dessen Flächenraum dem von ganz Bayern entspricht, von Muanza aus, der Stelle, wo später die große schöne deutsche Station errichtet wurde, vor sich liegen sah, den See, von dem Kunde war, solange die Weltgeschichte uns überliefert ist, und den doch bis dahin noch keines Weißen Auge geschaut, ja dessen Vorhandensein von vielen Gelehrten ins Reich der Fabel verwiesen wurde. Doch nicht nur das Staunen, das Gefühl des glücklichen Entdeckers wird ihn ergriffen haben, sondern vielleicht auch Zweifel, ein banges Ahnen: „Wird meine Hoffnung, meine Ver-



Jackson-Fall am Elgon. Östlicher Zufluß des Nils in Uganda
(Der Fall stürzt über 300 Meter herab)

mutung bestätigt, entströmt der Nil wirklich dem Ukerewe-See (wie er anfänglich hieß nach der kleinen Halbinsel in der Südostecke des Binnenmeeres), oder hat der Riesenfluß an anderer Stelle seine Quelle, unabhängig von dem See?" Aber mit einem wahren Forscherinstinkt begabt, glaubte er fest daran, daß der Viktoria-See die Wiege des Nils sei, ließ sich durch alle Anfeindungen, die ihn namentlich von seinem ersten Reisebegleiter Burton, der sich von ihm getrennt hatte, bereitet wurden, nicht einschüchtern. Letzterer war von einer derartigen Eifersucht auf den kühnen Reisenden ergriffen, daß er ihn einfach als Schwindler erklärte und alle seine Nachrichten von großartigen Entdeckungen in Abrede stellte.

Diesen Anwurf ließ Speke nicht auf sich sitzen. Sofort erklärte er sich zu einer neuen ausgedehnteren Expedition bereit, und aus dem Jagdreisenden, als der er bisher fremde Länder durchzogen hatte, wurde nun der ernste Forscher. Der Zoologe Grant begleitete ihn als erklärter Unparteiischer, und beide bestätigten nicht nur das Vorhandensein des gewaltigen Sees, sondern gingen weiter. Am Westufer zogen sie durch das Land Karagwe hin, querten viele Flüsse, unter denen Speke den Kagera als den stärksten Zufluß des Sees und mithin in wunderbar kombinierender Weise als Quellstrom des Nils bezeichnete, obgleich er noch keine sichere Kunde hatte, daß dieser auch wirklich dem See entströmte. Dies zu erforschen, sollte seine hauptsächlichste Aufgabe werden.

Unterstützt durch einen Negerfürsten, der merkwürdigerweise, im Gegensatz zu allen sonst nur auf rein tierische Genüsse bedachten Schwarzen, Interesse für die Pläne des weißen Reisenden zeigte, zog Speke im Halbkreis um den See herum, und dann, als er erfuhr, daß aus dessen Nordseite ein großer Strom entspringe, an dieser entlang, bis er an die Stelle kam, wo wirklich ein Fluß abwässerte.

„Das ist der Nil", erklärte er, felsenfest von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt. Und sie war richtig. Um den

Beweis zu erbringen, zogen die beiden nun nordwärts, gaben ihren Plan, nach der ostafrikanischen Küste zurückzukehren, auf. Sie wollten das einmal angefangene Werk nun auch ganz vollenden, damit nicht wieder jemand auftreten und ihre Angaben anzweifeln konnte. So zogen sie nilabwärts, der Heimat entgegen, lösten das gewaltige Rätsel des Nils. —

Nun standen wir an der gleichen Stelle (wenngleich auf dem andern Ufer, denn Speke war von Westen gekommen). Welche Gefühle! Nicht als geographische Forscher, sondern als Reisende; nicht wir machten die große Entdeckung, und doch überkam mich eine gewisse weihevolle Stimmung. Still glitten hier die gewaltigen Wassermassen vorüber, nordwärts; ein Tausende von Kilometern weiter Weg lag vor ihnen, unzählige Reiche hatten sie zu durchströmen, ein weites Land zu befruchten, ehe sie sich wieder ins Meer ergossen, sich auflösten, um den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Unsern Leuten waren wir ein gutes Stück vorausgeritten, wollten nicht zugleich mit der ganzen lärmenden Gesellschaft ankommen. Nun nahten sie, schon von weitem erschallten ihre Stimmen, als sie des Flusses ansichtig wurden. Bald lagerte alles am Ufer, trank und badete. Boten des eingeborenen Fürsten stellten sich ein, fragten nach unsern Wünschen, und bald erschienen Züge von Weibern und Kindern, beladen mit Lebensmitteln, namentlich Bananen und Hühnern. Auch einige Männer waren dabei. Wir fanden, daß sich die Geschlechter sehr ähnlich sahen. Allerdings in der Kleidung unterschieden sie sich, denn die Männer sparten sie bis auf ein ganz kleines Schamtüchlein, die Frauen dagegen trugen eine Art Krinoline aus zersplißten Bananenblättern.

Rasch entwickelte sich lebhafter Marktbetrieb. Die Träger schwelgten in allen Genüssen, und am Abend war große Goma. Zum Klang von Trommel und Gesang wurde getanzt, bis unser „Keléle!“ (Ruhe) dem Spaß ein Ende machte.

Orientalisches Seminar UNIV. HALLE

Noch ehe die Sonne sich erhob, waren wir auf, schritten zum See hinab, über dem weiße Nebel lagerten. Hier überraschten wir ein Idyll, einen alten Araber mit seinen Sklavinnen, die das Morgenbad nahmen. Unzählige farbige Weiber habe ich auf meinen vielen Reisen gesehen, doch nie von so wunderbarem Wuchs wie eines dieser Nubiermädchen. Geradezu eine Venus, hätte sie selbst dem anspruchsvollsten Bildhauer Modell stehen können — bis auf den Kopf; der war, nach unserm Geschmack, furchtbar wie bei den meisten Nubierfrauen. Trotz des schwachen Lichtes wollte ich eine Aufnahme machen, aber lachend nahm der Araber ein Tuch, hängte es ihr um. Sein Gesicht spiegelte aber nicht Ärger, sondern den ganzen Stolz des glücklichen Besitzers eines Kleinodes. Zufrieden schmunzelnd bestieg er mit seinem Harem ein Boot und fuhr von dannen.

Langsam glitten die Nebel über die Wasser, zerflossen, als sich die Sonne wie aus milchigem Glast erhob. Drüben in der Ferne tauchten in feinem, bläulichem Dunst Inseln auf. Gern hätten wir sie besucht, denn Inseln sind immer zoologisch wichtig, aber unter allen Zeichen des Schreckens bedeuteten uns die Eingeborenen, daß dort das Grauen, der Tod, wohne. Es waren Schlafkrankheitsinseln, deren Betreten bei Todesstrafe verboten war.

Ein trauriges Kapitel menschlicher Geschichte geht hier seinem Abschluß entgegen. Eingeschleppt vom Westen, durch Karawanen aus dem Kongostaat, hat diese furchtbare Krankheit die Landstriche um den See ergriffen. Lange kannte man ja ihre Überträger nicht, bis sich die Glossina palpalis als Verbreiterin herausstellte. Eine Anzahl Stiche dieser Fliege genügt, um den Menschen mit dem Gift genügend zu impfen, daß er dem langsamen, qualvollen Tode verfallen ist.

Glücklicherweise hat die Fliege aber die scheinbar für Innerafrika typische Eigenschaft, daß sie sehr faul ist. Erst wenn die Sonne hoch am Himmel steht, der Morgentau getrocknet ist, erhebt sie sich und schwärmt. Ihr Aufent-

haltsort sind Gebüsche in der Nähe von Wasserläufen; weitab von diesen, schon nach etwa 100—200 Schritt, finden sie sich nicht. Und das ist das Glück für den Menschen. Hierdurch ist er in der Lage, ihrer Herr zu werden.

In der Nacht oder am frühen Morgen, wenn die Tiere noch von der nächtlichen Kühle und Tau verklammt im Geäst sitzen, werden die Büsche umgehackt, dann läßt man sie liegen, bis die Sonnenstrahlen alles Holz- und Blattwerk gehörig ausgedörrt haben, und nun wird das Ganze, möglichst wenn der starke Wind seewärts weht, wiederum bei Nacht, angezündet. Auf diese Weise verbrennen die Tiere oder werden auf den See hinausgetrieben, wo sie, schwerfällig, wie die schlechten Flieger sind, bald ins Wasser fallen und hier von Fischen aufgeschnappt werden.

Heute ist ein großer Teil der Küste des Viktoria-Nyansa von Büschen entblößt, aber damit ist auch an diesen Stellen die Krankheit fast ganz erloschen. Anders verhält es sich auf den Inseln. Hier konnte man nicht in gleicher Weise vorgehen. Im Verhältnis zur Größe waren sie zu dicht bewachsen und die Eingeborenen alle derartig mit Krankheitskeimen verseucht, daß an eine allgemeine Heilung nicht zu denken war. So hat man denn zu einem durchgreifenden, allerdings furchtbaren Mittel die Zuflucht genommen: da doch nicht eine dauernde Hilfe geschaffen werden kann, so läßt man einfach die ganze Bevölkerung aussterben. Niemand von der Küste darf die Inseln betreten, aber auch kein Mensch von drüben herüber. Diese Maßnahme muß zur Folge haben, daß einmal der Tag kommt, wo der letzte Mensch auf den Inseln gestorben ist. Dann muß die Krankheit von selbst erlöschen, denn allmählich verliert das in den Fliegen vorhandene Gift, wenn seine Kraft nicht durch neue Stiche aufgefrischt wird, an Stärke, ja wird wirkungslos, und wenn keine schlafkrankheitskranken Menschen hinüberkommen, werden die Insekten sich auch nicht wieder mit Gift versorgen können. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß nicht der Stich

der Fliege an sich giftig ist, sondern es erst dann wird, wenn die Fliege vorher ein krankes Wesen gestochen und sich an ihm gewissermaßen angesteckt hat. Dabei braucht dies durchaus nicht immer ein Mensch zu sein, sondern Krokodile, Großwild u. a. m. sind gleichfalls Krankheitsträger.

Dasselbe gilt natürlich auch gleicherweise von der Malariamücke, der Anopheles. Diese muß sich ebenfalls erst infizieren, wenn sie gefährlich werden soll. Wir haben sie in Deutschland auch vielfach, und doch tritt die Malaria nur in bestimmten Gegenden auf, wenigstens vorläufig. Wer weiß, ob sie sich nicht dereinst auch über ganz Europa verbreitet.

Diese Krankheitsüberträgerin ist nicht so einfach zu bekämpfen wie die Glossina. Ein Glück ist nur, daß sie, wenigstens in den meisten Gegenden, nur in der Dämmerung und bei Nacht fliegt, deshalb kann man sich vor ihr, wie wir noch im Verlauf der Weiterreise sehen werden, doch einigermaßen schützen.

So schön es sich hier am Ufer des prächtigen Sees rastete, es drängte uns doch vorwärts. Erst galt es aber noch, den Riponfällen, über die sich der Nil ergießt, ehe er seinen weiten Weg nordwärts antritt, einen Besuch abzustatten. Doch diese Stelle will ich nicht selbst beschreiben, sondern lasse Speke, den Entdecker, sprechen, ihn den Eindruck schildern, den er beim ersten Anblick der Fälle empfunden hat:

„Wir wurden wohl belohnt, denn die „Steine", wie die Waganda die Fälle nennen, waren bei weitem das Interessanteste, was ich je in Afrika gesehen habe. Jedermann lief, sie zu betrachten, obwohl der Marsch lang und ermüdend war. Trotz ihrer Schönheit war die Szene nicht ganz, was ich erwartete, denn die breite Fläche des Nils war durch eine Hügelreihe, die Fälle, die etwa 12 Fuß tief und 400 bis 500 breit, waren durch Felsen gedeckt. Trotzdem war es ein Anblick, der einen stundenlang fesseln konnte. Das Geräusch der Wasser, die Tausende rie-

siger Fische, die mit aller Kraft durch die Fälle sprangen, die Wasoga- und Wagandafischer, die in Booten herankamen und an den Felsen mit Leine und Angel Posten faßten, die Flußpferde und Krokodile, verschlafen im Wasser liegend, das Fährboot oberhalb der Fälle hin und her fahrend, und das Vieh nach dem Rande des Sees zur Tränke getrieben, all das in Verbindung mit der schönen Natur der Gegend, kleinen grasigen Hügeln mit Bäumen an den Abhängen und Pflanzungen in den tieferen Lagen, bot ein interessantes Gemälde, wie man es nur immer verlangen konnte.

Die Fische werden durch die außerordentliche Geschwindigkeit des Wassers offenbar mitgerissen, und zwar zu gewissen Jahreszeiten, vermutlich wenn sie zum Laichen auf der Wanderung sind, in ungeheurer Zahl. Die Fischer stehen dann meistens auf den Felsen am Fuß der Fälle und reißen einfach die vermutlich durch die Wucht des Anpralles halb betäubten Fische mit Haken aus dem Wasser."

Uns boten die Ufer aber noch mehr, denn hier entfaltete sich ein so reges Leben von Wassergeflügel aller Art, daß man sich in den Zoologischen Garten versetzt glaubte. Allenthalben huschten Strandläufer mannigfaltigster Art hin; wohl Zugvögel, Gäste aus unserer nordischen Heimat waren es, die hier sich an dicken Würmern labten, Schnepfenvögel und Reiher, graue Fischräuber und silberglänzende Edelreiher, die in den mächtigen einzeln stehenden Bäumen nicht weit von unserm Lager ihre Schlafplätze hatten. Wie mit großen weißen Blüten schienen diese übersät zu sein, wenn in der letzten Stunde des Tages sich hier die schönen Vögel einschwangen. Über die Spiegelfläche des Sees glitten Klaffschnäbel, pflügten gewissermaßen das Wasser mit dem halbgeöffneten Schnabel. Draußen kreiste mit hellem Ruf ein Paar der prächtigen Schreiseeadler, schnellen Flügelschlages eilten Kormorane vorüber, ließen sich auf dem Wasser nieder,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

tauchten, um bald mit einer zappelnden Beute wieder zu erscheinen. Auf einzelnen aus dem See ragenden trockenen Büschen saßen Schlangenhalsvögel, eigentümlich anzusehen mit ihren unverhältnismäßig langen, schlangenähnlichen Hälsen, gefährliche Fischräuber gleich ihren großen Vettern, den Kormoranen. Hatten sie eine Zeitlang getaucht, so schwangen sie sich in das Gezweig, breiteten die Flügel aus und saßen fast bewegungslos, drehten sich höchstens einmal, um die trocknenden Sonnenstrahlen besser wirken zu lassen. In der Luft, wie in ihr festgenagelt, rüttelte hier und dort ein Graufischer, ließ sich dann wie ein Stein ins Wasser fallen, um im nächsten Augenblick, wie sich deckend, ganz nahe auf seiner Oberfläche hinfliegend, mit einem erbeuteten Fisch davonzujagen. Doch auch die herrlich gefärbten, buntschillernden Eisvögel, ähnlich denen, die unsere Gewässer verschönen, fehlten nicht. Hier und dort saßen sie im Röhricht wie wundervoll schillernde Blüten.

Schön war es hier, bis auf die vielen Moskitos, aber die mußten wir in Kauf nehmen, dafür waren wir am Nil. Doch über ihn mußten wir hinüber. Die Eingeborenen brachten mächtige Einbäume, sicher uralte Fahrzeuge, aus je einem riesigen Baumstamm gefertigt. Auffallenderweise waren sie anders gearbeitet als die, welche man sonst vielfach findet oder wie sie unsere Vorfahren benutzten. Nicht durch Hineinlegen glühender Steine war allmählich die Höhlung herausgebrannt worden, sondern in unendlich mühsamer Arbeit mit Hilfe kleiner Äxte herausgehauen, eine gute Leistung, wenn man bedenkt, daß die Boote etwa 10—12 Meter lang waren. Einen Nachteil haben diese Fahrzeuge: sie sind sehr kippelig. Man muß darin hübsch ruhig sitzen.

Ein Hinübersetzen mit den Maultieren war daher nicht so einfach. Mit Hilfe von Brettern und Einbäumen mußten für sie Flöße hergestellt werden, auf die dann auch gleich eine ganze Menge Lasten gepackt werden konnten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Das Einschiffen wurde noch besonders dadurch erschwert, daß die Flußufer sehr schlammig waren. Es blieb also nichts anderes übrig, als die Maultiere auf die Fähre tragen zu lassen. Daß die an sich schon schwer zu behandelnden Tiere hiermit nicht ganz einverstanden waren, wird jeder, der einmal mit diesen Kreuzungen zwischen Pferd und Esel zu tun gehabt hat, glauben. Sie wehrten sich und schlugen um sich, zappelten, daß es für die Träger kaum möglich war, sie durch das Wasser zu bringen, und standen sie endlich auf dem ihnen ungewohnten Fahrzeug, so zitterten sie vor Angst. Wir fürchteten jeden Augenblick, daß sie ins Wasser fallen würden. Das Ausladen war einfacher, denn das linke Nilufer hatte festen Boden, da sprangen sie nach einer kleinen Aufmunterung ganz flott ans Land.

Sehr spaßig war das Übersetzen unserer Kavirondoträger. Sie hatten noch nie einen so großen Fluß gesehen, Boote waren ihnen unbekannte Erfindungen, und nun wurden sie in kleineren Einbäumen hinübergerudert. Anfangs wollten sie gar nicht einsteigen, wie unsere Maultiere! Erst als die andern Träger sie auslachten, faßte der erste Mut, die übrigen folgten, drängten sich alle zusammen in ein Boot, so daß es fast unterging. Als das Fahrzeug aber bei der geringsten Bewegung schwankte, ergriff sie die Furcht. Aschfahl wurden ihre Gesichter, dicht beieinander hockten sie da, wagten kaum zu atmen. Kein Wunder, am Tage vorher hatten sie ja ein großes Krokodil gesehen; wie leicht hätte das einen von ihnen holen können. Einige Stunden Arbeit, dann waren die 120 Mann mit dem üblichen Troß an Weibern und Kindern drüben.

Aus guten Gründen hatten wir es verboten, daß Frauen die Expedition begleiteten. Aber was wir auch anstellten, plötzlich waren sie doch wieder da. Mit großer Geschicklichkeit verstanden es die Träger, ihre mehr oder weniger ehelich angetrauten Herzallerliebsten zu verbergen, und gewöhnlich erst an Flußübergängen, die wir überwachten, bis der letzte Mann hinüber war, kam es dann heraus, daß

sie doch weiblichen Anhang hatten. An sich hätten uns die schwarzen Damen ja nicht gestört, aber zuweilen kam es ihretwegen zu Schlägereien, die meist recht blutig ausgingen.

Einer meiner Reisegefährten interessierte sich sehr für Pflanzen, wollte möglichst von allen Arten Samen mit nach Hause nehmen, aber leider war dieser nicht immer gleich zu haben, denn vielfach fanden wir die Gewächse noch in Blüte. Da wurden sie denn ausgegraben und bis zur Reife mitgeführt. Blumentöpfe besaßen wir nicht, aber leere Konservenbüchsen eigneten sich als solche ausgezeichnet, diese mußten die Karawanenweiber tragen und erwarben auf solche Weise eine Art Recht, mit uns zu reisen. Es war ein Bild für Götter, wenn man den Zug durch die Steppe wandern sah, jede Frau mit ernstem Gesicht einen Blumenstock in der Hand, für dessen Wohlergehen sie natürlich verantwortlich war!

War uns schon auf den letzten Marschtagen aufgefallen, daß die Eingeborenen, im Gegensatz zu allen andern bisher angetroffenen Völkern, einen ziemlich kultivierten Eindruck machten, so wurde das im Königreich Uganda, das wir mit Überschreiten des Nils betreten hatten, noch viel deutlicher. Wir befanden uns nun unter einer vollständig christlichen Bevölkerung. Sehr unangenehm berührte es uns aber, daß die Männer und Frauen, die uns begegneten, das Knie vor uns beugten, da sind mir freie Wilde lieber.

Es war eine friedfertige Bevölkerung, die hier wohnte, das erkannten wir daran, daß sie vielfach — Speere trugen! „Welch ein Widerspruch“, wird der Leser sagen. Nein, im Gegenteil, es hat schon seine Richtigkeit: Der Engländer ist klug. Kriegerischen Völkern verbietet er das Waffentragen, so z. B. den Stämmen am Westhang des Elgon. Friedfertigen dagegen erlaubt er es, wie den verweichlichten und sittlich trotz des Christentums herabgekommenen Waganda. Diese sind natürlich sehr stolz darauf,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

halten sich selbst für Helden und zehren von dem Ruhm ihrer einst so trotzigen Vorfahren. Natürlich steht auch andern Völkern, z. B. den Masais, das Waffentragen frei, aber sie brauchen diese zum Schutz ihrer Herden; außerdem ist Ostafrika so erschlossen, daß hier ein Aufstand kaum zu befürchten ist.

Daß wir hier ein neues Reich betraten, merkten wir eigentlich nicht, denn kein Grenzpfahl oder Zollwächter machte uns darauf aufmerksam, war ja auch gar nicht nötig, denn der König von Uganda ist doch nur eine Puppe in der Hand des englischen Residenten. Seine Macht ist gebrochen. Nie mehr würden die Waganda wagen, ihr Haupt zu erheben, gar Tribut von den durchreisenden Weißen zu fordern wie einst der kühne, blutdürstige Mtesa und sein Nachfolger, die Stanley den Durchzug verwehrten, es auch noch anfangs bei Dr. Peters versuchten. Als sie aber erfuhren, daß er und seine kleine Schar jene „Wadutschi", jene Deutschen waren, die trotz ihrer geringen Anzahl es gewagt hatten, durch das Gebiet der Masai zu ziehen, ohne Tribut zu entrichten, daß sie diese mächtigen Räuber geschlagen hatten, vor denen ganz Afrika zitterte und die noch kurze Zeit zuvor in Uganda eingefallen waren und unter Morden und Brennen große Viehherden gestohlen hatten, da zogen sie vor, sich freundlich zu ihnen zu stellen. Denn Männer, die es wiederholt mit Tausenden der speerschwingenden Masai aufgenommen, diesen afrikanischen Landsknechten schwere Niederlagen beigebracht hatten, mußten Helden sein.

Aber was hatte all die Hochachtung den kühnen Reisenden genützt. So nahe dem Ziel, erhielt Peters hier die schmerzliche Nachricht, daß Emin Pascha bereits „befreit" war, daß Stanley ihn mehr oder weniger gezwungen hatte, sein Land, die Äquatorialprovinz, die er jahrelang gegen gewaltige Übermacht gehalten hatte, zu verlassen. Das war wohl für Peters, den später so oft verkannten und mißachteten Mann, der schwerste Schlag. Unter den unglaub-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

lichsten Schwierigkeiten, die ihm nicht nur von Farbigen, sondern namentlich auch von Weißen gemacht wurden, unter fast übermenschlichen Anstrengungen, durch unzählige Gefahren hatten er und Tiedemann seine Getreuen geführt, und nun, fast am Ziele, diese herbe Enttäuschung! Es muß sehr hart für diesen willensstarken Mann gewesen sein.

Uganda war eines der interessantesten Eingeborenenreiche, welches die Europäer bei der Erschließung Afrikas vorfanden. Es unterschied sich bedeutend von den übrigen Negerreichen, deren Fürsten oder Dorfschulzen — denn um solche handelte es sich vielfach — nur von rohen, tierischen Instinkten beherrscht waren. Auch die Könige von Uganda waren ja keine „Goldsöhnchen", aber sie regierten doch wirklich, trieben überlegte Politik.

Nun fragt man sich: Warum saßen hier inmitten von Afrika Fürsten, die alle umwohnenden so weit überragten? Da kommen wir wieder auf den Altvater Nil. Auf seinem Rücken sind sicher vor Urzeiten die heutigen Waganda oder wenigstens Teile ihrer Herrschergeschlechter eingewandert. Nachweisen läßt sich das heute nicht mit Sicherheit, wir können es nur aus dem Typus, aus Sitten und Gebräuchen schließen, denn schriftliche Überlieferungen in dieser Hinsicht haben wir nicht. Es sei denn, daß sich in den Königsgräbern bei Mengo, nördlich des Viktoria-Sees, in denen nach Berichten der Eingeborenen mit den Leichen Schriftstücke beigesetzt sind, Aufzeichnungen befinden, die diese Rätsel lösen. Auffallend ist es übrigens, daß auch diese Gräber pyramidenähnliche Form haben. Es sind spitze Kegel, aus Holz errichtet, und auch ihr Inneres gleicht denen der riesigen ägyptischen Bauten: Die darin niedergelegten Königsleichen sind gleichfalls balsamiert. In welcher Weise das geschehen ist, wissen wir Europäer nicht genau, denn das wird geheimgehalten. Nach Angaben Eingeborener sollen in die Adern besondere Flüssigkeiten eingespritzt werden, um die Zersetzung zu ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

hindern, also ein Verfahren, wie wir es zu gleichem Zweck auch anwenden. Sicher bewirkt in der Hauptsache wohl eine gründliche Trocknung der Leiche die Erhaltung, und diese wird noch namentlich dadurch unterstützt, daß die Mumie ganz fest in Stoffe eingepreßt wird, die obendrein wasserdicht gemacht sind, so daß jede Feuchtigkeit ferngehalten wird. Jedenfalls muß die Balsamierungsart eine vorzügliche sein, denn in dem feuchtheißen Klima Ugandas wären die Mumien sonst längst verwest.

Unsern eigentlichen Plan, dem Laufe des Nils zu folgen, gaben wir für eine kurze Strecke auf, denn die unendlichen Sümpfe verleideten es uns. Hinzu kam, daß unsere Karawane durch die zoologischen Sammlungen derart belastet war, daß wir vorzogen, uns dieser erst einmal zu entledigen und dann nordwärts zu ziehen. Außerdem lag auf letzterem Wege die Hauptstadt von Uganda. Wir mußten doch die Orte besuchen, wo sich für Deutschland so bedeutende Begebenheiten abgespielt hatten, wo einst Peters seine Verträge geschlossen hatte, durch die Uganda deutsches Interessengebiet werden sollte. Daß diese später nicht von Regierung und Reichstag anerkannt wurden, war nicht sein Fehler, sondern der Herren, die in ihrer unglaublichen Kurzsichtigkeit nicht den Mut dazu hatten. Heute wäre ja auch dieses Land für uns verloren, aber den Engländern würde es doch während des Weltkrieges recht peinlich gewesen sein, wenn inmitten Afrikas, gerade zwischen Ostafrika und dem Sudan, also auf ihrer Verbindungslinie vom Kap nach Kairo, von Indien über Land nach Ägypten eine starke deutsche Provinz gelegen hätte. Ja, „hätte“, das Wörtchen verfolgt uns seit zehn Jahren! Wer weiß, ob dann nicht vieles ganz anders gekommen wäre. Wir dürfen nicht vergessen, daß viele englische Kolonien, wie z. B. der Sudan, durchaus nicht den Engländern wohlgesinnt sind. Die dortigen Völker haben die schwere, vernichtende Niederlage, die Kitchener den Mahdisten bei Omdurman beigebracht hat, nicht vergessen, nicht verwunden. Das

Blut der unzähligen tausend Stammesgenossen ist noch nicht gerächt. Auf meinen beiden Reisen nach dem Sudan konnte ich den sich steigernden Haß beobachten, erfuhr auch durch Eingeborene, die Vertrauen zu mir gefaßt hatten, daß sie im Besitz großer Mengen modernster Repetiergewehre waren.

Im Weltkrieg gärte es ja einmal im Sudan auf, doch dem Aufstand fehlte der Rückhalt. Der wäre aber vorhanden gewesen, wenn im Süden, in Uganda, deutsche Truppen gestanden hätten, bereit, nach Norden vorzudringen, wohin, wie wir schon gesehen haben, mit Dampfschiffen eine leichte und schnelle Verbindung bestand.

Ja mehr noch: wer Herr von Uganda war, konnte jederzeit den Kongostaat und damit Belgiens wertvolle Kolonie bedrohen. Dort einen Aufstand zu entflammen, wäre ein Kinderspiel gewesen, denn wohl kein weißes Volk ist so verhaßt bei den Eingeborenen wie die Belgier, infolge der ungeheuern Greuel, die dort an den Schwarzen begangen worden sind.

Jetzt ist es zu spät, der Weltkrieg geschlagen, eine der vielen Gelegenheiten, in die Zukunft blickend groß vorzusorgen, ist verpaßt, unwiederbringlich vorbei.

Uganda ist schon seit Jahrzehnten vollkommen christlich. Allenthalben begegnet man Eingeborenen mit Büchern, meist der Bibel, und allabendlich sieht man sie vor den Hütten weniger gebildeter Landsleute sitzen und ihnen die Schrift auslegen. Das geschieht aber, wie uns ein Missionar offen zugab, weniger aus Glaubenseifer, sondern um vor den Stammesgenossen mit der eigenen Gelehrtheit zu prahlen.

Schon beim Betreten des Landes fällt der vorzügliche Zustand der Straßen auf; besser können sie in Europa auch nicht sein. Der Telegraphendraht zieht sich neben ihnen hin. Vielfach längs der Landstraße, namentlich in der Nähe der Dörfer trifft der Reisende Baumwollfelder. Diese Lehrkulturen sehen zur Zeit der Blüte entzückend

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

aus. Allenthalben prangen gleich herrlichen Rosen die rosa und weißen Blumen. Reift dann die Kapsel und platzt sie, so quillt schneeballengleich die leuchtendweiße Baumwolle hervor. Angelegt sind diese beetartigen Felder, um den Eingeborenen vor Augen zu führen, wie einfach solche Kultur ist und wie ertragreich. Diese Anlagen haben auch bereits reiche moralische Früchte getragen, viele Eingeborene betreiben die Anpflanzungen, und heute schon ist die Ugandabaumwolle als besondere Marke in den Handel eingeführt und wird sehr geschätzt.

Um die Dörfer ziehen sich weite Bananenschamben hin, gut bewässert, in mächtigen Trauben hängen die reifenden Früchte.

An ewig wechselnden Landschaftsbildern geht es vorüber. Wo nicht das Land unter Kultur genommen ist, dehnt sich leuchtend grüne Bambuswildnis. In sumpfigen Niederungen wuchert Papyrus mit seinen Besenhäuptern. Dann wieder nimmt uns ein langer Streifen Urwald auf. Sorglich hat man ihn stehenlassen als Wasserspeicher. Für ewige Zeit soll er erhalten bleiben, auch wenn einmal das ganze übrige Land angebaut ist, denn zu böse Erfahrungen sind, nicht nur in Afrika, mit zu gründlicher Rodung gemacht. Da hatte man wohl unendlich weite Ackerflächen geschaffen, aber das himmlische Naß, das gerade in den Gegenden um den Äquator fast nötiger ist als in unsern Breiten, fehlte, weil die Wälder verschwunden waren, die für die Feuchtigkeit, für Tau und Wolkenbildung sorgten. Ich habe im Stillen Ozean Inseln kennengelernt, die, früher ungemein üppig, durch diese unvernünftige „Kultivierung“ jetzt völlig verödet sind.

Auffallend zahlreich war namentlich in den Wäldern, wohl infolge der reichen Felder und Anpflanzungen, die Vogelwelt vertreten. Zum erstenmal sahen wir hier den schönen, gelehrigen Graupapagei in Freiheit, Nashornvögel, Laubsänger aller Art, die glitzernden Nektarinien huschten, bunten Edelsteinen gleich, von Blume zu Blume, Adler

zogen in den Lüften ihre Kreise, und an den langen Blattrispen der Palmen schaukelten Webervogelnester.

Kamen wir an Flüsse, so brauchten wir nicht hindurchzuwaten, hatten keine Scherereien mit wasserscheuen Maultieren, keinen Ärger mit ungeschickten Trägern, die gelegentlich eine Last ins Wasser fallen ließen und sich dann erst einmal eine Zeitlang ausruhten, ehe sie die Kiste wieder aufhoben —, daß sie dadurch schwerer wurde, störte sie nicht weiter, daß aber durch das eindringende Wasser der Inhalt nicht gerade an Wert und Schönheit gewann, war uns weniger angenehm. Hier schritten wir stolz über steinerne Brücken, bewunderten die gemauerten Böschungen an den Flüssen an Stellen, die durch ständigen Wasseranprall besonders gefährdet waren. Und das alles war nicht etwa auf Anregung englischer Ingenieure angelegt, sondern durch einen Eingeborenen, den außerordentlich klugen Minister des Königs von Uganda, Apollo. Es war ein denkender, aufnahmefähiger Kopf, hatte Europa mit offenen Augen bereist, gelernt, was dem ihm anvertrauten Lande not tat, und griff nun allenthalben helfend und bessernd ein. —

Sehr viele Vorzüge hat Uganda, aber auch ebenso viele Nachteile: Krankheiten und Ungeziefer.

Gegen alle möglichen Plagegeister sind Mittel gefunden worden, nicht aber gegen ein ganz kleines Ungeheuer mit rotem Kopf, eine winzige Fliege, etwas größer als unsere Gnitze, die in manchen Gegenden Ugandas die Menschen im wahrsten Sinne des Wortes bis aufs Blut peinigt. Die armen Eingeborenen und unsere Leute taten uns leid, denn sie hatten mehr als wir unter ihnen zu leiden, da das Insekt den immerhin vernünftigen Einfall hat, sich möglichst nahe am Boden zu halten, offenbar mit Rücksicht auf die nackten Negerbeine, denn weiter oben trugen die kultivierten Waganda ja meist Kleidung. Uns störten die Insekten weniger, denn durch unsere Stiefel und Kleidung stachen sie nicht durch. In den Dörfern hatten die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Leute sich übrigens eine Art Gamaschenersatz gemacht, indem sie ihre Beine mit dichten Lagen von Gras und Blättern umwickelten.

Auf unsern Märschen überschritten wir wiederholt Flußläufe, die alle nordwärts strömten, also lauter Nebenflüsse und Zuflüsse des Nils darstellten.

Nur kurz war unser Aufenthalt in Kampala, der eigentlichen Königstadt. Den jungen, ganz englisch erzogenen König zu sehen, reizte uns nicht, interessanter war uns der Platz um seinen Palast. Da stand noch der alte gewaltige Baum, an dem, wie frühere Reisende erwähnen, der König Mtesa unzählige Menschen hat aufknüpfen lassen.

In Entebbe am Viktoria-See, wohin wir im Auto von Kampala aus einen Abstecher machten, packten wir alle Lasten, die nach Europa gesandt werden sollten, zusammen, ordneten nochmals die zoologischen Sammlungen, trockneten vor der Verpackung die vielen Vogelbälge und Tierfelle. Die Merkzettel mußten nachgeprüft werden, denn im Laufe der Zeit fing mancher Schriftzug schon an zu verblassen. Wir hatten reichlich zu tun. Angenehme Unterbrechungen waren nur die Besuche englischer Offiziere, die, selbst fast sämtlich Jäger, sich natürlich für die Erfolge unserer langen Reise interessierten.

Unsere Leute verlebten inzwischen herrliche Tage, sie hatten ja nichts zu tun, als ihre Löhnung möglichst schnell durchzubringen. Gern gönnten wir ihnen ihr Vergnügen, nur wenn die Wogen der Festesfreude manchmal zu hoch gingen und alles in eine wilde Orgie auszuarten drohte, griffen wir gelegentlich ein.

Wahren Genuß boten uns die Abende, wenn wir nach des Tages Arbeit, frisch gestärkt durch ein Bad, vor dem Zelt saßen. Drüben in den Bäumen, gar nicht weit ab, turnten reizende, kleine, weißnasige Affen. Zutraulich kamen sie, wenn sie die Luft für rein hielten, ganz nahe an die Zelte, holten sich mit schnellem Griff eine weggeworfene Konservenbüchse und eilten davon. Darin waren



Endoreja von Unjoro kehrt von der Gerichtssitzung in seinen Palast zurück

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ja zuweilen auch gar zu leckere Sachen. Entweder gab es die Reste von Öl aus Sardinenbüchsen auszuschlecken oder den Sirup von kalifornischen Früchten. Aber aufpassen mußten wir doch, denn Affen sind diebisch, und zu leicht kann einmal etwas aus dem Zelt weggeschleppt werden, was unersetzlich ist.

Ganz besonders farbenprächtig waren um diese Jahreszeit die Sonnenuntergänge. See und Himmel schienen in Blut getaucht, und lange dauerte es, ehe die satten Farben, alle Töne des Spektrums durchlaufend, verblaßten.

Hier in Entebbe erhielten wir auch die für unsere Weiterreise wichtigsten Auskünfte, namentlich über das Land Lado, dem unser Besuch galt. Nicht nur jagdlich und zoologisch lockte es uns, sondern auch in Erinnerung an Emin-Pascha, der hier jahrelang, abgeschnitten von aller Kultur, ja von jeder Verbindung mit Europa, gesessen und ausgehalten hat, als Held gegen die gewaltig von Norden drohende Gefahr der Mahdisten. Nie hätte er die ihm anvertraute ägyptische Provinz aufgegeben, wenn er nicht von Stanley gezwungen worden wäre, ihm zu folgen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nordwärts durch Unjoro zum Albert-See

Um nach dem Land unserer Sehnsucht zu kommen, gab es einen fast geraden Weg nordwärts durch Uganda und weiterhin durch das Königreich Unjoro. Das ist nicht eine alte Karawanenstraße, auch kein Eingeborenenpfad, sondern ein Weg, der ursprünglich angelegt ist, um den damals noch sehr jugendlichen englischen Kolonialminister Winston Churchill nordwärts zu führen. Ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Landschaft läuft er schnurgerade über Berge und durch Täler, Pflanzungen und Graswildnisse.

In gewissen Zwischenräumen, etwa alle 30 Kilometer, befinden sich Rasthäuser. Hier sind geräumige Plätze von allem Busch- und Graswerk gesäubert und aus Steppengras mehrere Häuser errichtet, für Europäer und ihre schwarzen Begleiter. Aber leider werden diese an sich sehr angenehmen Einrichtungen nicht nur von Europäerkarawanen benutzt, die naturgemäß recht selten die Straße ziehen, sondern auch von allen möglichen Eingeborenen, wenn nicht gerade ein Msungu, ein Weißer, in der Nähe ist. Sie schleppen nun mancherlei Ungeziefer ein, und so sind gerade diese als Wohltat für Europäer und namentlich für englische Beamte gedachten Plätze heute die Brutstätten für Zecken und Wanzen, die das furchtbare Wechselfieber übertragen. Will man, weil vielleicht die ganze Umgebung einen Urwald bildet, in dem es sich nicht lohnt, für eine Nacht in stundenlanger Arbeit durch Niederschlagen von Bäumen Platz für die Zelte zu schaf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

fen, doch diese Rastplätze benutzen, so muß man vor allem den den festen Boden bedeckenden Staub und die Grasreste gründlich zusammenkehren. Wer sich die Mühe nimmt, dann auch nur einen Teil dieses Staubhaufens zu untersuchen, den wird eine gelinde Gänsehaut überlaufen beim Anblick der Unzahl von Zecken und andern gefährlichen Krankheitsübertragern, die hier zusammengefegt sind. Dann macht man am besten Feuer an und verbrennt den ganzen Kehrichthaufen. Auf diese Weise bekommt man wenigstens einigermaßen Sicherheit, nicht selbst infiziert zu werden oder seine Leute drohender Krankheit auszusetzen. —

Teilweise sind die nun folgenden Märsche geradezu trostlos. Tagelang geht es durch etwa vier Meter hohes Elefantengras, das, einer grünen Wand gleich, rechts und links den Weg einschließt, keinen Einblick gewährt, keinem Lufthauch Durchzug gestattet. In der schmalen Gasse liegt dicke, dumpfe Luft, sumpfige Stellen sind geradezu Brutstätten der schlimmsten Fieberträger. Hin und wieder findet sich Elefantenkot, zum Entsetzen unserer Maultiere, die vor diesen gewaltigen, scharf duftenden Klumpen scheuen und nicht vorwärts wollen. Dann ist auch wohl zuweilen das Gras niedergewalzt, wie wenn eine große Maschine hindurchgegangen wäre. Hier haben sich die Elefanten mit ihren Riesenleibern Bahn gebrochen, für sie gibt es ja überhaupt kein Hindernis.

Gelegentlich aber öffnet sich auch wieder die Landschaft, gut angebaute Flächen bieten sich dem Auge, reich an Ertrag, saubere Dörfer, weiß gekleidete, höfliche Eingeborene tauchen auf, da und dort auch einmal Wild, aber wenig, meist nur Hartebeeste oder einmal ein Wasserbock.

Ab und zu begegnen uns Karawanen, sie kommen aus dem Norden, wohl vom Albert-See, bringen meist Elfenbein, zuweilen ganz gewaltige Stoßzähne, die unser Herz rascher schlagen lassen. Was muß es dort oben noch für Burschen geben!

Bergauf, bergab, immer weiter. Die Parklandschaft tritt mehr zurück, überaus fruchtbare, weit bebaute Flächen, Bananenschamben reihen sich an Schamben, zwischen ihnen versteckt die Dörfer.

Und wieder ändert sich das Bild, nimmt mehr Steppencharakter an. Hier und dort erhebt sich eine mächtige Fächerpalme, eine weitausladende Kandelabereuphorbie, deren gelb leuchtende Blüten, die jeden der unzähligen aufrecht gerichteten Astarme krönen, dem sonst ernsten Gesamtbild eine freundlichere, lebhaftere Note verleihen.

Zahlreicher wird das Wild. Erstaunt zeigen unsere Träger auf dasselbe, als wir gar keine Anstalten zum Schießen machten. Sie sind drüben in Englisch-Ostafrika durch das viele „Fleisch", das wir ihnen fast täglich gaben, verwöhnt.

„Nyama, mingi sana (Sehr viel Fleisch)" hören wir immer wieder, wenn wir an den Leuten vorüberreiten. Aber es hilft ihnen nichts. Hier haben wir keinen Jagdschein, und den Leuten bekommt einige Wochen vegetarische Kost genau so gut wie uns.

Man darf nämlich durchaus nicht glauben, daß die Neger, zumal die am schwersten arbeitenden Träger, die tagaus, tagein ihre sechzig Pfund sechs bis zehn Stunden tragen — denn zuweilen dauern die Märsche, die sich in der Wildnis nach dem Wasservorkommen richten, recht lange —, an Fleischkost gewöhnt sind. Im Gegenteil. Ihre eigentliche einzige Mahlzeit ist ein mit Fett versetzter Brei aus Reis und Mehl. Das ist ihre Kost, die sie täglich essen. Damit halten sie vierundzwanzig Stunden aus. Das Erstaunliche dabei ist, daß sie aber nicht etwa zu verschiedenen Tageszeiten, sondern nur einmal am Tage essen, und zwar erst am Abend, nachdem sie die oft gewaltigen, anstrengenden Märsche zurückgelegt haben. Den ganzen Tag über genießen sie im allgemeinen nichts.

Gibt es Fleisch, was ja bei Jagd- und wissenschaftlichen Expeditionen oft im Überfluß der Fall ist, so können sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

allerdings hiervon Unmassen vertragen. Man macht sich hiervon keinen Begriff. Sie schlingen es pfundweise herunter. Selten denkt einer an kommende schmalere Tage und trocknet sich einen Teil auf Vorrat. Ich habe erlebt, daß ein einziger Mann binnen vierundzwanzig Stunden einen ganzen Leoparden aufaß. Ein anderes Mal vertilgte ein Wandorobbo, der mich auf der Jagd begleitete, die Keule eines ganzen Hartebeestes, also soviel wie eine große Kalbskeule, so nebenbei zum Frühstück gelegentlich einer kurzen Rast.

Scheußlich ist es zuweilen, die Leute zu beobachten, wenn sie ein Stück Wild, das, vielleicht angeschossen, nach Tagen eingegangen ist, auf der Steppe finden. Oft sind schon zwanzig bis dreißig Geier daran, Schakale und Hyänen reißen sich um die Fleischfetzen, und die Träger vertreiben das Gesindel und reißen oder schneiden die übriggebliebenen stinkenden Fleischreste von den Rippen, machen den Aasfressern ihr ekles Mahl streitig. Nicht einmal, nein, wiederholt habe ich das gesehen. —

Keine Grenzpfähle haben uns die Stelle bezeichnet, wo die Grenze von Uganda gegen Unjoro hin verläuft, und doch haben wir sie gemerkt an den sich verschlechternden Wegen. Sind sie schon in den letzten Tagen mangelhafter geworden, namentlich, seitdem wir den Bezirk des tüchtigen Ministers Apollo hinter uns haben, so werden sie es weiterhin noch viel mehr. Hier zeigt sich so recht, wie furchtbar schädigend die Tropenregen auf Straßen wirken, wenn diese nicht ständig wieder in Ordnung gebracht werden. Tief ausgefressen sind sie an vielen Stellen durch Wasserrinnen, teilweise, namentlich an steileren Hängen, sogar abgestürzt.

Ab und zu bekommen auch wir so einen nassen, kräftigen Guß. Denn wir sind am Ende der kleinen Regenzeit. Uns macht es nicht allzuviel aus, aber die Träger tun uns leid. Auf ihren glatten nackten Sohlen oder Sandalen rutschen sie, auf abschüssigen Wegen wie auf Schnee-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

schuhen, und manch einer rollt mit seiner Last zur allgemeinen Freude den Berg hinab, um drunten in irgendeinem Sumpf zu „landen".

Kigoma ist das letzte Dorf, bei dem wir rasten. Dann marschieren wir mit wehender Fahne in geschlossener Marschkolonne in Hoima ein, der Residenz des Königs Endoreja von Unjoro.

Viele Reisende berichten in ihren Büchern alle paar Seiten, daß sie heute bei dem, morgen bei jenem Neger-„könig" oder „Sultan" gewesen sind. Hierdurch ist in den Köpfen recht vieler unserer Mitmenschen eine ziemliche Verwirrung entstanden, denn sie glauben, daß diese Schwarzen wirklich derartige Stellungen einnehmen. Das ist ein großer Irrtum. Wenn „Sultan" steht, so kann man getrost ebensogut „Dorfschulze" setzen, denn mehr haben die Herren nicht zu bedeuten. Auch die Könige sind meist nicht weit her. Natürlich gibt es auch solche, denen man einen derartigen Rang, allerdings gegenüber unsern Verhältnissen in stark verkleinerter Form, zusprechen kann. Die Bezeichnung Fürst würde bei den „Königen" meist vollauf genügen. Dies trifft namentlich für Ost- und Westafrika zu. Denken wir doch, wie lächerlich es war, daß dem „King" Bell, irgendeinem Kameruner Dorfschulzen, das Berliner Militär in Parade vorgeführt wurde, und dieser „König" trieb sich dann nachts in Vergnügungsstätten zweifelhaftesten Rufes herum.

Etwas anders liegen oder lagen die Verhältnisse in Mittelafrika. Hier gab es zur Zeit der großen Entdeckungen, als dort Speke, Livingstone, Baker, Stanley, Emin-Pascha, Peters, Junker u. a. m. reisten, wirkliche Könige, deren Beziehungen und Machtbefugnisse weit reichten, die wirklich große Reiche beherrschten. Doch ihre Macht war großenteils schon damals durch die besser bewaffneten Karawanen der arabischen Händler sehr beschnitten, vielfach waren sie geradezu deren Werkzeuge und wurden gegen die Weißen ausgespielt, denn von den Europäern

drohte den Sklavenjagden, dem Menschenhandel, auf dem der arabische Handelsbetrieb, die Macht der Negerfürsten aufgebaut war, die größte Gefahr. Nicht mit Unrecht fürchteten und bekämpften sie diese, und tatsächlich brach ja die Antisklavereibewegung schließlich ihre Macht vollkommen.

Heute gibt es nur noch wenige wirkliche eingeborene Fürsten, aber vollkommen selbständig ist keiner mehr, jedem ist in Gestalt eines Residenten ein Europäer zur Seite gestellt, der ihn „berät", in Wirklichkeit aber das Schiff der Regierung so lenkt, wie es die Macht, unter deren Schutzherrschaft — wie es so schön heißt — das Land steht, wünscht und für tunlich hält.

Einen der letzten derartigen Fürsten lernten wir in Endoreja, dem König von Unjoro, kennen. Er war ein würdiger Nachkomme des einstigen mächtigen Beherrschers jenes reichen Landes, Kamrasis, des Fürsten, um dessen Geneigtheit sich alle: Speke, Baker, Emin und Stanley bemühen mußten, wollten sie überhaupt etwas erreichen.

Unjoro liegt südöstlich des Albert-Sees, zieht sich hin bis zum Einfluß des Nils und wird im Südwesten durch den Semliki, den Zufluß des Albert-Sees, begrenzt, südlich hat es mit Uganda die gemeinsame Grenze.

Eingeführt wurden wir bei dem König durch Mr. Johnston, einen englischen Missionar, der sehr weit gereist, sogar bis zu den Pygmäen im Kongostaat vorgedrungen war und eine Reihe dieser einst so berüchtigten, als heimtückisch verschrienen Zwerge zum Christentum bekehrt hatte. Von seinem Beruf hatte er eine sehr vernünftige Auffassung. Er sagte: es kommt nicht so sehr darauf an, möglichst viele Bekehrungen in die Heimat zu melden, als vielmehr die tiefstehenden Völker nach Möglichkeit zu heben, ihnen Bedürfnisse beizubringen, den Sinn für Besitz, ohne den es keinen Trieb zur Arbeit, zum Erwerb gibt, zu wecken. Nach diesem Grundsatz handelte er, und wir konnten feststellen, daß die ihm anvertraute Bevölke-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

rung einen ganz andern Eindruck machte als die Christen im alten Reich Uganda, wo alles mehr äußerlich war, es mehr auf umgehängtes Kreuz und Rosenkranz und Bibellesen als auf Arbeiten ankam.

In würdiger, entgegenkommender Haltung begrüßte uns der Herrscher. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, vornehm in Bewegung, würdevoll, ohne zu posieren. Gekleidet war er nach arabischer Art in einen dunkelblauen seidenen, bis zu den Füßen reichenden, über weißen Unterkleidern getragenen Mantel, der mit breiter Goldstickerei und Borte geziert war. Strümpfe und sehr gute gelbe Schuhe vervollkommneten die Kleidung. Der Kopf war mit einer kleinen weißen Kappe bedeckt, wie wir sie von den Bildern der Dogen von Venedig kennen.

Diese Kappen sind sehr sauber und merkwürdig gearbeitet, sie sind übrigens in Ost- und Mittelafrika weit verbreitet. Sie bestehen aus doppeltem Baumwollstoff mit einem viellochigen Muster. Diese Löcher werden doppelreihig umstickt, und dann wird sehr sorgfältig zwischen die beiden Stofflagen in den Zwischenraum der Doppelnaht ein schwarzer Zwirnsfaden eingezogen. Dieser schimmert durch und gewährt dem Ganzen ein sehr wohlgefälliges Aussehen.

Einen Nachmittag verbrachten wir als Gäste des Königs in seinem sehr schön gebauten Strohpalast, dessen Einrichtung aber vollkommen europäisch war, mit Möbeln, Stühlen, Bildern, Geschirr und Tischzeug, auch der Tee wurde nach europäischer Art aufgetragen.

Um ihm und dem Volk unsererseits etwas Besonderes zu bieten, ließen wir Luftballons steigen. Wir hatten eine ganze Anzahl davon mitgebracht, die aus Seidenpapier gefertigt waren und Menschen sowie Tiergestalten darstellten. Mit einer Spiritusflamme wurden sie angeheizt und bekamen hierdurch den nötigen Auftrieb. Dabei hätte sich beinahe ein großes Unglück ereignet. Einer der Ballons wurde durch einen tückischen Luftstrom gegen das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Strohdach des Palastes getrieben, flammte auf, und nur unserm schnellen Zugreifen war es zu danken, daß das stolze Gebäude nicht in Flammen aufging. Das wäre eine recht peinliche Geschichte gewesen. Man sah übrigens bei diesem Zwischenfall, was doch geistige Überlegenheit in bezug auf schnelles Handeln ausmacht. Im Augenblick, als der Ballon auf das Haus zutrieb, sprangen wir drei sofort zu, während keiner der Eingeborenen auch nur eine Hand rührte, auch nicht, als die Papierhülle am Strohdach aufflammte. —

Das Interessanteste während unseres Aufenthaltes war eine Gerichtssitzung, der wir in Gegenwart von Mr. Johnston beiwohnten, der uns alle Reden übersetzte. Diese selbst fesselten uns nicht so sehr als das eigenartige, eindrucksvolle Bild. Schon die Halle selbst verblüffte. Ein riesiger, gewölbter Raum nahm uns auf. Erst glaubten wir, daß die Wände und Decke ganz vergoldet wären, bis wir merkten, daß alles mit gelbschimmerndem Bambusholz ausgeschlagen war.

Auf einem goldenen Thron, erhöht über den andern, saß Endoreja, rechts und links von ihm seine Ratgeber, meist ältere, würdige Männer, die er alle Augenblicke befragte. Vor ihm, als Zeichen der Königswürde, war ein Leopardenfell ausgebreitet. Schreiber saßen ihm zu Füßen, folgten aufmerksam der Verhandlung, auf jedes seiner Worte achtend, denn nicht nur zu Gericht saß der König, sondern gleichzeitig diktierte er mehrere Briefe. Ununterbrochen kamen Boten mit Nachrichten. Nachdem er sie gelesen, reichte er sie meist einem älteren Ratgeber, besprach sich kurz mit ihm, diktierte die Antworten, und nach kürzester Zeit verschwanden die Läufer wieder, oft um die Briefe in die fernsten Teile des weiten Reiches zu tragen. Eines gab es jedenfalls in Unjoro nicht: den Instanzenweg, man sieht hierin einen Fortschritt gegenüber wohl allen weißen Völkern, — aber — das sind ja nur Schwarze!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Bei der ganzen Bevölkerung schien recht großes Interesse für diese Gerichtssitzungen zu bestehen, denn „das Haus war besetzt“ wie in Berlin bei Verhandlung über ein ganz besonders schönes gruseliges Verbrechen. Den ganzen Vormittag hatte der König hier zu arbeiten. Dann ging er unter Pauken, Saitenspiel und Flötenklang, begleitet von seinem in lange weiße Gewänder oder europäische Tracht gekleideten Hofstaat in den Palast zurück.

Wir finden hier also im Gegensatz zu allen andern Gegenden nicht nur eine Anlehnung an die Begleitung, wie sie bei den ägyptischen Königen Brauch war, sondern wie sie auch in der Bibel immer hervorgehoben wird. Mithin einen uralten Brauch, der mit Sicherheit aus dem Norden übernommen, wahrscheinlich sogar von dort mitgebracht ist, denn aus nördlicheren Gegenden stammen, wenn nicht die ganzen Völker selbst, so doch mit Sicherheit die Großen des Landes und namentlich die Könige.

Üppigste Fruchtbarkeit herrscht ringsum, Pflanzungen und saubere Dörfer liegen allenthalben, soweit das Auge reicht. Aber leider ist das sonst so gesegnete Land ungemein ungesund. Als ein englischer Offizier an einem der Nachmittage von mehrmonatigem Urlaub aus Europa zurückkehrte, war seine erste Frage: „Wer ist inzwischen gestorben?“ Nach dem Gesundheitszustand der andern, wie es doch sonst gebräuchlich ist, fragte er gar nicht, denn daß er schlecht, war selbstverständlich.

Da erfuhr er, daß am Tage vor unserer Ankunft die Frau eines jungen Arztes in einer kleinen Station am Albert-See gestorben war. Ihr Mann war zu einem Araber gerufen worden, der auf der Elefantenjagd schwer verwundet war, und als sie spät am Abend das Licht seines nahenden Bootes über den See schimmern sah, wollte sie ihm, ohne erst den verschlafenen schwarzen Koch zu wecken, noch schnell etwas zu essen bereiten. Dabei war sie von Wechselfieberzecken gestochen worden. Diese widerlichen Tiere ruhen bei Tage im Staub der Hütten, bei

Nacht aber werden sie beweglich, und so war offenbar eine von ihnen der Frau angekrochen. Die Stiche hatte sie wohl nicht weiter beachtet — man wird in Uganda ja täglich soviel gestochen —, aber nach einiger Zeit kam die furchtbare Krankheit zum Ausbruch, der sie erliegen sollte wie so viele andere vor und nach ihr.

Diese Geisel von Uganda ist noch mehr gefürchtet, als Malaria und Ruhr, die beide auch jahrein, jahraus ihre Opfer fordern: wegen der Nebenerscheinungen. Es sind dies namentlich Gesichtslähmung und schwere Regenbogenhautentzündung. Man stelle sich diese letztere Krankheit, die der mit ihr verbundenen starken Lichtscheu wegen schon in Europa sehr lästig ist, in dem sonnendurchfluteten Uganda vor, wo es doch auch keine kühlen dunkeln Häuser gibt, in die man flüchten könnte.

Für unsere Leute gab es hier in der reichen Königstadt nur Festtage. Die Wogen der Begeisterung gingen allabendlich hoch, und als wir abmarschierten, führte gar mancher einen „Kater" mit, der sich aus einem „Affen" entwickelt hatte. Auch ich hatte einen Affen, der lange bei mir blieb, aber einen lebenden: Fips, den Husarenaffen.

Ihm möchte ich hier einige Zeilen widmen, denn das Tier hat mir manche frohe Stunde bereitet, namentlich wenn ich gelegentlich mißgestimmt war. Eines muß ich vorweg richtigstellen: es war kein Affe, sondern eine Äffin, und das erklärt manches, namentlich die Anhänglichkeit und Zutraulichkeit, denn im allgemeinen sind gerade die Husarenaffen als unwirsche, unzugängliche Burschen verschrien.

Fips war eine Ausnahme, sie hing mit zärtlicher Liebe an mir. Auf Märschen wurde sie streckenweise getragen, kam sie aber in meine Nähe, so riß sie sich los, saß im nächsten Augenblick bei mir mit auf dem Maultier oder sprang mir in den Schoß. Auffallend war die Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Wehe,

wenn einmal eine Frau mit mir sprach. Sofort brach die Eifersucht bei Fips in einem derartigen Grade durch, daß es geradezu gefährlich war, und mit aller Kraft mußte ich das Tier zurückhalten, damit es kein Unheil anrichtete. Ich selbst konnte mit ihm machen, was ich wollte. Benahm sich Fips einmal ungehörig, hatte sie sich über meine photographischen Platten gemacht, die deshalb besonders ihr Interesse fesselten, weil man sich in den Glasplatten so schön spiegeln konnte, oder hatte sie einen gerade offenstehenden Koffer einer gründlichen Durchsicht unterzogen, so gab es natürlich Prügel, und zwar kräftig. Aber erst mußte ich sie fangen, doch das war nicht ganz einfach, denn sie wußte ganz genau, was ihr bevorstand. Zwar war an ihrem Gürtel eine lange Leine befestigt, die nachschleifte und auf die ich trat, um so der Ausreißerin leichter habhaft zu werden, aber das gelang mir nur einmal, dann hatte Fips den Trick begriffen und verstand von Stund an mit fabelhaftem Augenmaß den Abstand zu wahren.

Hatte ich das Tier erst gefangen, so ergab es sich in sein Schicksal, nachdem es anfangs durch wildes „Gegecker", Zähnefletschen und Augenaufreißen mich hatte schrecken wollen. Mit festem Griff hielt ich die Sünderin im Genick, drückte sie nieder, und nun gab es etwas. Nicht ein einziges Mal hat das doch recht starke, mit außerordentlich gefährlichem Gebiß bewehrte Tier versucht, sich zu verteidigen oder gar zu beißen. Ab und zu aufschreiend, empfing es die Schläge, und ließ ich das Tier dann los, so strich es vor allem das in Unordnung geratene Fell glatt, rieb sich wohl auch die schmerzenden Stellen, dann aber kam, sobald die physische Pein vorüber war, die seelische. Wie ein bettelndes Kind kam Fips, schüchtern, jeden Augenblick zur Flucht bereit, namentlich wenn der gefürchtete Kiboko noch in der Nähe lag, heran, und es dauerte gar nicht lange, so zupfte sie mich am Rock und sprang mir auf den Arm, herzte mich und bat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nachts schlief Fips, wenn das Wetter es irgend erlaubte, sitzend auf dem First meines Zeltes, bei Sturm drückte sie sich ganz flach auf das Dach.

Nach einiger Zeit erstanden wir noch einen weiteren, jüngeren Husarenaffen, mit dem Fips anfangs in bitterer Feindschaft lebte, bis der Kleine einmal von einem Hunde angenommen und gebissen wurde. Da brach in dem größeren das Zugehörigkeitsgefühl durch; er riß derartig an seiner Leine, daß er sich erwürgt haben würde, wenn ich ihn nicht losgelassen hätte. Im nächsten Augenblick saß er dem Hund im Genick, der kleine Affe kam dadurch frei, und nun nahmen die beiden Affen sich den Hund vor, daß es wohl um ihn geschehen gewesen wäre, wenn wir nicht eingegriffen hätten. Seitdem waren die Affen dicke Freunde, ein Hund durfte sich nie wieder in ihre Nähe wagen. —

Nach zwei Marschtagen durch allmählich immer öder werdende Landschaft, die sichtlich unter großer Dürre litt, erreichten wir Butiaba am Albert-Nyansa, dessen Spiegel uns schon beim Überschreiten eines Bergzuges entgegengeblitzt hatte. Butiaba selbst liegt sehr hübsch auf einer in den See vorspringenden Landzunge. Aber es hat seine Nachteile. „Hier sticht jedes Insekt", sagte uns der als Postmeister angestellte Inder. Deshalb begrüßten wir den ständig wehenden Wind, der uns wenigstens einigermaßen vor den Plagegeistern schützte. Als vorsichtige Männer hatten wir aber in Erwartung dessen, was uns bevorstand, aus festem Tüll ein besonderes moskitosicheres Zelt anfertigen lassen. Dieses bewährte sich hier und namentlich später an den großen Nilsümpfen, wo die Luft von Moskiten geradezu erfüllt war, ausgezeichnet. Da saßen wir am Abend bei Lampenschein, der Hitze wegen möglichst leicht gekleidet, und draußen klebten, ich möchte sagen: mit hungrig heraushängenden Zungen die bösen Feinde an dem feinen Gewebe und konnten nicht an uns heran. Ging es dann ins Bett, so ließen wir

die Lampe brennen, liefen möglichst schnell ins Schlafzelt, zogen uns im Dunkeln aus und schlüpften nackt unter das ums Bett gespannte Netz, drinnen erst zogen wir den Schlafanzug an, denn hätten wir das draußen getan, so würden wir mit Sicherheit einige von den Bestien mit ins Bett gebracht haben, und es dauert dann immer einige Zeit, bis man sie erschlagen hat.

Wie schon früher erwähnt, überträgt diese Anophelesmücke die Malaria, und um uns vor dieser zu schützen, dem Gift nach Möglichkeit durch Vorbeugen die Kraft zu nehmen, schluckten wir mehrmals wöchentlich Chinin. Angenehm ist das nicht gerade, aber bekömmlich. Leider hat es neben Ohrensausen und einer Art Rauschzustand, den es bei längerem Gebrauch erzeugt, die unangenehme Eigenschaft, daß es sehr erschlaffend auf die Spannkraft wirkt. So konnte ich es nach Tagen, an denen ich eine größere Dosis Chinin genommen hatte, nicht wagen, auf Elefantenjagd zu gehen, denn da muß man ganz Herr seiner Nerven sein, da darf die Hand nicht etwa zittern. Mit einem Elefanten, namentlich einem angeschossenen, ist nicht zu spaßen. Die Tiere sind sehr groß, und unsere Kugel doch recht klein, außerdem ist der tödliche Punkt beim Elefanten im Falle eines Angriffes nicht leicht zu treffen, denn das Gehirn ist unverhältnismäßig klein, liegt außerdem so tief in dem gewaltigen Schädel eingebettet, daß es, je nach Haltung des Kopfes, eine ganz verschiedene Lage hat. Wenn ein Elefant angreift, was meist auf sehr kurze Entfernung geschieht, denn vielfach begegnet man diesen Riesen im dichtesten Walde, so ist das immer eine heikle Sache. Der friedliche Jumbo im Zoologischen Garten, der artig mit einem Kratzfuß um etwas Brot bettelt, ist ein ganz anderes Tier als der gewaltige Rüsselträger der Wildnis. Wer das nicht vorher weiß, der merkt es in dem Augenblick, wenn er zum erstenmal diesem streitbaren Gegner, womöglich im Urwald, auf wenige Schritt gegenüber steht. Bei jedem andern

Wild kann man im allgemeinen sicher sein, es im Angriff wenigstens aufzuhalten — vorausgesetzt, daß man nicht vorbeischießt —, bei dem Elefanten ist das selbst dem besten Schützen nicht immer möglich, sonst würden durch dieses edelste Wild nicht so viele weiße Jäger, von den unzähligen schwarzen Opfern gar nicht zu sprechen, umgebracht worden sein.

Doch wir sprachen ja von einem kleineren Feind, den Moskitos. Zu ihnen gesellte sich hier in Butiaba ein anderer, mächtigerer: der Sturm.

Wir machen uns im allgemeinen in der Heimat gar keinen rechten Begriff von den Unwettern, die es in den Tropen gibt. Wie dort ja überhaupt vieles ins riesenhafte vergrößert ist, z. B. die Fruchtbarkeit mancher Gegenden (hat doch Birma zuweilen vier Reisernten in einem Jahre), so die Krankheiten, so auch die Wettererscheinungen. Wenn in Europa ein Wolkenbruch niedergeht, von dem alle Zeitungen des Reiches berichten, so würde das, nach dem Maßstab der Tropen gerechnet, dort kaum als starker Regen angesprochen werden. Die Gewitter bilden eine ununterbrochene Folge von Blitzen und gewaltigen Donnerschlägen, sechzig und mehr Blitze in der Minute sind zur Unwetterzeit etwas Alltägliches. Geht ein sogenannter „Tornado“, ein Wettersturm, über das Land, so ist es in wenigen Sekunden in einen gewaltigen, unübersehbaren, schäumenden See verwandelt, die kleinsten Bäche schwellen zu reißenden Strömen von gewaltiger Ausdehnung an, die Baumriesen, Hütten, Vieh und ertrunkene Menschen mit sich führen. Und dazu peitscht ein brüllender Sturm über das Ganze, daß man nichts als sein Heulen und Brausen, sein Pfeifen und Sausen vernimmt. Eine Verständigung von Mensch zu Mensch ist ausgeschlossen, selbst wenn man dem andern ins Ohr schreit. Kaum ist es möglich, sich auf den Beinen zu halten; was nicht außerordentlich fest ist, wird mitgerissen. Dabei setzen diese Unwetter oft mit fabelhafter Geschwindigkeit ein. Nur eine schwarze

heranjagende Wolke verrät sein Nahen, ein schwarzgrauer Vorhang scheint zur Erde herabzuhängen, kommt in fliegender Eile näher, sich kurz vorher durch ein eigentümliches, klagendes Heulen ankündend.

Mit einem Schlag fegt dann das Unwetter in einem gewaltigen Stoß als Auftakt über das Land, bricht nieder, reißt mit sich. Klatschend setzt der Regen ein, eine kurze Pause im Anprall, dann ein neuer, mit größerer Wucht geführt. Fast bis zur Erde neigen sich die Palmen, Bäume, die widerstehen wollen, werden geknickt oder entästet, wenn nicht gar entwurzelt. Man macht sich keinen Begriff von diesen Gewalten. Ganze Wälder sah ich so niedergemäht, als ein wildes Durcheinander von glänzenden Blättern, zerbrochenen Ästen, Stämmen und zum Himmel ragenden Wurzeln, ein Bild des Jammers.

Auch uns packte hier am See ein solcher Wettersturm. Mit einem einzigen Ruck war das Sonnensegel meines Zeltes, das aus bestem, dickem Segeltuch gefertigt war, in zwei Hälften gerissen und Hunderte von Metern weit entführt. Das Zelt selbst brach in sich zusammen, die fast armstarken Stützen zersplitterten wie Streichhölzer. Ein Glück war es, daß die Wände durch vollgepackte Kisten beschwert waren, sonst wäre das ganze Zelt davongeflogen. Ich selbst lag unter den Trümmern, mit den Beinen dem Regen und Wind preisgegeben, denn anfangs konnte ich mich in der rabenschwarzen Nacht nicht aus dem Gewirr von niedergebrochenem Zelt, zerrissenem Moskitonetz und den Trümmern meines Bettes herauswinden.

Ungeachtet des Wassersturzes packte ich, nur mit dem Schlafanzug bekleidet, noch mehr Kisten auf das Trümmerfeld. Eine Laterne brauchte ich nicht, für Licht sorgten die unzähligen, sich ohne Pause ablösenden Blitze.

Meine Fips war verschwunden, anfangs fürchtete ich schon, es sei ihr etwas zugestoßen, aber am Morgen kam sie unter den Zeltbahnen hervorgekrochen.

Böse sah es im Lager der Träger aus. Deren Zelte waren

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Europäer und etwa dreißigjährige Pygmäen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

leichter als die unsrigen, und so hatte sie der tückische Sturm großenteils mitgenommen. Bei Tagesanbruch fanden wir, oft Hunderte von Metern entfernt, die weißen Fetzen in den Bäumen oder Büschen wieder, aber viele waren ganz verschwunden; diese hatten sich wohl die umwohnenden Eingeborenen angeeignet.

Für später war uns dieser Sturmüberfall aber eine Lehre. Wir verließen uns gar nicht mehr darauf, die Zelte möglichst fest am Boden zu verankern, das nützte doch nichts, sondern sobald die schwarze Wand sich zeigte, mußten zwanzig Mann sich an jedes Zelt hängen, bis wieder Ruhe in der Natur eintrat. Dabei konnten wir uns erst den richtigen Begriff von der ungeheueren Gewalt des Sturmes machen, denn oft wurden die Männer mit dem Zelt geradezu hochgehoben.

Ganz schlimm muß es sein, wenn man von einem solchen Unwetter auf dem See überrascht wird. Einmal wäre es uns beinahe auf dem Baringo-See in Englisch-Ostafrika geschehen, aber gerade noch rechtzeitig konnten wir eine Insel anlaufen, das Boot an Land ziehen und uns darunterlegen, abwarten, bis wieder die Sonne am Himmel erschien. Wäre uns das nicht gelungen, so hätten die Krokodile sicher einige fette Bissen bekommen. Noch als sie uns ganz nahe am Wasser regungslos unter dem deckenden Fahrzeug liegen sahen, schwammen sie immer um uns herum, fast auf greifbare Nähe.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Auf dem Bahr el Djebel

Die unfreiwillig lange Rast am See — wir mußten warten, bis uns der kleine, von der Regierung in Aussicht gestellte Dampfer abholte — bot zoologisch viel Interessantes, denn hier, an der Hauptzugstraße der Vögel, dem Stromlauf des Nils, dem alle die gefiederten Wanderer folgen, oft bis weit über den Viktoria-See nach Süden, bis zum Kapland vordringend, herrschte regstes Leben. Alle die Arten, die ich schon am Viktoria-See aufgezählt habe, zeigten sich wieder. In den Lüften zog der prächtige, braun-weiß-schwarze Schreiseeadler seine Kreise und ließ seine helle Stimme erschallen, sehr zur Freude unseres Graupapageien, der ihm seinen Ruf bald abgelauscht hatte. Sobald sich einer der großen Fischräuber am Himmel zeigte, schrie er und bekam nicht nur Antwort aus der Höhe, sondern allmählich zogen sich immer mehr von ihnen in unsere Nähe, umkreisten das Lager.

Aber noch einen Gast bekam einer meiner Reisegefährten zu sehen, den merkwürdigen Schuhschnabel (Balăniceps rex), wohl einen der eigentümlichsten Vögel, die unsere so formenreiche Natur hervorgebracht hat.

Er gehört zu den Reihern, hat auf den ersten Blick eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Marabu, nur daß sein Schnabel noch gewaltiger ist, er ähnelt einem etwas abgeflachten mächtigen Holzschuh. Wenige Tiere gibt es, die so ins Auge fallen wie er. Sein Verbreitungsgebiet reicht etwa vom Stromgebiet des Bahr el Ghazal bis südlich des Vik-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

toria-Sees, doch sind seine eigentliche Heimat der Nil und seine großen, sumpfreichen Nebenflüsse. Seine langen, weitgespreizten Zehen gestatten es ihm, überall im Schlamm oder auf kleinsten Schilfbänken Fuß zu fassen, im morastigen Wasser zu stehen und zu jagen. Nur einmal bekamen wir ihn hier zu sehen, während wir ihn auf der späteren Nilfahrt recht zahlreich antrafen.

Krokodile beherbergt der Albert-See, wie ja fast alle afrikanischen Gewässer, in Überzahl. Dabei waren sie hier gar nicht sonderlich scheu, krochen nicht nur, wie sie es in Gegenden zu tun pflegen, wo sie öfters gejagt werden, auf die sandigen Uferstreifen und legten sich zur Ruhe, jeden Augenblick bereit, sich in das schützende Wasser zu stürzen, sondern hier kamen sie ganz weit auf das Land und suchten sich in den Dünen ein geeignetes Plätzchen, möglichst in kleinen Senkungen, wo die Sonne ganz besonders wohltuend brannte und wo jedem andern Lebewesen das Gehirn ausgetrocknet wäre — wir hatten hier Anfang Februar eine Durchschnittstemperatur von 36° C im Schatten, bei ständigem Seewind! Wie muß es da im Hochsommer sein! Aber das schien diesen Riesenechsen ganz besonders zu behagen.

Mir war dieses Gebaren etwas ganz Neues, und als zum erstenmal, fast vor meinen Füßen, ein etwa drei Meter langes Krokodil, aus dem Schlaf aufgeschreckt, ganz unerwartet an mir vorübersauste, bekam ich einen solchen Schreck, daß ich gar nicht ans Schießen dachte. Später wurde es anders, da setzte ich mich in Deckung an und wartete auf sie. Manches starke Stück habe ich da erlegt.

Eine Tierart bekamen wir hier zu sehen, von deren Anwesenheit wir bisher nichts gewußt hatten: Fische von etwa Mannesgröße. Es scheint eine Barschart zu sein. Von den Eingeborenen werden diese Riesen meist bei Fackellicht mit dem Speer erlegt, aber sie scheinen auch andere Feinde zu haben, denn mehrfach fanden wir ihre Kadaver auf dem Wasser treibend, einen auch nach einem schweren

Sturm auf einer Sandbank, offenbar hatte ihn eine mächtige Woge dorthin geschleudert, zum Fraß der Seeadler.

In einem Punkte haben wir Butiaba nicht in angenehmer Erinnerung, noch weniger allerdings wohl unsere Leute: hier gingen uns die Lebensmittel aus und mußten die Träger volle dreißig Stunden hungern.

Wie kann so etwas geschehen? wird mancher daheim denken und vergißt dabei, daß Innerafrika nicht Europa ist, wo wir ähnliches in den letzten Jahren ja auch mehrfach erlebt haben. Uns hatte der Häuptling im letzten Lagerplatz vor dem Albert-See versichert, daß es in Butiaba Nahrungsmittel in Hülle und Fülle gebe. Doch das war nur eine Ausrede. Er wollte, da die Ernte an sich schon schlecht gewesen war, nicht allzuviel Negerkorn herausrücken, genau wie die Bauern in andern Ländern! Dann versprach er, als wir Mehl anforderten, solches zu schicken, hielt uns hin, und erst nachdem unsere armen Kerle fast zwei Tage überhaupt nichts mehr zu essen gehabt hatten, lieferte er das Gewünschte, allerdings wohl unter einem gewissen „leichten Druck“ unserer Askari, unserer Soldaten, die in voller Ausrüstung zu ihm gezogen waren.

Da war denn das Ungemach schnell vergessen, und als gar der kleine weiße Dampfer mit den angehängten Booten erschien, herrschte wieder die alte Safarifreudigkeit. Mit guter Laune ertrugen sie diese Fahrt, die für sie nicht gerade angenehm gewesen sein muß.

Wie recht oft in Afrika war nicht alles so ausgeführt, wie befohlen, nicht alle Boote, die wir angefordert hatten, gestellt worden, und so mußte die ganze Gesellschaft, zusammengepfercht wie die Heringe, in nur drei Fahrzeugen untergebracht werden. Ein Glück nur, daß kein Unwetter kam, sonst wären die überlasteten Boote sicher gesunken.

Wir selbst saßen auf Deck des Dampferchens und sollten hier gleich den Nachteil der Holzfeuerung spüren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Ahnungslos machte ich unter dem kleinen Schattendeck ein Schläfchen, als es mir plötzlich unheimlich warm wurde. So stark konnte selbst in diesen Breiten die Sonne nicht brennen, und mit Schrecken nahm ich wahr, daß durch den Funkenflug mein Anzug Feuer gefangen hatte und schon recht hübsch brannte!

Während zu unserer Rechten nur niedrigere Hügel das Ufer säumten, erhoben sich im Westen hohe Berge. Hier trat der Kongostaat bis an die Küste des Albert-Sees. Allerdings nicht der Kongostaat als solcher, sondern ein Teil dieses mächtigen Kolonialbesitzes, den England an König Leopold seinerzeit „verpachtet" hatte, mit der ausdrücklichen Klausel, daß das Land bei seinem Tode an England fiele. Irgendwelchen rechtlichen Anspruch hatte es sonst nicht darauf. Man kann sich denken, daß die Belgier mitsamt dem König Leopold als Hauptbesitzer der Kongostaatsaktien kein sonderliches Interesse an der Erschließung dieses Landes hatten, wohl aber an möglichster Ausnutzung. Natürlich litten unter solchem Betrieb die Eingeborenen und am allermeisten die Ausbeutungsobjekte: die Elefanten. In der schonungslosesten Weise wurden sie niedergeknallt, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Ich fand dort drüben eine Stelle, wo sechzehn Elefantenschädel ganz nahe beieinanderlagen. Hier hatte so ein Wildschinder in wenigen Minuten eine ganze Herde zusammengeschossen, vielleicht hatte er sie erst mit Feuer eingekreist und dann umgebracht.

Der Kongostaat wäre, selbst wenn er es wollte, kaum in der Lage, gegen dieses Unwesen vorzugehen, dazu sind die Entfernungen von einer Station zur andern zu groß. Hinzu kommt, daß diese Wildschlächter sich nicht etwa dauernd auf dem Westufer des Sees und Nils aufhalten, sondern im Osten, auf Ugandagebiet. Naht wirklich einmal eine Streife, um die Herrn abzufassen, so werden diese rechtzeitig durch Eingeborene gewarnt und flüchten über das rettende Wasser. Ihr Elfenbein aber geht natür-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

lich auch durch englisches Gebiet nach Europa, und da auf das Durchfahrgut ein sehr hoher Zoll steht, so macht die Provinz ausgezeichnete Geschäfte.

Inzwischen haben sich ja die Verhältnisse geändert. König Leopold ist gestorben, die Engländer haben das Land „geerbt" und werden nun dort wohl Ordnung schaffen, namentlich dem Wildererunwesen steuern, die wertvollen Elefanten nach Möglichkeit zu erhalten suchen und nur noch einen mäßigen Abschuß gestatten. —

Bei herrlichstem Wetter glitten wir über den blauen See, ziemlich nahe der Ostküste. So hatten wir auch gute Gelegenheit, die Stelle, wo der Viktoria-Nil seine gelben Fluten in den See ergießt, zu betrachten. Es ist dieses geographisch ein recht beachtenswerter Punkt, denn wenige ähnliche Stellen gibt es auf unserer Erde. Hier mündet der breite Strom in den See; um ihn nach Umströmung nur einer kleinen Halbinsel sofort wieder zu verlassen. An diesem Punkte, bei dem kleinen Ort Panyamur, gingen wir vor Anker, schlugen bei anbrechender Nacht am Ufer unser Zelt auf und genossen hier einen Sonnenuntergang mit geradezu märchenhaftem, feurigem Farbenspiel. Der Himmel schien wahrhaft im Feuer und Blut aufzuleuchten, dazwischen schossen leuchtendgelbe Wolken wie Strahlen. Viel länger als sonst in den Tropen dauerte dieses Lichterspiel, das die ganze Landschaft gleichsam in glühende Lohe tauchte. So überwältigend war die Naturerscheinung, daß selbst unsere Träger, Diener und Askari mit offenem Mund schauten, leider zu gründlich, denn dabei bemerkten sie nicht, daß zwei ahnungslose, fette Hammel, die wir für die Reise mitgenommen hatten und die uns am nächsten Tage schmecken sollten, ohne unser Wissen und Willen ihren Herrn wechselten. Angeblich waren sie ausgerückt, ich glaube aber: einem leichten Zug am Strick folgend. Zu machen war nichts, denn es war inzwischen rabenschwarze Nacht geworden. Der Dorfhäuptling, den wir kommen ließen, wußte natürlich von nichts

— vermutlich hatte der Gauner sie bereits schlachten lassen —, und da wir am nächsten Tage möglichst früh weiter wollten, konnten wir nicht lange auf eine große Untersuchung des Falles warten. So dampften wir ohne Hammel ab.

In leichtem Bogen rundeten wir die kleine Halbinsel zur Rechten, näher traten sich die Ufer, Papyrus und Schilf säumten sie, dahinter ragten einzelne mächtige Affenbrotbäume, hier und dort eine Palme, deren breite, harte Fächer im Morgenwinde rauschten. Mit trompetendem, blechernem Schrei zogen heilige Ibisse vorüber, als wollten sie uns zurufen: „Habt acht, jetzt biegt ihr in den heiligen Nil ein.“ Aus den Uferbäumen erhoben sich beim Tuten des Schiffsignals silberweiße Reiher. Glitzernde Eisvögel huschten im Morgenstrahl am Schilfrand hin. Ein Flußpferd tauchte ein Stück vor unserm Dampferchen auf, nur für einen Augenblick, dann versank es wieder in den gelben Wogen des Bahr el Djebel.

Nun fahren wir im Nil selbst dahin. Ein breiter Strom, der sich vielfach in Arme teilt, hier und dort treibt eine kleine Insel, losgerissenes, unterspültes Ufer mit Buschwerk und Papyrus, ein paar rote Bienenfresser schaukeln sich auf den dünnen Zweigen.

Am Ufer stehen Eingeborene, lange, schlanke, nackte Gestalten. Neugierig blicken sie herüber, kennen sie auch den Dampfer, so ist ihnen eine solch große Reisegesellschaft doch noch nicht vorgekommen. Lustige Lieder und Zurufe hallen zu ihnen aus den dichtgefüllten Booten unserer Leute. 175 Mann hocken in den drei kleinen Fahrzeugen, aber die Neger denken mehr noch als wir: „Schlecht gefahren ist besser, als gut gegangen“, und so stört sie die drangvolle Enge nicht weiter. Ab und zu ein Halt, mitten in der Fahrt — unser Dampferchen ist aufgefahren, eine tückische Schlammbank hat sich ihm in den Weg gelegt, vor acht Tagen war sie noch nicht da. Doch der Schaden ist nicht weiter schlimm. Bald werfen ein paar Schwarze

ihre letzten Hüllen ab, und belastet mit einem großen Anker schwimmen und waten sie unter lautem Geschrei in den Fluß. Ein paar Schüsse rechts und links von den Leuten auf das Wasser vertreiben die Krokodile und auch die Flußpferde, denn in dieser Gegend, wo ihnen oft, auch von den Eingeborenen, nachgestellt wird, sind sie durchaus nicht immer die zahmen, gutmütigen Zuschauer, sondern oft recht angriffslustig. Es ist hier nichts Seltenes, daß so ein erboster Wasserriese sich auf einen Menschen stürzt und ihn zermalmt, ja, manches Boot ist schon von einem solchen in die Luft geworfen und zertrümmert, zermalmt worden.

Endlich ist der Anker weit genug ausgebracht, das Seil an der Maschinenwinde befestigt, und unter Hallo und Gelächter der ewig zu Scherz aufgelegten Schwarzen zieht sie an. Ein Ruck, wir sitzen wieder. Das kann lange dauern, denken unsere Träger, so nehmen wir unterdessen ein Bad. Gedacht, getan. Schon wimmelt und kribbelt es um uns im Wasser. Da endlich hat die Maschine in stetigem, langsamem Zug das Fahrzeug über die Sandbank weggezogen. Wir sind flott, dampfen weiter, und hinter uns ein Schreien und Lachen. Prustend kommen die Schwimmer hinterher. Wir tun so, als wollten wir ruhig weiterfahren. Da zeigt sich, wie flott diese Schwarzen schwimmen können. Da und dort hat schon einer sein Boot erreicht. Trotz der Fahrt gelingt es ihm, unterstützt von hilfreichen Händen, hineinzukommen, aber mancher bleibt zurück. Noch ein bißchen wollen wir sie zapppeln lassen, lachen ihnen zu — da, ein Stoß, der uns fast umwirft, schon wieder sitzen wir fest. Und nun ein Gelächter und Freudengeheul! Das ist so recht etwas für unsere lustigen schwarzen Jungen. Nun kommen sie nach, einer nach dem andern klettern die glänzenden nassen Körper an Bord, andere schwimmen am Dampfer vorüber und winken, wir sollen ihnen nachkommen. Noch mehrmals am Tage wiederholt sich der unfreiwillige Aufenthalt. Aufmerksam achtet der Steuermann auf seine

Fahrstraße, daß er ja nicht in einen falschen Nilarm gerät, denn mancher endet blind, sein flacher Grund ist von Schlinggewächsen übersponnen. Wehe dem Dampfer, der hineingerät! Rettungslos fassen und halten ihn die zähen Äste und Ranken. Für die Mannschaft gibt es aber keine Hilfe, denn durch viele Meter hohe Schilfmassen ist den Uferbewohnern der Blick auf das festsitzende Fahrzeug genommen, so daß von hier keine Hilfe zu erwarten ist.

Ewig wechselnd ist das Bild am Ufer. Hier und dort ein Dorf, da dichter Uferwald oder lichte, mit spärlichen Bäumen bestandene Steppe, die bis ans Ufer reicht. Dann wieder Schilf und Papyrus in unendlichen Flächen. Für Abwechslung sorgt auch die Tierwelt. In den Lüften kreist, als ständiger Begleiter, ein Schreiseeadler, ab und zu stürzt er sich herab auf den Wasserspiegel, um in ihm eintauchend mit schnellem Griff einen Fisch zu packen, der gar zu dreist sich an die Oberfläche gewagt hat. Erschreckt jagen ein paar Nilgänse davon, Kormorane und Schlangenhalsvögel, die wir vom Viktoria-See her kennen, eilen am Schilfrand entlang. Beim Nahen des ratternden Dampfers watscheln schwerfällig Krokodile, die sich etwas weit auf die Sandbank hinaufgewagt haben, ins Wasser, Strandläufer und Regenpfeifer flattern mit klagendem Ruf einem neuen Futterplatz zu. Aus guter Deckung im Schilf brüllt ein alter, griesgrämiger Nilpferdbulle. Über den Dörfern kreisen Geier, Marabus stolzieren am Ufer, Kronenreiher und Kraniche suchen Nahrung im seichten Wasser.

In den Uferbäumen schwingen sich Affen, begleiten dort drüben im munteren Spiel ein Stück weit unser Fahrzeug. Plötzlich eine Aufregung unter unsern Leuten. Ein Gewehrträger hat mit scharfem Auge im Schilf, eben wahrnehmbar, eine Elefantenherde entdeckt. „Tembo, Tembo“, schallt es zu uns herüber. „Piga, piga! (Schießen, schießen!) Die Jagdlust ist in ihnen erwacht.

Drüben fahren ein paar Rüssel in die Höhe. Unser Dampfer heult, und unter Trompeten flüchten die mäch-

tigen Rüsselträger. Eine weiße Wolke schwebt über ihnen, zeigt uns den Weg, den sie nehmen, Kuhreiher sind es, ihre ständigen Begleiter, die den Dickhäutern das Ungeziefer aus der runzeligen Haut picken.

Bei Wadelai gehen wir vor Anker, einem kleinen im Verfall begriffenen Ort, wenige kümmerliche Hütten sind die Reste einstiger Herrlichkeit. Wehmütig blicken wir hinüber. Dort drüben lebte und litt, harrte und hielt aus unser großer Landsmann Emin-Pascha (Dr. Eduard Schnitzer), als Forscher so groß wie als Mensch, ein Mann, der es verstand, mit kleinsten Mitteln unter den allergrößten Schwierigkeiten jahrelang auszuhalten, seine Truppen zu begeistern gegenüber einem furchtbaren, übermächtigen Gegner, dessen Mut zerbrach an Emins Standhaftigkeit und Geschicklichkeit, Menschenkenntnis und Aufopferungsfähigkeit. Das war ein Deutscher bis in die Knochen, von seltener Vaterlandsliebe, trotz aller Anfeindungen, aufrecht und treu.

Emin-Pascha in der Äquatorialprovinz

Um die Bedeutung dieses Mannes ganz verstehen zu können, muß man etwas in die Geschichte des Sudans eingedrungen sein, jenes Landes, in dem er, jahrelang abgeschlossen von jeglicher Kultur, umgeben von äußeren, grausamen Feinden, ständig bedroht von seinen eigenen gewinnsüchtigen, unzuverlässigen Leuten in bewundernswürdiger Ausdauer sich nicht nur gehalten, sondern für das ihm anvertraute Land in weitgehender Weise gesorgt hat, trotz der geringen Mittel, die ihm hierfür zur Verfügung standen. Daß eine besondere Fähigkeit dazu gehörte, dieses Ziel zu erreichen, ist selbstverständlich; es genügte nicht, nur mit gutem Willen die Verwaltung des wilden Landes zu übernehmen, sondern der Mann, der sich auf die Dauer auf diesem vorgeschobenen Posten mit Erfolg halten wollte, mußte eine harte Schule durchlaufen haben, und das war bei Emin, dessen eigentlicher Name Eduard Schnitzer war, der Fall.

Am 28. März 1840 wurde er in Oppeln geboren. Schon in frühester Jugend zeigte sich sein großes Interesse für Naturwissenschaften und namentlich für Vogelkunde, nebenbei beschäftigte er sich aber mit allen möglichen andern seinen Geist bildenden Dingen. Er studierte Medizin, war Assistent in Breslau, Berlin und Königsberg, aber immer regte sich schon in ihm der Drang nach fernen Ländern. Das zähe Festhalten an seiner Familie hielt ihn

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

anfangs jahrelang davon ab, sich ihm bietende sehr aussichtsreiche Stellungen im Ausland anzunehmen, bis er eines Tages ganz unerwartet seine Koffer packte und ohne irgend jemand Mitteilung zu machen nach Triest fuhr. Damit war der Anfang gemacht, er war auf dem Wege, nun ließ er dem Schicksal seinen Lauf.

Hin und her schwankend wußte er nicht recht, welchen Weg er weiterhin einschlagen sollte. Anfangs wollte er mit Kaiser Maximilian nach Mexiko, dann lockten Stellen in holländischen oder englischen Kolonien, aber nie fand sich das, was er suchte. Dabei wurden seine Mittel immer geringer. So trat er denn in türkische Dienste; und 1865 treffen wir ihn als Arzt in Antivari. Hier kam ihm seine geradezu wunderbare Befähigung, fremde Sprachen zu erlernen, sehr zustatten. Mit eisernem Fleiß studierte er nicht nur Italienisch, sondern auch Illyrisch, Türkisch, Neugriechisch und Albanisch, denn, wollte er als Hakim, als Arzt, vorwärts kommen, so mußte er diese Sprachen beherrschen.

In diese Zeit fallen Kämpfe und Aufstände, und hier bestand Schnitzer seine Feuertaufe. Mit deutscher Gründlichkeit suchte er, namentlich als Hafenarzt von Antivari, die sanitären Verhältnisse des ganzen Landes, ungeachtet der ihm von der abergläubischen Bevölkerung gemachten Schwierigkeiten, zu verbessern, bekämpfte vor allem mit gutem Erfolg die alljährlich auftretende Cholera. In fünfjährigem Aufenthalt in Antivari fand er wiederholt Gelegenheit, sich diplomatisch zu betätigen. Namentlich dank seiner großen Sprachkenntnisse und seiner Gewandtheit, mit Menschen jeder Rangstellung zu verkehren, hatte er gute Erfolge, die ihm späterhin nützen sollten. Dadurch machte er sich, zumal er seine eigene Persönlichkeit nie in den Vordergrund stellte, viele Freunde, besonders unter den höheren Beamten, und kam dadurch vorwärts. So trat er dem bedeutenden Gouverneur Ismail Hakki-Pascha nahe. Ihm folgte er nach Kleinasien, Konstantinopel und später

nach Janina. Noch einmal kehrte er in die Heimat zurück, um dann, ohne seinen Verwandten zu sagen, wohin die Reise gehe, über Triest nach Ägypten zu fahren.

Damit hatte Schnitzer das eigentliche Land seiner Tätigkeit, seines späteren Ruhmes betreten, das Land, für das er kämpfte und litt. Nach kurzem Aufenthalt in Kairo schloß er sich einer Handelskarawane an, die nach Khartum ging. Die Reise dauerte damals fast sechs Wochen, heute ein paar Tage.

Mit seinem früheren Leben hatte Schnitzer hier auch äußerlich gebrochen, denn von nun an begegnen wir ihm nur noch unter dem Namen Emin. In Khartum traf er den sehr jugendlichen Rudolf Slatin, der als Gefangener, dann als Flüchtling aus der schrecklichen Haft des grausamen Mahdi und später als Generalpolizeimeister des Sudans eine so bedeutende Rolle spielen sollte.

In liebenswürdigster Weise wurde Emin von den dort lebenden Deutschen aufgenommen und gewann durch sein freundliches Wesen, sein großes musikalisches Talent und gutes Schachspiel, sowie seine gesellschaftliche Gewandtheit bald alle Herzen.

Anfangs als Arzt in Khartum tätig, seine freie Zeit zu zoologischen und botanischen Sammlungen verwendend, ging Emins Bestreben dahin, möglichst bald ins Innere des Landes kommen zu können. Bereits im April 1876 bot sich ihm hierzu Gelegenheit indem er zum Gouverneur Gordon nach Lado berufen wurde, das er nach einer Nilfahrt von drei Wochen erreichte.

Damit war er in dem sagenhaften Sudan, dem er fast den ganzen Rest seines Lebens widmen sollte.

Im allgemeinen hat man vom Sudan in Europa einen falschen Begriff, indem man damit nur das Land um den oberen Nil bezeichnet. Das ist ein Irrtum. Unter dem eigentlichen Sudan versteht man die weiten Länderstrecken, die sich südlich der Sahara bis Zentralafrika hinziehen und von mohammedanischer Bevölkerung bewohnt sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Dabei stellt er aber kein als Reich in sich geschlossenes Land dar, sondern es ist mehr ein Länderbegriff, denn eine große Zahl verschiedener Reiche ist unter diesem Sammelnamen zusammenzufassen. Die hauptsächlichsten Reiche, die wir zum Sudan zu rechnen haben, sind: Kordofan, Dar-Fur, Wadai, Bagirmi, Bornu und weiter westlich die Haussastaaten.

Diese gewaltigen Länderstrecken sich untertan zu machen, war das Ziel der Khediven von Ägypten. Im Jahre 1820 drang Mehemed Ali siegreich südwärts vor, unterwarf Nubien, Sennar (das Land zwischen Weißem und Blauem Nil), und durch die siegreiche Schlacht bei Bara machte er sich zum Herrn des reichen Kordofan. Während die Türken, wie man im Sudan die erobernd vordringenden Ägypter nannte, weiter nach Süden bis über Gondokoro hinaus zum Albert-See siegend vorstießen, widerstand Dar-Fur allen ihren Angriffen. Erst 1874 erlag es. Dieses Land war eines der bis dahin wenigst erforschten Gebiete von Afrika, soweit es in jenen Jahren nicht überhaupt unbekannt war. Nur der Engländer Brown und später unser Landsmann Nachtigal hatten es bereist.

Hatten bis zu ihrer Unterjochung durch die türkischen Truppen die Länder und Völkerschaften sich gegenseitig bekämpft und abgeschlachtet, so litten sie jetzt unter der neuen Herrschaft noch viel mehr. Die eingesetzten Gouverneure und Beamten betrachteten das Land als die Quelle, aus der man mit aller Macht Reichtümer schöpft. Elfenbein, Sklaven, Soldaten mußten die Völker liefern. In der unglaublich grausamsten Weise wurden Sklavenjagden veranstaltet, ganze Völkerschaften vernichtet oder zur Auswanderung getrieben. Im Gefolge des Heeres erschienen die reichen Khartumer Sklavenhändler oder ihre Bevollmächtigten. Ganze, gutausgerüstete Truppenteile standen unter ihrem Kommando, wohlgelitten von den Beamten, die ihren Beuteanteil erhielten — und schwiegen. Da fielen denn diese Horden, vielfach unterstützt von Eingeborenen, die

in krasser Gewinnsucht ihre eigenen Landsleute verrieten, über die unglücklichen Dörfer her, die sie bei Nacht umstellt hatten, eröffneten ein mörderisches Feuer auf die Lehm- oder Grashütten, bis die Eingeborenen, aus dem Schlaf gerissen, zu den Waffen griffen oder sich davonzustehlen suchten. Doch die Sklavenjäger waren wachsam, zu wertvoll das „schwarze Elfenbein". Sobald sich ein Mann zeigte, wurde er niedergeschossen, Mädchen und Kinder gefangen, aneinandergekettet und davongetrieben, um von irgendeinem Sammelpunkt am Nil, eng in kleinen Barken zusammengedrängt, nach Khartum zum Sklavenmarkt verschickt zu werden.

Nach der Antisklaverei-Konferenz in London trat hierin insofern eine Änderung ein, als die Regierung wenigstens äußerlich gegen die Sklavenjäger vorgehen mußte; aber heimlich beließen die bestechlichen Beamten alles beim alten.

Diese ewige Unsicherheit, die Bedrohung von Leib und Leben waren es nicht allein, die auf der Bevölkerung lasteten: es kam noch der ungeheure Steuerdruck hinzu. Den größten Teil von dem, was der Mann erarbeitete, mußte er abgeben. So sank die Schaffensfreudigkeit, die bei der schwarzen Rasse schon an sich recht gering ist, immer mehr, es wurde nicht mehr gearbeitet, angebaut, als man zum eigenen Lebensunterhalt brauchte.

Daß das auf die Dauer nicht so weitergehen konnte, sah selbst die Regierung in Kairo ein und sandte deshalb, da es zuverlässige türkische Beamte nur in recht geringer Zahl gab, Europäer dorthin, um den Krebsschaden zu beseitigen. Die Arbeit dieser Männer wurde nicht nur erschwert, sondern fast unmöglich gemacht durch die Dongalaner und Danakil, die, vom Norden eingewandert, das ganze Land durchsetzt hatten. Es waren dies Händler, die ins Land gekommen waren, bei Kriegszügen sich beteiligten, in der Hauptsache aber nur morden und rauben wollten. Allmählich hatten sie sich eine solche Stellung und Macht an-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gemaßt, daß sie, dank ihrer großen Anzahl, in der sie alle militärischen Unternehmungen begleiteten, dem Heerführer das Leben ungemein schwer machen, ja seine Entschlüsse zum Scheitern bringen konnten, falls diese ihnen nicht genehm waren. Diese Herren waren natürlich gar nicht mit der Abschaffung der Sklaverei einverstanden, die fünf Jahrzehnte lang ihre Haupteinnahmequelle gewesen war. Zudem hatten sie Furcht vor der Bevölkerung, die sie bis aufs Blut gepeinigt hatten, denn nun konnte diese es wagen, gegen sie Anklage zu erheben. Aber auch vielen hohen Beamten war die Verbesserung der Lage der Unterworfenen durchaus unerwünscht. Auch sie zogen ja ihren Nutzen, ihre Reichtümer aus ihnen.

Das sollte nun alles durch die europäischen Beamten ein Ende nehmen. Gordon, der durch seine Tätigkeit und Erfolge in China berühmt geworden war, und manch anderer kämpften lange vergeblich für Verbesserung des Loses der ihm unterstellten Völker.

Die Dongalaner drangsalierten das Volk weiter und untergruben natürlich auf diese Weise immer mehr Ansehen und Macht der ägyptischen Regierung, die Beamten führten offen und versteckt Klage gegen Gordon und die von ihm auf den verschiedenen Stationen eingesetzten europäischen Gouverneure, und sie erreichten es tatsächlich durch ewige Wühlarbeit, daß dieser tüchtige Mann und mancher seiner getreuen Mitarbeiter sich vergrämt zurückzogen.

Die Schmarotzer konnten wieder schalten und walten, sie machten aber das Land reif zum Sturz. Dazu kam, daß der Khedive Ismail-Pascha und sein Nachfolger Tewfik-Pascha durch unglaubliche Verschwendung die reichen Einkünfte des Mutterlandes Ägypten verpraßten und damit auch hier auf den Untergang hinarbeiteten.

Die Regierung blieb den Soldaten und Offizieren in Unterägypten monatelang den Sold schuldig, und da diese sich nicht wie ihre Kameraden im Sudan an den Eingeborenen schadlos halten konnten, angeekelt waren von

dem Luxus und der Verschwendung des Hofes, gärte es unter ihnen immer mehr. Wegen der Bevorzugung der türkischen und europäischen Offiziere brach infolgedessen unter Arabi-Bei eine Militärrevolte aus. Der Khedive mußte von Kairo nach Alexandrien fliehen, die Fremden und Juden waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Arabi-Pascha, wie er sich bald nannte, durchzog das Land, predigte den Aufstand gegen alle Fremden. „Ägypten den Ägyptern" war die Losung, die bei der ausgesogenen verbitterten Bevölkerung willig Gehör fand. Von allen Seiten strömte die fremdländische, nichtmohammedanische Bevölkerung aus dem Lande nach Alexandrien zusammen oder flüchtete nach Syrien.

Somit waren die Aufständigen Herren des Landes. Noch war es eine rein ägyptische Angelegenheit, und die englische Flotte, die den Schutz der Fremden übernommen hatte, fand vorläufig keine Veranlassung und Gelegenheit, einzugreifen. Sie wartete, bis ihre Stunde kam. Daß sie kommen mußte, stand nur zu fest.

Immer höher stiegen die Begeisterung und der ständig geschürte Haß, und am 11. Juni 1882 brach in Alexandrien offen der Aufstand gegen alle Fremden aus. Eine große Anzahl wurde ermordet, die Wohnungen wurden gestürmt, Banken niedergebrannt, geplündert. Aus der Empörung, die aus berechtigten Beweggründen entsprungen war, wurde ein wilder Aufruhr, in dem die Hefe des Volkes, die Verbrecher besonders, auf ihre Rechnung kamen. Arabi-Pascha hatte seine Leute nicht mehr in der Hand. Aber er wollte auch die Bewegung nicht eindämmen, vielmehr hoffte er in einem törichten Siegerwahn, Ägypten gegen die europäischen Mächte halten zu können.

Einen Monat lang dauerte seine Herrschaft, die Engländer ließen die Leidenschaften sich austoben.

Jetzt arbeitete die hohe Politik unerbittlich grausam.

Was kümmerte diese sich um Menschenleben, Gut und Blut des einzelnen? Hier stand Höheres (?!) auf dem

Spiel: Das Gesicht mußte gewahrt werden. Unter dem Schein des Rechtes, als Vorkämpfer der Menschlichkeit, galt es im rechten Augenblick, d. h. wenn die Not am größten, genügend viel Europäer, namentlich Frauen und Kinder, umgebracht waren, einzugreifen. Daß man deren Leben durch rechtzeitige Landung von Truppen, um die von einem großen Teil der Bevölkerung händeringend gefleht worden war, hätte retten können, darauf kam es nicht an. Was lag an den paar Menschen! Das reiche Land wollte man mit Anstand, als rettender Engel an sich bringen. Das war das Ziel, nach dem Albion strebte.

Nun war es soweit. Ohne irgendwelche Gefahr konnte die reife Saat geschnitten werden.

Die englische Flotte begann am 11. Juli die Beschießung der von Arabi besetzten Befestigungen und der Stadt selbst. Kurz darauf landeten sie Marinetruppen, die durch indische Reiterei verstärkt waren. Arabi-Pascha, eben noch so kühn, floh, mit ihm sein Heer. Bei Tell-el-Kebir wurde eine befestigte Stellung bezogen, aber beim ersten Angriff der britischen Truppen ergab sich die feige Besatzung, und Arabi-Pascha sowie seine Minister wurden teils sofort, teils später in Kairo gefangengenommen.

Damit war die Militärrevolte niedergeworfen und Ägyptens Schicksal für eine Reihe von Jahrzehnten besiegelt.

Schon längst hatten die europäischen Mächte voller Mißstimmung der unglaublichen Wirtschaft, dem nur scheinbaren Vorgehen gegen den Sklavenhandel, der kaufmännischen Unsicherheit des reichen Landes zugesehen. Jetzt hatte und nutzte England die gute Gelegenheit, das Land unter „seinen Schutz zu stellen“. Zwar protestierten der Khedive und die Hohe Pforte, aber was machte das? England versprach zwar, „nach einem Jahr“, wenn alles wieder in Ruhe und Frieden wäre, das Land zu räumen, vergaß es aber später!

Englische Beamte wurden überall eingesetzt, die Armee aufgelöst, kurz: Ägypten wurde englische Provinz.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Es liegt auf der Hand, daß durch diese Wirren die Stellung der auf weit vorgeschobenen Posten, umgeben von immer übermütiger sich gebärdenden Feinden, ausharrenden weißen Offizieren von Tag zu Tag schwerer wurde, und daß Emin-Pascha, im Norden sich gegen die andringenden Mahdisten wehrend, darauf bedacht sein mußte, sich den Rücken freizuhalten. Denn schon machte sich auch unter seinen Truppen die Wirkung der Unruhen in Ägypten geltend. Dazu kam, daß die Predigten und Flugschriften des „Mahdi", eines religiösen Fanatikers, auf den wir noch vielfach zurückkommen werden, nicht ungehört verhallten. Öfter brachen unter Emins Truppen kleinere und größere Militärrevolten aus, namentlich als der Sold ausblieb. Die Soldaten gingen sogar so weit, daß sie Emin gefangen und die Verwaltung selbst in die Hand nehmen wollten, d. h. sie wollten, gestützt auf ihre bessere Bewaffnung, brandschatzen, die Bevölkerung auspressen, Herren spielen. Nur der außerordentlichen Geschicklichkeit Emins war es zu verdanken, daß er noch immer alle Unbotmäßigkeiten auf gütlichem Wege niederhalten konnte. Aber klar wurde ihm, daß es so auf die Dauer nicht gehen könnte, denn nur zu genau sah er die Entwicklung im Sudan voraus. Er kannte die Bevölkerung zur Genüge und ebenso die unter den ägyptischen Offizieren herrschende Korruption, gegen die sich die Bevölkerung mehr und mehr auflehnte. Auf dem so vorbereiteten Boden mußte die Lehre des neuen Propheten reiche Frucht tragen. Das ganze Land mußte zwangsläufig in seine Hand fallen. Auf alle Fälle galt es für Emin, an die Zukunft zu denken, an den Tag, an dem er gezwungen sein würde, sich vor den Heeressäulen der wilden mahdistischen Fanatiker zurückzuziehen. Der Weg nach Westen war ihm versperrt, denn dort dehnte sich die noch fast völlig unbekannte, an Nahrungsmitteln arme Wildnis; es blieb ihm nur der Weg nach Süden, den Nil aufwärts. Hier aber lag ein gewaltiges Reich: Uganda, beherrscht von dem außerordentlich tatkräftigen und diplo-

matisch gewandten Mtesa. Mit diesem verstand es Emin, sich gut zu stellen, ja, er besuchte ihn sogar, obgleich nur von einer kleinen Anzahl Trägern begleitet, auf langer, mühevoller Reise in seiner Hauptstadt Kibuga in der Nähe des Viktoria-Sees. Er wußte in so hohem Grade das Vertrauen dieses bedeutenden zentralafrikanischen Fürsten zu gewinnen, daß dieser an Gordon schreiben und ihn bitten wollte, Emin dauernd in seinem Reiche zu belassen.

Über die Abstammung dieses Königs vermutet Emin, daß er ein Galla sei, also aus dem südwestlichen Abessinien stamme, hierfür spräche auch seine große Zuneigung zum Christentum (die Abessinier sind koptische Christen). Ganz auffallend ist überhaupt bei den Königen und Großen Ugandas der Unterschied an Körperbau und Gesichtsschnitt wie Farbe gegenüber ihren Untertanen, den Waganda. Offenbar stammen die Fürsten- und Adelsgeschlechter aus früheren Einwanderern. Die kulturell höher stehenden Fremden verstanden es durch ihre geistige Überlegenheit, die alteingesessene Bevölkerung sich untertan zu machen. Scheinbar ist das ohne große Kämpfe vor sich gegangen. Vermutlich waren diese Völker verweichlicht und sind erst durch die neuen Beherrscher wieder emporgekommen. Heute allerdings ist von irgendwelcher kriegerischen Haltung der Waganda nichts mehr zu merken. Sie lesen gern die Bibel, äffen die Sitten der Weißen nach, spielen die Rolle der Hosenneger, nur daß sie keine Hosen, sondern lange weiße Gewänder tragen. —

Viele Reisen füllten Emins Regierungsjahre in der Äquatorialprovinz aus. Mit Eifer suchte er sein Land zu heben, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihm selbst seine nächste Umgebung bereitete, die nach altem Brauch gern im trüben fischen wollte und nicht verstehen konnte, daß der Gouverneur nicht seine Macht dazu verwandte, möglichst Reichtümer zusammenzuraffen.

Mit ganz besonderem Eifer gab sich Emin in seinen Mußestunden zoologischen Studien hin. Ganz wunderbare

Sammlungen hat er heimgeschickt, und seinem Fleiß verdankt die Wissenschaft ungemein viel. Mit der größten Sorgfalt war auf die kleinsten scheinbaren Geringfügigkeiten bei Beobachtungen der einzelnen Tierarten hingewiesen, an alles Wissenswerte hatte er gedacht. Da ist es auffällig, daß ein so guter Beobachter wie er an keiner Stelle seiner Tagebücher auf das in seinem Gebiet heute lebende Weiße Nashorn hingewiesen hat, nur die Hörner der Rhinozerosse als Handelsware erwähnt er. Hierfür spielten sie seinerzeit eine große Rolle, denn die Araber pflegten Trinkbecher daraus zu verfertigen, in denen ein Getränk aufschäumen sollte, falls es vergiftet war. Das Vergiften war ja im Orient immer ein beliebtes Mittel, sich mißliebiger Persönlichkeiten zu entledigen, und wenn es auch natürlich nicht zutrifft, daß dem Nashornbecher diese Zauberkraft innewohnt, so genügte offenbar schon der Gebrauch desselben, um einen Vergiftungsversuch zu verhindern, denn — genau wissen konnte man ja nicht, ob nicht doch einmal ein solcher Becher den beabsichtigten Mord an den Tag bringen würde.

Die Anfänge des Mahdismus

Während die Regierung, „unterstützt" von den Engländern, die Militärrevolte niederwarf, traf sie schon ein neuer Schlag: In Oberägypten erhob der „Mahdi" das Banner des Propheten, begeisterte seine Anhänger zum Dschihad, zum Glaubenskrieg, gegen alle nicht Strenggläubigen, also namentlich die Vertreter der ägyptischen Regierung — von denen keiner sich ernstlich nach den Vorschriften des Korans richtete —, und dann gegen die verhaßten Weißen, diese „ungläubigen Hunde", die mit Strenge gegen den vom Koran erlaubten, nach modernen Gesetzen verbotenen Sklavenhandel vorgingen.

Im Laufe der Zeiten sind verschiedene „Mahdi" aufgetreten. Männer, die sich als von Allah berufene Glaubensstreiter ausgaben, mehr oder weniger großen Anhang und Einfluß gewannen, unter Verübung ungeheurer Grausamkeiten gegen ihre Feinde ein Reich aufrichteten, dann aber immer wieder, nachdem sie abgewirtschaftet hatten, in der Versenkung verschwanden. Keinem von ihnen jedoch gelang es, sich auch nur annähernd eine so bedeutende Stellung zu erringen, ein so gewaltiges Gebiet zu unterwerfen wie dem Nubier Mohammed Achmed aus der Provinz Dongala.

Im Jahre 1844 geboren, besuchte er schon frühzeitig die Schule der Grabmoschee in Khartum. Geleitet wurde diese damals von einem angeblichen Nachkommen des Propheten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dem Scheich Hogeli. Mit größtem Eifer studierte er, lernte den Koran auswendig und zeigte eine derartige Gläubigkeit und Strenge im Einhalten der heiligen Vorschriften und Gebräuche, daß er deshalb schon frühzeitig großes Ansehen bei seinen Lehrern und Mitschülern genoß.

Er schloß sich dann mit Begeisterung dem Scheich Mohammed Scherif an und verbreitete dessen Glaubensregeln, die von ihm im Anschluß und als Auslegung des Korans verfaßt waren. Ihm hatte er unbedingten Gehorsam gelobt, lebte nach seinen Vorschriften auf der Nilinsel Abba, südlich von Khartum, wo er wieder seinerseits Anhänger um sich gesammelt hatte, fleißig Ackerbau trieb und an Bedürftige wohltätige Gaben verteilte. Selbst nahm er nur das an, was er unbedingt zu seinem Unterhalt brauchte. Sein Leben war so kümmerlich wie möglich. Am Fuße eines Berges hatte er sich eine Höhle gegraben, in der er, angeblich oft tagelang ohne Speise und Trank, seine Zeit in strengen Glaubensübungen verbrachte.

Natürlich trug all das sehr dazu bei, den Ruf, den er an sich schon genoß, zu vergrößern, zumal gerade in jenen Zeiten die Religionsübungen im allgemeinen recht äußerlich geworden waren, der Glaube nirgends mehr fest im Volke wurzelte. Gerade dieser Umstand sollte für das spätere Leben und den Entwicklungsgang Mohammed Achmeds ausschlaggebend werden, denn selbst bei den höchstangesehenen Männern, ja selbst bei seinem berühmten und verehrten Meister, dem Scheich Mohammed Scherif, fand er zu seinem Erstaunen, daß auch dessen ganze Lehren rein äußerlich waren, nur darauf berechnet, auf die große Masse des Volkes zu wirken, während der Glaubensapostel selbst sich allerlei Erleichterungen der strengen Religionsvorschriften gewähren zu können glaubte.

Gelegentlich des Festes der Beschneidung der Söhne des Scheichs kam dies zutage: der hohe Herr erklärte plötzlich verschiedene Spiele, Sang, Tanz und Lustbarkeiten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

die sonst streng verboten waren, für die Dauer des Festes als erlaubt.

Mohammed Achmed konnte anfangs die Kunde von dieser Ungeheuerlichkeit nicht glauben, dann aber sprach er sich, als er die Wahrheit bestätigt fand, rückhaltlos dagegen aus und erklärte sie als unentschuldbaren Verstoß gegen die göttlichen Lehren.

Mit dem ganzen Zorn, dessen nur ein Orientale fähig ist, nahm der Scheich diese Äußerungen seines sonst so ergebenen Schülers auf, befahl dem Abtrünnigen, zu ihm zu kommen, und als dieser zerknirscht um Verzeihung bat, ja widerrief, wies er ihn von sich und schmähte ihn. Durch den Zorn des vergötterten Meisters niedergedrückt, demütigte er sich auf das tiefste, indem er seinen Hals in die „Scheba" zwängte (eine große Astgabel, wie sie gebraucht werden, um entwichene Sklaven zu fesseln), Haupt und Schultern mit Asche bestreute, um so als reuiger Sünder Verzeihung zu erflehen. Abermals versagte sie ihm der Scheich, ja, stieß ihn sogar aus seiner Ordensgemeinschaft aus.

Damit hatte er aber den Bogen überspannt.

Aufs tiefste in seinem Ehrgefühl gedemütigt, vermutlich noch aufgestachelt durch seine Verwandten und Anhänger, die fürchteten, daß bei dem Schwinden seines Ansehens auch sie darunter leiden würden, wandte sich nun Achmed einem andern Orden zu und schickte Boten an den Scheich el Geruschi mit der Bitte um Aufnahme in seine Gemeinde. Mit Freuden benutzte dieser die Gelegenheit, den Mann, dessen Ruf im ganzen Lande gepriesen wurde, an sich zu fesseln, und lud ihn zu sich ein.

Jetzt sah Mohammed Scherif seinen großen Fehler ein, suchte wieder Anschluß an seinen einstigen Schüler, versprach, ihm zu verzeihen, aber der wies stolz das Angebot mit den Worten zurück: „Ich bin mir keiner Schuld bewußt, daß ich Verzeihung brauchte, ich habe immerdar streng nach den Lehren des Glaubens gehandelt. Nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ich brauche die Verzeihung Allahs, sondern du, der du gegen seine Regeln verstoßen hast."

Der Hieb saß. Das Volk gönnte dem anmaßenden Scherif die Abfuhr, und da dieser Jüngling gewagt hatte, in solcher Weise gegen den Lehrer aufzutreten, selbst aber als streng-gläubiger Islam lebte, wuchsen sein Ansehen und sein Anhang, zumal seine Schüler und Freunde nicht verfehlten, im Lande herumreisend ihn in möglichst gutem Licht erscheinen zu lassen.

Damit war Mohammed Achmed der Held des Tages. Er kehrte nach der Insel Abba zurück, und hier drängten sich nun immer mehr Anhänger um ihn. Streng den Glaubensvorschriften folgend, nahm er die ihm dargebrachten reichen Geschenke nicht für sich, sondern verteilte sie wie zuvor unter die Armen und Bedürftigen. Dadurch erhielt er den Ruf eines „Entsagenden", und bei der Seltenheit derartiger Fälle in jenen Zeiten trug auch dies wieder sehr zu seiner Verherrlichung bei.

Allmählich trat Mohammed Achmed aus seiner Zurückhaltung heraus und, angeregt durch seine Anhänger, unternahm er eine Reise nach Kordofan, dem einflußreichsten, wertvollsten Teil des Sudans. Seine Reise glich einem Triumphzug. Wohin er kam, wurde er begeistert aufgenommen, jetzt erst sah er, welch gewaltige Verbreitung seine Lehren bereits gewonnen hatten, welchen weitverbreiteten Anhang er besaß. Dadurch veranlaßt, entsandte er von nun an Flugschriften über das ganze Land, forderte die Mohammedaner auf, ihre ganze Kraft einzusetzen, um den Verfall des Glaubens aufzuhalten. Das Volk sollte es in die Hand nehmen, durch gläubiges Befolgen aller Glaubensregeln einander ein gutes Beispiel zu geben, denn von der Regierung sei keine Hilfe zu erwarten, zumal die Beamten in eigennütziger Weise handelten, das Land aussaugten, sich selbst nur zu bereichern suchten. Damit rührte er an eine Saite im Herzen des gemeinen Mannes, die sofort klang, zugleich war dies aber auch die erste,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wenn auch etwas verschleierte Kampfansage an die Regierung, die bereits seit sechzig Jahren Kordofan unterworfen und niedergehalten hatte.

In jener Zeit lernte er einen Anhänger kennen, der ihm der Vertrauteste und später sein Nachfolger in der Herrschaft werden sollte. Es war dies Abdullahi ibn Mohammed, der mit geradezu fanatischer Begeisterung an ihm hing und seine Lehren verbreitete.

Ihm als ersten vertraute Mohammed Achmed das große „Geheimnis" an, daß er der Mahdi el Monteser sei, der für das Ende der Zeiten erwartete Erlöser, der die Welt mit Gerechtigkeit erfüllen werde (also genau dasselbe, was alle großen Revolutionäre von sich behaupten).

Dieser Abdullahi war für die Ausbreitung seiner irdischen Macht von großem Wert. Er stellte die Verbindung mit den kriegstüchtigen westlichen Stämmen her.

Es folgten nun weitere Reisen, abermals nach Kordofan, nach den übrigen mächtigen Staaten, namentlich nach El Obeïd. Aber nicht als Mahdi trat hier Mohammed Achmed auf, sondern als Glaubensapostel. Alle Lehrer des Korans besuchte er, und erst, wenn er gefunden hatte, daß in ihren Herzen seine Anschauungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren, teilte er auch ihnen unter dem „Siegel der Verschwiegenheit" mit, daß er der langerwartete Mahdi sei, von Allah selbst zur Rettung der Welt berufen.

Natürlich wirkten diese Lehren, das bald allgemein bekannte „Geheimnis" von dem Erscheinen des Mahdi, ungemein auf die breite Masse des Volkes, da allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung herrschte, namentlich wegen der Selbstsucht der Beamten, der Härten beim Eintreiben der Steuern, der ungerechten Verteilung der Lasten, und namentlich über die Unterdrückung der Sklaverei, zumal viele der Beamten sich ganz offensichtlich gleichzeitig der größten Vergehen gegen die Gesetze schuldig machten. —

Wir machen uns im allgemeinen einen ganz falschen Be-

griff von der Behandlung der Sklaven im Orient. Mit unendlicher Grausamkeit wurden die Sklavenjagden geführt, geradezu viehisch war die Behandlung auf den Transporten. Waren die Sklaven aber erst einmal auf dem Markt oder hatten sie einen Herrn gefunden, so war ihr Los ein ganz anderes. Nun waren sie ein wertvolles Eigentum des Mannes, für den sie arbeiteten, dieser selbst hatte ja alles Interesse daran, diese menschlichen Arbeitstiere gesund und bei Laune zu erhalten, denn auf die Dauer wird bei Arbeit unter der Peitsche nicht soviel geschafft als bei williger Leistung. Wir sind durch „Onkel Toms Hütte" und durch die Schauergeschichten über die amerikanischen Sklavenmißhandlungen in unserm Urteil beeinflußt. Man kann sagen, daß die Sklaven auch im Sudan nicht schlecht behandelt wurden, genau wie im alten Rom. Oft wurden Sklaven Vertraute ihrer Herren. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Aber gibt es nicht auch bei uns Eltern, die selbst ihre Kinder wie das Vieh behandeln, lesen wir nicht oft genug davon in Zeitungen, und doch, welch unendlich kleiner Bruchteil von Grausamkeiten gegen Kinder dringt in die Öffentlichkeit, das meiste Leid wird in der Verborgenheit getragen. Wären die Sklaven sonderlich schlecht behandelt worden, so würden sie, deren es im Sudan eine ungeheure Menge gab, sich bei den späteren Kämpfen sicher gegen ihre Herren empört haben. —

Mit offenen Augen war Mohammed Achmed durch die Länder gereist, hatte gesehen und gehört, wo er den Hebel ansetzen mußte, war aber vorläufig noch im Hintergrund geblieben, wollte in weiser Mäßigung seine Zeit abwarten.

Einsichtsvollen Männern der ägyptischen Regierung war die Gefahr, die hier allmählich für sie heranreifte, nicht entgangen. Die wenigen europäischen Offiziere, die im weiten Lande verteilt waren, warnten, auch der frühere Lehrer Mohammed Achmeds, der voller Eifersucht den gewaltigen Einfluß, den sein einst verstoßener Schüler gewonnen hatte, immer mehr wachsen sah, teilte Rauf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Pascha, dem Gouverneur von Khartum, von wo aus das ganze Land verwaltet wurde, seine Beobachtungen mit, machte auf die durch den neuen Apostel drohende Gefahr aufmerksam.

Infolgedessen wurde Achmed aufgefordert, zur Rechtfertigung nach Khartum zu kommen. Vorsichtig machte der Unterhändler, der den ihm gewordenen Auftrag nur sehr ungern übernommen hatte, ihm Mitteilung von den Klagen, die gegen ihn vorgebracht wurden. Und nun spielte Achmed seinen Haupttrumpf aus, auf den er sich längst vorbereitet hatte, denn er wußte ganz genau vorher, warum die Beamten aus Khartum ihn auf seiner Insel aufsuchten. Nach freundlicher Begrüßung spielte er den Überraschten, brauste dann wild auf, schlug sich mit der Faust auf die Brust und brüllte den Unterhändler an:

„Durch Gott und des Propheten Gnade bin ich der Herr des Landes! Nie werde ich nach Khartum gehen, um mich zu verantworten!“

Damit war der Würfel gefallen.

Achmed hatte sich offen zum Herrn des Landes erklärt, der Regierung die Fehde angesagt.

Sofort begann er eine fieberhafte Tätigkeit, predigte offen den Heiligen Krieg, sammelte seine Getreuen, so gut es ging, bewaffnet um sich und spornte sie zur Begeisterung an, indem er ihre niedrigsten Instinkte, namentlich die Habsucht, aufputschte. Vier Fünftel aller gemachten Beute sprach er ihnen zu, nur ein Fünftel beanspruchte er selbst zur freien Verfügung, indem er hindurchblicken ließ, daß er diesen Teil den Bedürftigen zukommen lassen wollte.

Die schroffe Antwort Achmeds hatte Rauf-Pascha überrascht, ihm aber auch die Augen völlig geöffnet, welche große Gefahr der Regierung drohte. Er schickte auf einem Dampfer zwei Kompanien Soldaten gegen den Empörer.

Unbegreiflicherweise landeten diese Truppen noch spät am Abend in der Nähe der Niederlassung Achmeds. Ohne

sich vorher über die Örtlichkeit unterrichtet zu haben, drangen sie in der Nacht, noch dazu getrennt, auf sumpfigen Wegen vor in der Hoffnung, den Mahdi und seine Anhänger in ihren Hütten überraschen und schnell erledigen zu können. Doch dieser war längst von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt und hatte sich mit seinen Genossen im hohen Gras und Busch versteckt, ließ die Truppen ruhig vorüberziehen, und bald hörten die Mahdisten das Salvenfeuer der Truppen auf die leeren Hütten. Die beiden Kompanien stießen im Dunkeln aufeinander und beschossen sich gegenseitig. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzte der Mahdi geschickt. Mit wildem Gebrüll stürzten sich seine fanatisch begeisterten Scharen auf den Soldatenhaufen, und obgleich nur mit Messern, einigen Speeren und Schwertern, aber in der Hauptsache mit Knüppeln bewaffnet, richteten sie unter den Überraschten ein furchtbares Blutbad an, schlugen fast alle tot; nur wenige vermochten sich zum Nil zu retten und schwimmend den Dampfer zu erreichen, soweit sie bei diesem Versuch nicht von Krokodilen geholt wurden. Am nächsten Tage dampfte der Rest der Truppenmacht nach Khartum zurück.

Das war der erste Sieg, noch dazu erkauft fast ohne jegliche Opfer. Der Mahdi selbst hatte einen Streifschuß an der Schulter, den er ausnutzte, um zu zeigen, wie Allahs Hand ihn beschirmt habe. Diese große Niederlage der „Türken", denn für damalige Verhältnisse war sie sehr schwer, erhöhte natürlich das Ansehen des Mahdi bedeutend, brachte ihm viele neue Anhänger, Glaubensstreiter, zumal eine große Zahl von Sendboten sehr geschickt allenthalben seinen Ruhm pries; außerdem erhöhten die erbeuteten Gewehre und Munition wesentlich seine Macht.

Der Mahdi selbst überschätzte den errungenen Erfolg aber durchaus nicht; er war sich nur zu klar, daß nun die Regierung alles daransetzen werde, sich seiner zu ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ledigen, seine Macht ein für allemal zu brechen. So ließ er sich von seinen Brüdern leicht überreden, seinen Sitz weit weg von Khartum nach dem Süden von Kordofan zu verlegen, wo die Zahl seiner Gläubigen ständig wuchs.

Auf dem Zuge dorthin verbreitete er natürlich nach Möglichkeit seine Lehre, warb allenthalben Kämpfer, die ihm, wenn auch nicht in so großen Massen, wie er erhofft hatte, zuzogen. Die meisten fürchteten doch immer noch, daß die Regierung bald wieder die Oberhand gewinnen würde. Das wäre auch der Fall gewesen, wenn die meisten Beamten und Offiziere sich nicht durch eine geradezu unbegreifliche Lässigkeit und Unentschlossenheit in ihren Unternehmungen zur Unterdrückung der heranwachsenden Gefahr ausgezeichnet hätten. Die einen verfolgten den Feind immer in einem bestimmten Abstand, vermieden offensichtlich den Kampf, andere ließen beim Lagern alle Vorsichtsmaßregeln außer acht.

So kam es, daß Raschid-Bei, mit seiner ganzen Truppenmacht in einen Hinterhalt gelockt, von den immer noch schlecht bewaffneten Haufen vollkommen vernichtet wurde.

Dieser zweite große Sieg steigerte natürlich das Ansehen des Mahdi ganz bedeutend, namentlich bei den im Süden wohnenden Völkern. Aber nicht nur das. Es zogen ihm auch andere Stämme zu, denn es erschien nachgerade ein Wunder, daß die Horden des Mahdi jedesmal die regulären Truppen, wo sie mit ihnen zusammenstießen, schlugen. Ja, immer mehr setzte sich die Ansicht fest und wurde durch die Anhänger des neuen Apostels reichlich genährt, daß Allah selbst die Scharen leite, daß unsichtbare Engel für den Mahdi in den Kampf eingriffen.

Aber trotz der Erfolge erkannte der kluge Mann, daß seine Lage und Stellung durchaus noch nicht gefestigt genug waren, um selbst angreifend vorzugehen. Noch zog er durchs Land, predigend, Kräfte sammelnd. Wohl liefen ihm die ärmeren Teile der Bevölkerung zu, verbreiteten seinen Ruhm, doch die wohlhabenderen hielten sich von

ihm fern, verließen oft die Orte, denen er sich näherte, um nicht von ihm gezwungen zu werden, offen auf seine Seite zu treten und so Gefahr zu laufen, in späteren Jahren, wenn, wie mit Sicherheit anzunehmen war, sein Stern gesunken war, von der rechtmäßigen Regierung zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Mohammed Achmed erkannte das wohl, hütete sich aber vorläufig, hiergegen vorzugehen; seine Zeit der Rache würde schon kommen, des war er gewiß.

Die Regierung sah nun immer mehr ein, daß hier eine wirklich ernste Gefahr heranreifte. Deshalb rüstete sie unter Jusuf esch Schellali ein stärkeres Heer aus, das, durch neu angeworbene Truppen auf 6000 Mann gebracht, nach Fashoda vorstieß. Allerdings hatte sich schon gezeigt, daß der Einfluß, den der Mahdi allenthalben ausübte, doch ein recht bedeutender war, denn nicht wie sonst strömten die Scharen den ägyptischen Werbern zu, sondern nur vereinzelt kamen sie, die meisten hielten sich fern, sie mochten nicht gegen den uneigennützigen, strenggläubigen Mann ins Feld ziehen. Und noch ein zweiter Gedanke trat hinzu: was konnten sie denn dabei gewinnen? Arm wie eine Kirchenmaus war der Mahdi, denn all sein Hab und Gut gab er den Armen, seine Scharen waren nur mit dem Notdürftigsten bekleidet, besaßen nichts als kümmerliche Waffen, da lockte also keine Beute. Ja, wenn es reich ausgerüstete Truppen mit Schätzen aller Art gewesen wären, dann würde das religiöse Gefühl schon beschwichtigt worden sein, aber so? Nein, da lohnte es nicht.

Merkwürdigerweise waren die beiden Niederlagen der Regierungstruppen von diesen bald vergessen. Mit unbegreiflichem Selbstvertrauen zog das neue Expeditionskorps aus, allerdings waren ihre Führer auch erprobte Krieger. Es waren Offiziere, die allenthalben bisher gesiegt, die Dar-Fur und El Obeïd erobert hatten, und so wähnten sich die Truppen der Ägypter unbesiegbar. Überhebung hat bisher noch jeden Feldherrn ins Verderben gestürzt, Mißachtung

des Gegners schon manches Heer vernichtet. Auch hier sollte diese alte Weisheit sich verhängnisvoll bewahrheiten. Die Offiziere waren sich so sehr ihrer vermeintlichen Überlegenheit gegenüber den Mahdisten bewußt, daß sie es nicht einmal für nötig hielten, das Lager mit dem einfachen, aber ungemein wirksamen Schutz einer Dornenseriba, eines Verhaues, zu umgeben, sondern ein paar im Kreis gelegte Zweige schienen ihnen zu genügen.

Wie immer war der Mahdi durch Späher ständig genau über alles, was beim Feind vorging, unterrichtet. In der Nähe des feindlichen Heeres lag er im Versteck, sich dessen bewußt, daß er hier, wenn er schnell und entschieden vorging, einen Erfolg erringen konnte, der in seiner Tragweite sich noch gar nicht ausdenken ließ. Im hohen Gras schlich er sich mit seinen Scharen in der Nacht an das Lager heran, und nach dem alten Erfahrungssatz, daß die Stunden kurz vor Tagesanbruch zum Überfall immer die geeignetsten sind, stürzte er sich um diese Zeit plötzlich auf das schlafende feindliche Heer.

Schweigend hatten sich seine fanatischen halbnackten Scharen herangeschlichen, erst nachdem die Wachen überfallen und niedergeschlagen waren, erhoben sie mitten im feindlichen Lager ihr wildes Kampfgeschrei und richteten unter den schlaftrunken auffahrenden Soldaten ein furchtbares Blutbad an. Kaum wagten die Überfallenen Widerstand zu leisten, wirr lief alles durcheinander, alle Offiziere waren in kurzer Zeit niedergestochen. Merkwürdigerweise war es ein Weib, das für kurze Zeit die überraschten Truppen durch ihr Beispiel zum Kampf entflammte: eine Negerin, die mit dem Revolver in der Hand den Tod ihres Herrn rächte und zwei der Mahdisten niederschoß, bis auch sie den Speerstichen der erbosten Feinde erlag. Fast kein ägyptischer Soldat entging dem Gemetzel.

Das war ein Sieg, der die beiden vorigen vollständig in den Schatten stellte, denn die Zahl der erschlagenen Feinde war ungleich größer, die Beute viel reicher.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Eine besetzte Wasserstelle

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Doch die Niederlage der Regierungstruppen wertete sich auch noch in anderer Richtung sehr schwerwiegend aus. Durch sie bekam der Mahdi plötzlich ungeheure Mengen an Waffen, Munition, Zelten und Schätzen aller Art in die Hand, die er, klug verteilend, den ihm zuströmenden Häuptlingen zum Geschenk machte. Hierdurch fesselte er nicht nur diese an sich, sondern lockte auch andere, die hoffen durften, bei dem nächsten Sieg, an dessen Nähe sie alle fest glaubten, gleichfalls reich beschenkt zu werden.

In Gebel Masa hielt der Mahdi Hof, scharte seine Anhänger um sich, die ihm von jetzt an, da Allahs Hand offenbar den Fanatiker leitete, in hellen Scharen zuströmten, namentlich waren es Männer aus Kordofan und Dar-Fur.

Aber es bildeten sich auch Banden, die selbständig zu Lob und Preis des Mahdi das Kriegshandwerk ergriffen, sich zusammentaten, die kleinen Gouvernementsposten oder reisende Beamte überfielen und ausplünderten. Dadurch wurden allmählich die Zustände für die Regierung unhaltbar. Dem wollte sie nun mit voller Entschiedenheit ein Ende bereiten.

Vor allem kam es darauf an, El Obeïd zu halten, den reichsten Handelsplatz von Kordofan. Mit Wall und Graben wurde die Stadt umzogen, aber der Mudir Mohammed-Pascha Sa'id unterließ es aus Geiz, sich rechtzeitig mit Getreide zu verproviantieren, was ihm später verhängnisvoll werden sollte.

Inzwischen fraß allenthalben die Flamme des Aufstandes weiter. Mordend und sengend zogen die immer siegreichen Anhänger des Mahdi durch das Land, enger schnürte sich der Gürtel um El Obeïd. Bei dem kaum eine Tagereise entfernten Abu-Haraz kam es zum Kampfe, der Ort wurde durch die Mahdisten gestürmt; die Bevölkerung, meist nur noch Weiber und Kinder, die dem Gemetzel entronnen waren, flohen, brachen aber, von Durst erschöpft, unterwegs zusammen. Über sie fielen die Scharen der habsüchtigen

Verfolger her. Während jungen Mädchen und Frauen das Leben geschenkt wurde, schnitten die Unmenschen den sich verdurstend windenden älteren Frauen in beispielloser Grausamkeit die Hände und Füße an den Gelenken ab, um auf diese Weise schneller die silbernen und elfenbeinernen Armringe und Geschmeide erlangen zu können. Dann kümmerten sie sich nicht weiter um sie, ließen sie verdurstend und verblutend liegen, eine Beute der Geier und herumstreifenden Hyänen, nicht einmal den Gnadenstoß hatten sie für die Unglücklichen. So sahen die Scharen des Mahdi aus, der angab, für die Wiederaufrichtung des Rechtes, des Glaubens zu streiten.

Auch er hatte inzwischen seine Uneigennützigkeit abgelegt, auf prächtigen Pferden in glitzernder Sarazenenrüstung pflegte er aufzutreten, Pracht entfaltete er um sich, gewaltige Schätze häuften sich auf, einen ständig wachsenden Harem nannte er sein eigen, kurz, er lebte vollkommen wie ein weltlicher orientalischer Fürst. Die religiösen Übungen, so gewissenhaft er sie auch immer öffentlich ausführte, waren ihm schon längst nur Äußerlichkeiten geworden, ein großes weltliches Reich wollte er aufrichten, das war sein Streben.

Allenthalben empörten sich, aufgehetzt durch die Sendboten des Mahdi, die Völker. Nicht nur am Weißen Nil, sondern auch nord- und ostwärts, an dem blauen Fluß hatten sie Erfolg. Bei Abu-Haraz am Rahat hatte Giegler-Pascha einen Mißerfolg gegen die Aufrührer, und erst nachdem er neue Truppen von Khartum herbeigeholt hatte, vermochte er den Anhänger des Mahdi, Scherif Achmed Tahir, zu besiegen, drang weiter gegen Sennar vor, das die Aufständischen bereits eingeschlossen hatten, zerstreute die Rebellen und rettete hier noch einmal die Lage zugunsten der Regierung.

Doch auf die Dauer konnte mit solchen örtlichen Maßnahmen kein durchgreifender Erfolg erzielt werden. Sehr wohl erkannte der im Mai 1882 in Khartum angekommene

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

neue Gouverneur des Sudans, der berühmte Abd el Kadir, die große Gefahr, die letzten Endes auch die Hauptstadt bedrohte. Deshalb ließ er zum Entsetzen aller, die bisher geglaubt hatten, die Erhebung des Mahdi sei als unbedeutend anzusehen, die Stadt befestigen. Damit wurde den reichen Kaufleuten in Khartum mit einemmal die drohende Gefahr vor Augen gerückt, und gar mancher von ihnen, auch viele Europäer, verzog sich mehr nach den sicheren Gebieten, nach Unterägypten und Syrien.

So hatte sich die Macht des Mahdi weithin über das Land ausgebreitet, aber sie stand noch nicht auf festen Füßen. Bisher hatte er nur Teile der Länder unterworfen, noch hatte sich nicht die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit ihm angeschlossen. Noch immer zauderten viele, sich für ihn zu erklären, da sie nicht sicher waren, daß der neue Apostel sich auf die Dauer werde halten können. Die großen Städte waren in der Hand der Regierung; ehe sie nicht gefallen, konnte der Mahdi nicht auf ständige Vorherrschaft vertrauen.

Währenddessen eilten die Nachrichten von den unerwarteten Erfolgen wie ein Lauffeuer durch das Land, wurden durch Weitererzählen ins Riesenhafte vergrößert. Von unermeßlichen erbeuteten Schätzen wurde gesprochen, von der Großmütigkeit des Mahdi, den reichen Geschenken, die er allen gemacht habe. Kein Wunder, daß da der Zuzug immer größer wurde. Auch die bisher Schwankenden, klug Abwägenden wurden mitgerissen. Doch nicht nur die, sondern auch die vielen Mißgestimmten, die einen mehr oder weniger berechtigten Groll gegen die ägyptische Regierung hatten, namentlich die Sklavenhändler, denen durch das Einschreiten der Beamten ihre einträglichen Geschäfte unterbunden waren, dann wegen Betrügereien entlassene niedere Beamten, auch frühere Offiziere. Neben ihnen Fanatiker, entlaufene mittellose Sklaven, Menschen, die ihre Befreiung durch die ägyptische Regierung ihr auf diese Weise „dankten“. Immer größer wurde der

Zuzug. Und es waren vielfach nicht etwa nur Menschen, die als Kanonenfutter dienten, sondern wirkliche waffengewandte, kriegserfahrene Kämpfer. Nur zu gut verstanden die einstigen Sklavenjäger durch jahrzehntelange Erfahrung mit der Waffe umzugehen, im Kleinkrieg jeden Vorteil auszunützen. Dazu kamen Elefanten- und Straußenjäger, alles gute, unerschrockene Schützen. Jetzt, wo der Mahdi offen gegen die Ägypter angreifend vorging, wo Erstürmung und Plünderung der reichen Städte in Aussicht standen, wo Beute lockte, war für sie alle die Sache eine andere.

Während Mohammed Achmed so eine wirkliche Heeresmacht heranbildete, betrieb er aber auch im geheimen den Abfall der noch treuen Landesteile von der Regierung. Überallhin hatte er seine Sendboten gesandt, namentlich in die Städte, die Bevölkerung aufgefordert, ihm, dem Mahdi, sich anzuschließen, die Beamten zu vertreiben, ihm die Tore der Städte zu öffnen. Zur Belohnung versprach er ihnen Verzeihung dafür, daß sie bisher sich ihm nicht angeschlossen hatten, andererseits drohte er ihnen aber im Weigerungsfalle die schrecklichsten Martern, Tod und Vermögenseinziehung an. Und wahrlich, hiervor konnte dem Volke grauen, denn Blutlachen, abgeschnittene Hände und Beine, verhungerte, zu Tode gepeitschte Menschen, niedergebrannte, ausgeraubte Dörfer, geschändete Weiber bezeichneten den Weg, den dieser „Befreier der Menschheit“ genommen hatte. Täglich kamen neue schaudererregende Nachrichten, die Bevölkerung zitterte.

In Gedir, im südlichen Kordofan, hart an der Grenze der Schilluk, hatte der Mahdi sein Hauptlager. Nun brach er mit seinem gewaltig angewachsenen Heere auf und zog gegen El Obeïd, die Hauptstadt, unterwegs noch eine Reihe kleinerer Stationen erobernd.

Damals fielen die beiden Missionare Pater Josef Ohrwalder und Luigi Bonomi, sowie mehrere Schwestern, die sich in der kleinen Station Delen aufhielten, in die Hände

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

des Mahdi und wurden jahrelang in grausamer Gefangenschaft gehalten, bis ihnen endlich die kühne Flucht gelang.

Gewaltige Reiterscharen überschwemmten das Land, trieben die Bevölkerung in Angst und Schrecken vor sich her. Gleichzeitig trafen beim Gouverneur Mohammed-Pascha Sa'id in El Obeïd Boten ein, die ihn zur Übergabe aufforderten. Doch seine Antwort war echt orientalisch: er ließ diese Unglücklichen kurzerhand als Rebellen hinrichten. Aber mit diesen Abgesandten waren auf Schleichwegen weitere Anhänger des Mahdi in die Stadt gekommen und veranlaßten einen großen Teil der Bevölkerung, bei Nacht zu dem weltbeglückenden Apostel überzugehen.

Für die Besatzung war das ein schwerer Schlag, denn waren es auch keine Kämpfer, so zeigte es doch den moralischen Verfall. Ein Wutschrei ging durch das Mahdistenlager, als die Nachricht von der Hinrichtung der Unterhändler eintraf. Zum wildesten Fanatismus aufgestachelt, brandeten die gewaltigen Heersäulen gegen die Stadt, nur mit Schwert, Speer und Dolch bewaffnet, ohne Gewehre. Furchtbar räumten die Salven der Ägypter unter den todesmutig Heranstürmenden auf, aber immer neue Scharen sprangen in die blutig gerissenen Lücken. Nach Beute und Blut der Feinde lechzend, überrannten sie die niedrigen Befestigungen, stürmten siegestrunken in die Stadt, und schon schien alles verloren, die Hauptstadt in der Hand der Mahdisten. Da, im Augenblick höchster Gefahr, gab der Tscherkessenoffizier Nesim-Effendi den Befehl, auf die Dächer der Häuser zu steigen und von oben aus auf die in den Straßen zusammengedrängt vorstürmenden Sieger zu feuern. Das war entscheidend, denn nun ging keine Kugel mehr fehl, zu Haufen türmten sich die Leichen, wehrlos erlagen die Mahdisten dem rasenden Schnellfeuer. Ungeheuer waren ihre Verluste, unter ihnen der erste Kadi, viele Emire und nächste Verwandte des Mahdi. Aber leider zeigte der Gouverneur nicht dieselbe Entschlußfähigkeit wie sein Offizier. Hätte er anschließend an das furcht-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

bare Blutbad in den Straßen einen entscheidenden Ausfall gemacht, wer weiß, ob er nicht mit einem Schlag die ganze Macht des Mahdi zertrümmert, ihn selbst gefangengenommen hätte. So aber zögerte er, begnügte sich damit, den Feind aus der Stadt geworfen zu haben. Die Stadt blieb eingeschlossen.

Währenddessen wuchs der Anhang des Mahdi im weiten Lande ständig. Längst wütete ein Krieg aller gegen alle. Unter dem Deckmantel: Ashab el Mahdi, Freunde des Propheten zu sein, überfielen kleinere Banden einzelne Regierungsposten, plünderten reiche Kaufleute aus. Die noch nicht unterworfenen Plätze in der nahen und weiteren Umgebung von El Obeïd wurden eingeschlossen, so namentlich das wichtige, nördlich gelegene Bara. Um diesen Ort zu retten und dann auch möglichst El Obeïd zu entsetzen, sandte die Regierung eine Truppenmacht von 2000 Mann zu Hilfe. Aber was waren diese wenigen gegen die gewaltigen, sich immer ergänzenden Scharen des Mahdi? Durch Hunger, Durst und schlechtes Wetter entkräftet, hatten sie noch nicht ihr Ziel erreicht, als sie von den fanatischen Horden überfallen und fast sämtlich niedergemacht wurden; nur ein kleiner Bruchteil schlug sich nach Bara durch und verstärkte die Zahl der Esser in der eingeschlossenen Stadt.

Ein Ort nach dem andern fiel, von allen Seiten trafen die Unglücksbotschaften ein. Da wollte es das Mißgeschick, daß auch noch die Getreidevorräte von Bara in Flammen aufgingen. Damit war das Schicksal dieses festen Platzes besiegelt. Hunger und Verzweiflung trieben die Bevölkerung zum Gouverneur, der schließlich in die Übergabe willigte. In El Obeïd hoffte man stündlich auf den Entsatz. Da vernahmen die geängstigten, halb verhungerten Einwohner Kanonendonner. Voll freudiger Hoffnung stiegen sie auf die Dächer der Häuser, um besser sehen zu können. Das mußten ja die Befreier sein, noch Stunden, dann würde alles Ungemach überwunden sein! Schon

rüstete sich die Besatzung zum Ausfall, um die Befreier zu unterstützen, da erkannten sie den furchtbaren Irrtum: Nicht Kampfgetöse war es, das herüberscholl, sondern Freudenschüsse der Mahdisten, die den Fall von Bara feierten. Schwer traf die Nachricht die gebeugte Schar, aber ergeben wollte sie sich nicht; sie alle bangten vor dem entsetzlichen Schicksal, das schon so viele betroffen hatte, die sich, auf Gnade hoffend, ergeben hatten; die Bluttaten an den Flüchtlingen waren noch in zu frischer Erinnerung. So darbte und hoffte man weiter. Hungersnot, Skorbut und Pocken, Typhus brachen aus. Nichts gab es mehr zu essen; altes Schuhwerk, Sandalen, alte Knochen wurden, zerkleinert und gekocht, als Nahrung heruntergeschlungen. Auf den Straßen lagen die Leichen der Verhungerten unbeerdigt, Geier sammelten sich hier und wurden als Nahrung von den Soldaten geschossen. Aber der Hunger nagte immer mehr, es war keine Aussicht auf Entsatz, und so entschloß sich Mohammed-Pascha Sa'id am 18. Januar 1883, die Stadt zu übergeben.

Äußerlich wurden die Gefangenen freundlich aufgenommen, zugleich aber auch gefragt, wo sie ihre Schätze verborgen hätten. Mohammed leugnete, solche überhaupt zu besitzen, doch der schlaue Mahdi hatte, wohl unter einem „sanften Druck", die gefangenen Diener ausfragen lassen, wo ihr Herr seine Goldstücke verborgen habe. So hatte er das Versteck erfahren. Als der Gouverneur den Besitz in Abrede stellte, sagte er ruhig: „Warum leugnest du? Was willst du mit den irdischen Schätzen? Ich weiß, wo sie sind. Allah ist mir erschienen und hat es mir mitgeteilt." Und sich zu seinem Vertrauten Achmed woled Soliman wendend: „Geh in sein Zimmer, brich die Ziegel aus der linken Wand, dort wirst du die Schätze des Gefangenen finden." Ringsum allgemeines Staunen, Mohammed Sa'id erschrak, und nach kurzer Zeit wurde eine große Blechkiste gebracht, angefüllt mit Goldmünzen. Kurze Zeit darauf wurden Mohammed-Pascha Sa'id und

mehrere seiner Offiziere heimlich umgebracht. Die Kunde von der wunderbaren Offenbarung des Mahdi durchlief aber wie ein Lauffeuer die Stadt, allenthalben erschollen Freudenrufe zum Preise Allahs und seines Propheten.

Mit dem Fall dieser wichtigen festen Plätze war das reiche Land Kordofan in der Hand des Mahdi, nur klein war noch das Gebiet, das der ägyptischen Regierung untertan war, und auch hier handelte es sich meist um Länder, die durch das dazwischengeschobene Mahdistenreich ohne unmittelbare Verbindung mit der Heimat standen, es waren dieses die Gouvernements im Südwesten: Dar-Fur unter Slatin-Pascha und die Äquatorialprovinz, in der Emin-Pascha herrschte.

Inzwischen hatte der Mahdi sich sein Reich und seine Regierung nach Gutdünken, das heißt als unumschränkter Despot, eingerichtet. Alle Einkünfte, also alle Beute, alle Geldsummen aus bechlagnahmten Vermögen — und das waren nicht geringe, denn das kleinste Vergehen, schon ein gelinder Zweifel an der Sendung des Mahdi galt als Hochverrat und wurde mit Vermögenseinziehung und Tod bestraft — flossen ihm zu. Da er niemand Rechenschaft schuldig war oder gab, verwendete er den weitaus größten Teil auf seine üppige Haushaltung, in die natürlich kein Uneingeweihter einen Einblick hatte; draußen erschien der Mahdi immer in der Giubbe, dem baumwollenen Gewand, das alle Mahdisten, ohne Unterschied des Ranges, trugen. Ständig predigte er Enthaltsamkeit und Mäßigung, so daß die große Masse seinen Worten glaubte. Auch das Gerichtswesen war so einfach wie möglich. Ein Kadi mit Gehilfen sprach Recht nach den vom Mahdi festgesetzten Grundsätzen. Diese verstießen aber vielfach gegen die Scheria Mohammeds, ja, gegen das mohammedanische Religionsgesetz. Doch das beirrte ihn nicht weiter. Er war ja allmächtig, und so verbot er kurzerhand jeden Gebrauch der heiligen Bücher, soweit sie nicht von ihm selbst bearbeitet waren, ließ sie,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wo sie gefunden wurden, verbrennen oder in den Nil werfen. —

Während also Kordofan in die Hände der Mahdisten gefallen war, stand die Sache in den östlichen Provinzen für die Mahdisten nicht so günstig. Hier belagerten sie die wichtige Stadt Sennar am Blauen Nil, aber Abd el Kadir griff die Mahdisten an, schlug sie nicht nur vollständig, sondern ließ die zersprengten Scharen in die wasserlose Ebene zwischen Blauem und Weißem Nil verfolgen, wo es auf drei Tagereisen kein Wasser gibt, und hier gingen die Erschöpften, ständig Bedrängten, großenteils zugrunde.*

Abd el Kadir schlug nun vor, den Sudan einstweilen sich selbst zu überlassen, denn sehr wohl sah er ein, daß mit kleinen Expeditionen nichts zu machen sein würde. Er wollte die ganze Bewegung sich totlaufen lassen, denn nur zu klar erkannte er, daß über kurz oder lang zwischen den einzelnen Häuptlingen und Großen der vielen sich dem Mahdi anschließenden Völker Zwistigkeiten ausbrechen würden, namentlich, sobald erst einmal die kriegerischen Unternehmungen ein Ende gefunden hatten. Schon war ein Aufstand ausgebrochen, doch noch rechtzeitig vom Mahdi mit eiserner Faust niedergeschlagen worden, aber er bedeutete das erste Wetterzeichen. Abd el Kadir, als guter Kenner des Sudans, wollte deshalb von einer Wiedereroberung von Kordofan vorläufig abstehen, den Weißen Nil als Basis behalten, dafür aber mit Macht das

---

* Dem Verfasser ist diese Gegend, die die Eingeborenen „tebkituskut“ nennen („du weinst und schweigst“) aus eigener Erfahrung bekannt. Nichts Trostloseres kann man sich vorstellen; flaches, von graugrünen Dornbüschen licht bestandenes Land, über dem eine unbarmherzige Sonne brütet. Der wahnsinnigen Hitze wegen ist es fast unmöglich, bei Tage zu marschieren. In gerader Richtung führt der Weg auf den Weißen Nil zu, niemals kann man ihn verfehlen, denn Gebeine eingegangener Tiere bezeichnen ihn.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Gebiet zwischen Blauem Nil und Rotem Meer wieder fest in die Hand bekommen. In Kairo war man aber anderer Ansicht, die Herren vom grünen Tisch wußten es wieder einmal besser. Abd el Kadir wurde abgesetzt.

Mit Freude vernahm der Mahdi die Kunde und schickte nun sofort seinen gewandtesten Agenten, den früheren Sklavenhändler Osman Singa in die östlichen Provinzen. Er sollte die Völkerschaften nach dem Roten Meer hin aufstacheln, um die Regierung hier mehr zu beschäftigen und möglichst an der Absendung einer größeren Expedition gegen Kordofan zu hindern. Doch diese war einmal beschlossen, und Hicks-Pascha, der im April 1883 den Mahdisten bei Marabia am Weißen Nil eine Niederlage beigebracht hatte, war als Befehlshaber ausersehen. 10000 Mann standen ihm zur Verfügung, eine lächerlich kleine Zahl, zumal wenn man bedenkt, daß das nicht etwa Kerntruppen waren, sondern meist zusammengesuchtes Gesindel, denen die Mahdisten in weitaus größerer Zahl gegenüberstanden, wohl ausgerüstet mit Gewehren und Geschützen, die sie in den Siegen und bei Eroberungen der verschiedenen Städte erbeutet hatten. Dazu ein Heer von Männern, die fanatisch für ihren Herrn kämpften und großenteils aus hervorragenden Schützen bestanden, Elefanten-, Straußen- und Sklavenjägern, außerdem standen Tausende und aber Tausende im Dienst des Mahdi, die früher als Regierungssoldaten gekämpft, also im Kriegshandwerk erfahren waren.

Das ganze Unternehmen war so töricht wie möglich eingeleitet. In einem gewaltigen Viereck marschierten 10000 Mann, in ihrer Mitte 6000 Kamele. Man denke sich, welch ein Ziel für feindliche Schützen! Da mußte ja jede Kugel treffen, Verwirrung anrichten. Dazu ging der Weg durch dichtbestandenes, teilweise mit übermannshohem Gras bestandenes Gelände. Nirgends fanden sich zureichende Quellen, nur trockene Flußbetten gaben spärliches Wasser, für die Kamele nur unzureichendes Futter, zumal sie nie richtig auf die Weide getrieben werden konnten, denn allent-

halben schwärmten die Reiter des Mahdi, beunruhigten die Treiber, schossen sie ab oder stachen sie nieder und verschwanden wieder im Dickicht. Dadurch wurde die Unruhe, die sich allmählich der Menschen und Tiere bemächtigte, immermehr gesteigert, häufige nächtliche Plänkeleien, Überfälle oder Schießereien rieben die Soldaten auf. Hierzu kam, daß in der Truppe selbst Zwistigkeiten herrschten. Auf der einen Seite standen die europäischen Offiziere, die sich um Hicks scharten, auf der andern die ägyptischen, die verärgert waren, weil sie sich zurückgesetzt fühlten.

Der Geist in Hicks' Heer war schlecht. So ergriff zum Beispiel eine ganze Abteilung Reiterei vor etwa zehn Mahdisten die Flucht. Die Aussichten des ägyptischen Heeres auf Erfolg waren mithin gleich Null, und Hicks sowie seine Offiziere sahen das wohl auch von Anfang an ein. Aber statt zurückzumarschieren, das ganze Unternehmen zu verschieben, eine günstigere Jahreszeit abzuwarten oder sich besser auszurüsten, zog Hicks-Pascha seinem Verderben offenen Auges entgegen.

Der Mahdi, durch seine Späher über das herannahende Heer und durch Überläufer über seinen Zustand auf das genaueste unterrichtet, bezog außerhalb von El Obeïd ein Lager. Hier hielt er täglich Heerschau und Truppenübungen ab, ließ mit Kanonen schießen, das Kampfgeschrei anstimmen, um auf diese Weise die Pferde an den zu erwartenden Schlachtenlärm zu gewöhnen, denn er wußte, wie leicht eine Panik unter den Reittieren verhängnisvoll werden konnte.

Währenddessen umschwärmten ständig kleinere, gutberittene Trupps von Mahdisten das Hickssche Heer. Allenthalben tauchten sie auf, für wenige Augenblicke, bald zwischen Büschen, dann auf Hügeln sichtbar, überall und nirgends waren sie, ein kurzer Kugelwechsel, ein getroffenes Reittier bäumte inmitten des „Viereckes" auf, doch schon war der Feind wieder verschwunden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Durch derartige Plänkeleien wurde der Geist der durch Wassermangel schon geschwächten Truppe untergraben. Immermehr erkannte man die nahende Gefahr, das Verhängnis, denn bald wurde es auch dem gemeinen Mann offenbar, daß es hier dem Unglück entgegenging.

Die Siegeszuversicht des Mahdi war noch durch Nachrichten verstärkt worden, die er durch einen weißen Überläufer erhalten hatte, welcher die Sinnlosigkeit des ganzen Hicksschen Unternehmens, sein bevorstehendes Ende nur zu genau durchschaut hatte. Mit etwa 100000 Mann zog Mohammed Achmed bis Birket, wo die ausgesandten Beobachtungsposten zu ihm stießen, dem nahenden Feind entgegen. Aber er eröffnete noch nicht gleich den Angriff, sondern ließ nun erst tagelang das erschöpfte, halbverdurstete, geschwächte Heer durch ständige kleine Angriffe beunruhigen, die Soldaten Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen.

Durch eine leichte Seriba nur notdürftig geschützt, lagerte die Truppe eng zusammengepfercht. In der Mitte die 6000 Kamele, großenteils halb verhungert. Gedeckt durch Bäume und kleine Erdhügel schlichen sich die unter Hamdan Abu Anga stehenden Scharfschützen des Mahdi heran und eröffneten, selbst fast unsichtbar, auf die in engem Knäuel lagernden Truppen und Lasttiere ein ununterbrochenes Feuer. Geradezu furchtbar räumten ihre Kugeln unter den Unglücklichen auf, deren Schießen so gut wie keinen Erfolg hatte. Den ganzen 3. November über, fast bis Einbruch der Nacht, hielt der Stellungskampf an. Dann stürmten ein paar Emire mit einem Haufen tollkühner Gefährten das Lager, wurden aber durch das Schnellfeuer der Ägypter niedergemäht. Wohl jubelten die Truppen, Hicks selbst aber ließ sich durch den Scheinerfolg nicht täuschen. Er wußte, daß es sich nur um Stunden, vielleicht um ein bis zwei Tage handeln konnte, dann mußte sich das Schicksal seines Heeres erfüllen.

Entsetzlich quälte der Durst.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Am Nachmittag hatten die Araber sich zurückgezogen, doch bei Einbruch der Nacht sich wieder herangeschlichen, und nun prasselte von neuem ihr Kugelhagel zwischen die Ägypter. Hier konnten sie auf die Dauer nicht liegenbleiben, das sah Hicks ein. Er setzte am Morgen den Vormarsch fort, doch noch waren sie kaum einen Kilometer weit gezogen, so setzte der Angriff ein. Unter wildem Kriegsgeheul brachen die Mahdisten hinter Bäumen und Erdfalten vor, stürzten sich in rasendem Ansturm auf die schnell im Viereck aufgestellten Truppen. Ein Hagel von Geschossen schlug ihnen entgegen, doch ihre Kugeln, ihre vielzackigen Wurfspeere rissen furchtbare Lücken in die Reihen der Angegriffenen. Mit Windeseile waren sie inmitten des Soldatenhaufens. Jeder Hieb und Stich saß. Es war ein schreckliches Morden. Unter einem mächtigen Baobab hatten die weißen Offiziere sich um Hicks-Pascha geschart. Doch was nützte ihr Widerstand? Wenige Minuten, und sie erlagen den feindlichen Speeren. Zu Haufen türmten sich die Leichen. Ein Häuflein wehrte sich verzweifelt, und als der Mahdi ihnen bei Waffenstreckung Gnade zusicherte, gaben sie sich gefangen, doch sie sowie alle andern Gefangenen wurden als „ungläubige Hunde, denen man das gegebene Wort nicht zu halten brauchte", hingeschlachtet. So ging das ganze Heer zugrunde, nur die wenigen, die sich unter Leichenhügeln verborgen gehalten hatten, retteten ihr Leben.

In echt barbarischer Weise wurde nun die „Beute" geborgen, das heißt alles, was irgendwelchen Wert hatte, vom Schlachtfeld weggetragen. Alle Gefallenen wurden völlig entkleidet, blieben, ein Fraß der Geier und Hyänen, unbeerdigt liegen.

Ungeheuer war die Beute. Die Kriegskassen und alle Ausrüstungsgegenstände, Gewehre, Munition und Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Kein Wunder, daß der Einzug des siegreichen Mahdi in El Obeïd sich zu einem geradezu großartigen Triumphzug gestaltete.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

„Kein Heer kann ihm widerstehen, welche Truppenmacht auch gegen ihn aufgeboten wird, alle Feinde besiegt er, Allah ist mit ihm", jubelte die Menge; bei ihr fanden die vom Mahdi verbreiteten Legenden, daß 20000 unsichtbare Engel seine Heere unterstützten, nur zu williges Gehör. Von nah und fern kamen die Menschen herbeigeströmt, den wahren Mahdi zu sehen, womöglich den Saum seines Gewandes zu küssen, den Heiligen zu bewundern, dessen lange öffentliche Glaubensübungen und Gebete täglich Hunderttausende zum Fanatismus hinrissen.

Und der Mahdi konnte zufrieden sein. Mit diesem Siege hatte er sich fest in den Sattel gesetzt. Vom Nil nach Osten bis zum Roten Meer nach Westen bis fast nach Wadai reichte sein Reich, nirgends mehr ein Heer, das ihm ernstlich hätte Widerstand leisten können.

In Khartum aber packten die Europäer und Syrer ihre Koffer. Hatte sie schon die Vervollständigung der Befestigungsanlagen der Stadt in Angst versetzt, so erregte die Schreckensnachricht von Hicks' Ende geradezu Panik.

Nur an der westlichen und südlichen Grenze des Mahdi-Reiches standen noch zwei Männer, die treu die ihnen anvertrauten Provinzen verteidigten: Emin-Pascha und Slatin-Pascha.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Emins Befreiung und Tod

Je mehr der Mahdismus an Ausdehnung gewann, um so seltener wurden die Nachrichten, die Emin, der seinen Sitz von Lado nach Wadelai verlegt hatte, aus der übrigen Welt erhielt. Als schließlich Hicks-Pascha mit seinem Heere vernichtet, Slatin-Pascha gefangen war, blieb Emin ohne jede weitere Verbindung. Er war ein ägyptischer Beamter, der nun, vollkommen auf sich selbst angewiesen, vom Mutterland abgeschnitten, für dieses kämpfte, soweit es seine Mittel gestatteten. Und doch, er klagte kaum, er harrte aus mit der ganzen ihm eigenen Zähigkeit.

In Europa war es aber nicht verborgen geblieben, daß dort, im Herzen von Afrika ein aufrechter Mann stand und kämpfte. Die Zeitungen nahmen sich seiner an, brachten Aufrufe zu seiner „Befreiung", die Regierungen gewannen Interesse, sie sagten, „eine christliche Pflicht" sei es, den armen, von der Kultur Abgeschnittenen zu befreien. England entdeckte sein gutes Herz, „sorgte für ihn", und als Emin selbst auf gütliche Zurede nicht das Land verlassen wollte, wurde der ägyptischen Regierung klargemacht, daß es doch keinen Zweck habe, dort oben, fern im Herzen Afrikas, noch eine große Provinz zu halten, die nichts einbringe und die über kurz oder lang doch vom Mahdi genommen werden würde. Den Ägyptern lag in Wirklichkeit auch nicht viel an Emins Standhaftigkeit, und so gingen sie auf den englischen Rat ein und erteilten Emin schriftlich den Befehl, die Provinz zu räumen. Doch

wie ihm den Befehl übermitteln? Das war eine andere Frage. Aber auch sie wurde gelöst. Stanley wurde mit einer Expedition zur „Befreiung Emin-Paschas" ausgesandt. Er trug den Abberufungsbefehl in der Tasche. Wollte Emin nicht freiwillig gehen, so sollte dieses Schriftstück den Starrkopf zur Vernunft bringen, denn England wollte doch dieses schöne, reiche Land lieber selbst haben; es fehlte ihm als Baustein für seine Pläne die Verbindung Kap—Kairo, an der langsam und geheim, aber zielbewußt gearbeitet wurde.

Doch nicht nur in England hatte man auf Emin ein Auge, auch in Deutschland hatte sich ein „Komitee" gebildet, daß sich die Rettung Emins zur Aufgabe gestellt hatte, auch diesem fehlte der politische Hintergrund nicht, und gar nicht gern sahen die Engländer, mit welcher Begeisterung in Deutschland, das damals bescheiden angefangen hatte, sich ein Kolonialreich zu schaffen, der Gedanke aufgefaßt wurde, wie schnell sich um den tatkräftigen Dr. Carl Peters die Geber sammelten. In Leutnant von Tiedemann hatte dieser einen energischen Reisegefährten gefunden, auf dessen eiserne Tatkraft er sich verlassen konnte. Aufmerksam hatten die Engländer die Fortschritte der Expeditionsvorbereitungen von Peters verfolgt, war doch nicht mit Sicherheit vorauszusagen, daß Stanleys große, mit gewaltigen Trägermengen durch den ganz unbekannten Kongourwald vordringende Expedition wirklich oder wenigstens rechtzeitig das Ziel erreichen, Emin zur Aufgabe seines vorgeschobenen Postens veranlassen könnte. Deshalb mußten nach Möglichkeit der Expedition von Dr. Peters Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Da dieser willensstarke Mann sich aber nicht einschüchtern ließ, sondern, den Blick gerade auf das Ziel gerichtet, es zu erreichen suchte, so wandten sie sich an die deutsche Regierung, und um England einen Gefallen zu tun, wollten sogar die Herren in der Berliner Wilhelmstraße Peters die Ausführung seiner Reise verbieten! Aber auch ihnen beugte



Im Schatten eines Leberwurstbaumes (Ladoenklave)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

er sich nicht, reiste ab, warb in Sansibar und an der Küste Leute, offen, unter den Augen der Engländer.

Als er aber zum Festland hinüber wollte, da suchten sie ihm den Weg zu versperren, sogar Kriegsschiffe patrouillierten die Küste auf und ab, aber dem kühnen Peters gelang es doch, in einer furchtbaren Sturmnacht mit seinem ganzen Gepäck auf einer arabischen Dhaw (sprich Dau) die Küste zu erreichen. Daß er so entschlossen vorgehen würde, hatten die Engländer doch nicht gedacht.

Immer neue Schwierigkeiten türmten sich vor ihm auf, es war, als habe sich alle Welt gegen ihn und sein Unternehmen verschworen. Doch er überwand sie. Wohin er kam, stellten sich die Eingeborenen dem mit seiner kleinen Schar kühn, ohne Tribut zu entrichten durch ihr Land ziehenden Weißen entgegen. Doch er warf sie alle. Mochten die speerschwingenden Masai auch zu Tausenden anstürmen, an seinem Willen zerschellte ihre Macht.

So drang er westwärts vor, überwand weite Landschaften, die zu betreten bisher noch keine Expedition gewagt, ließ sich nicht durch das wasserlose Leikipiaplateau schrecken. Näher kam er, Schritt für Schritt sich erkämpfend, dem großen Viktoria-See, nur von dem einen Wunsch beseelt, noch rechtzeitig, früher als Stanley, Emin zu erreichen.

Aber seine Hoffnung wurde getäuscht. In Uganda traf ihn wie ein Schlag die Nachricht, daß Stanley bereits Emin den Befehl der ägyptischen Regierung zum Rückzug überbracht habe und mit ihm auf dem Weg zur Ostküste Afrikas sei.

So waren also scheinbar alle Mühen umsonst gewesen. Doch beugen ließ sich Peters nicht. Mit dem König von Uganda schloß er einen Protektoratsvertrag ab, durch den Deutschland dieses fruchtbare, zukunftsreiche Land zufiel. Leider wurde später dieses Abkommen von der deutschen Regierung nicht als vollgültig anerkannt. Abermals ließ man Peters fallen, zugunsten Englands, und heute entwickelt sich hier eine Baumwollkultur, die dereinst einen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

großen Teil des Bedarfes der englischen Spinnereien decken wird.

Peters und Tiedemann eilten nun Emin nach.

Der gewaltige Viktoria-See wurde überschifft, südostwärts ging es weiter, auf der alten Karawanenstraße, die vom „See“ zur Küste führt.

Aber noch einmal stellte sich ihnen ein Hindernis in den Weg: die Wagogo. Diese hatten noch nie eine Expedition ohne hohe Tributabgabe durch ihr Land ziehen lassen, selbst Stanley hatte ihnen, trotz einer gewaltigen Zahl von Trägern und Soldaten, die demütigende Abgabe entrichtet. Peters aber war nicht gewillt, den Wegzoll zu zahlen. Er verweigerte ihn, und als sich die Wagogo kampfesmutig und siegesgewiß auf die kleine Schar stürzten, empfing sie ein so wohlgezieltes Feuer, daß sie flüchteten und in Zukunft den kühnen Fremden um Frieden baten. Der Ruf aber lief auf dem Weitermarsch vor Peters her, daß er die dreisten Wagogo, den Schrecken aller Karawanen, gezüchtigt habe. Wenige Tage später traf er in Mpapua mit Emin-Pascha zusammen, der, bereits von der Küste zurückkehrend, nun in deutschen Diensten nach Zentralafrika zurückging. Nun erfuhr Peters erst, daß der Pascha halb von Stanley gezwungen seine Provinz verlassen und nach Ostafrika gegangen war. Stanley hatte ihm drei Angebote gemacht: Entweder seine Provinz den Engländern zu übergeben, oder in Dienste des Kongostaates zu treten, oder drittens eine hohe Stellung in der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft einzunehmen. Alle drei für ihn ehrende und glänzende Angebote, die Emin aber ablehnte. Wohl hoffte Stanley ihn umzustimmen und kam auf dem langen Marsch durch Ostafrika wiederholt auf seine Anerbieten zurück. Doch Emin hatte offenbar innerlich sich bereits anders entschieden, wenngleich er, wie er im Orient hinreichend gelernt hatte, mit seiner Erklärung zurückhaltend war.

Glücklich war Dr. Schnitzer so mit Stanley nach Baga-

mojo, der damaligen bedeutendsten deutschen Küstenstadt, gelangt, in aufrichtiger Freude taten die Offiziere alles, den nach vierzehnjähriger Abgeschlossenheit zum erstenmal aus dem Innern des schwarzen Erdteiles zurückkehrenden großen Landsmann und seine englischen Befreier zu ehren. Doch da wollte es das Unglück, daß Emin, der halb blind war, sich im Dunkel der Nacht etwas zu weit über das niedrige Geländer des Balkons neigte, um den tanzenden Eingeborenen zuzusehen. Hierbei verlor er das Gleichgewicht, stürzte herab und lag mit schwerer Kopfwunde bewußtlos auf der Straße. Das Gesicht war stark geschwollen, Blut tropfte ihm aus dem Ohr, so daß die Ärzte einen Schädelbruch fürchteten. Glücklicherweise hatten sie sich getäuscht, der Fall war nicht so schwer gewesen, wie sie angenommen, und wenn der große Reisende auch längere Zeit im Hospital liegen mußte, so erholte er sich doch allmählich und konnte wieder seinen Posten im Innern, nunmehr in deutschen Diensten, antreten. Auf dem Wege dorthin war er, als Peters ihn in Mpapua traf.

Durch die ganze Art und Weise, wie Stanley Emin „befreit“ hatte, den Mann, der, wenn ihm nur einigermaßen Unterstützung zuteil geworden wäre, nie aus Äquatoria weggegangen wäre, war zwischen ihm und Stanley eine gewisse Mißstimmung entstanden.

Wie ganz anders wäre es gekommen, wenn man Peters nicht von Berlin und London aus die großen Schwierigkeiten gemacht hätte, er rechtzeitig bei Emin eingetroffen wäre. Dann stände es vielleicht heute um unser ganzes Kolonialreich, vielleicht um Deutschland anders. Wir besäßen ganz gewaltige zentralafrikanische Kolonien, nicht nur die, welche wir vor dem Kriege innehatten, sondern das weite, volkreiche Uganda, die nördlichen Provinzen wären hinzugekommen, wir hätten uns im Weltkrieg ganz anders unserer Haut wehren können. Vor allem wären wir eine ständige Bedrohung im Rücken der Engländer gegenüber Ägypten gewesen, die Sudanesen hätten für ihren Auf-

stand deutsche Unterstützung haben können. Wer weiß, ob nicht unter solchen Verhältnissen der ganze Weltkrieg einen andern Ausgang genommen hätte. Man darf nicht vergessen, daß es die Engländer bei einem kriegerischen Einfall in Uganda ungemein viel schwieriger gehabt hätten als in Deutsch-Ostafrika, namentlich gesundheitlich. Vor allem wären die Buren und Südafrikaner niemals als Kriegsfreiwillige in die Sumpfgegenden Ugandas gegangen. Zieht man nun vollends in Betracht, welche ungeheuren Verluste die Engländer durch Krankheit selbst in dem relativ gesunden Ostafrika gehabt haben, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie es ihnen ergangen wäre, wenn sie in von Schlafkrankheit, Malaria und Wechselfieber durchaus verseuchten Gegenden hätten Krieg führen sollen, namentlich bei ihrem außerordentlichen Mangel an Ärzten.

Durch die hohe Diplomatie vom grünen Tisch in der Wilhelmstraße wurde der von Dr. Carl Peters geschlossene Vertrag nicht anerkannt, Uganda an die Engländer verschachert, Deutschland verlor hiermit, ahnungslos, die erste große Schlacht in dem schon seit Jahren drohenden Weltkrieg. Es ist schlimm, wenn es den Diplomaten am Blick in die Zukunft fehlt, wenn sie nicht den Worten welterfahrener Männer glauben, wenn sie zur Politik die Parteibrille aufsetzen und danach die Taten ihrer großen Männer beurteilen, sie stürzen, wie sie es mit Peters getan haben. Aber auch dieser Mann blieb trotz aller Anfeindungen, trotz aller ihm von jenseits des Kanals gemachten glänzenden Anerbieten deutsch bis in die Knochen, genau so wie Emin-Pascha, der nach der Begegnung mit Peters westwärts weiterzog. In Tabora, der alten Handelsmetropole, hißte er die deutsche Flagge, zeigte den bisherigen Herren, den arabischen Sklavenhändlern, daß es nun mit ihrer Willkür ein Ende habe.

Voller Hoffnung zog er nordwärts weiter, dem Viktoria-See zu. Da traf ihn schon nach wenigen Tagen in Ussongo

die niederschmetternde Nachricht, daß zwischen England und Deutschland ein Abkommen über Uganda getroffen sei, und daß Deutschland auf dieses Land verzichte. Also alles, was Peters zustande gebracht hatte, der dringende Wunsch des Königs von Uganda, nur unter deutsche und nicht unter eine andere Herrschaft zu kommen — da Peters ihm gegen seine Feinde nicht nur geholfen, sondern sein Reich vor dem drohenden Untergang bewahrt hatte —, alles, all das war nun mit einemmal null und nichtig, man hatte mit einem Federzug anders verfügt.

So mußte Emin sich vorläufig darauf beschränken, im deutschen Gebiet Stationen zu gründen, Ruhe und Ordnung zu schaffen, vor allem aber den arabischen Sklavenhändlern auf die Finger sehen, denn deren Geschäft hatte bisher, da ihre Überwachung fast unmöglich gewesen war, geblüht.

Frohgemut ging er an die Erschließung des Landes, arbeitete zoologisch und geographisch, ließ sich nicht beirren durch die Anfeindungen, die ihm sogar von Deutschland zuteil wurden. Die Saat, die Stanley gesät hatte, ging auf. Er war verbittert darüber, daß nicht auch Emin sich seinem Willen gebeugt hatte wie sonst die meisten Menschen. Selbst in Deutschland mißverstand und verlästerte man den großen Landsmann im Innern Afrikas, glaubte immer noch, daß es reine Menschenliebe gewesen sei, die Stanley und seine Auftraggeber veranlaßt hatten, Emin zu „befreien“. Und doch klingt aus seinen Briefen wenig Enttäuschung; er hatte zu lange im Orient, in engster Fühlung mit den Mohammedanern gelebt, kannte ihre Philosophie zu gut, um sich durch „solche Nebensächlichkeiten“ beirren zu lassen.

Als ein Verhängnis muß man es ansehen, daß es uns so oft im Laufe der Geschichte an Staatsmännern fehlte, die sich den Plänen bedeutender Landeskenner anschlossen, auf ihre hochfliegenden, wohldurchdachten Pläne eingingen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

So wurden Emin aus allen möglichen Kleinlichkeitsgründen Schwierigkeiten gemacht, die diesen tatkräftigen Mann in seiner Bewegungsfreiheit behinderten. Was hatte er alles ersonnen, um das deutsche Kolonialreich groß zu machen, zu einer Zeit, als es noch möglich war. Wohl wußte er, daß viele von seinen einstigen Soldaten ihm noch treu ergeben waren; mit diesen wieder vereinigt, wollte er westwärts vordringen und hoffte weite Länder dem Deutschen Reich zu unterwerfen, so eine Verbindung zwischen Ost- und Zentralafrika und den Waldgebieten von Kamerun herzustellen. Heute ist es gar nicht mehr auszudenken, welche Wirkung das auf die ganze Entwicklung von Afrika gehabt hätte, denn daß wir Deutschen zu kolonisieren verstanden, mindestens ebensogut wie die Engländer, tausendmal besser als die Franzosen und Belgier, wird von keinem Kolonialkenner der Welt in Abrede gestellt.

Leider konnte Emin seine große Tatkraft unter der damals auch in Ostafrika herrschenden bürokratischen Verwaltung nicht zur Geltung bringen. Es kam zu Reibungen, und schließlich sandte Wißmann, der persönlich ein großer Verehrer von Emin war, ihm den Befehl, zur Küste zurückzukehren.

Das tat aber der alte Afrikaner nicht. Westwärts zog er, verließ das deutsche Gebiet, suchte Anschluß an seine früheren Truppen und wollte nach Westen durchbrechen. Aber seine alten Offiziere und Soldaten hatten sich inzwischen an der Westseite des Albert-Sees seßhaft gemacht, hatten keine Lust mehr zu Abenteuern. So versuchte er auf eigene Faust mit wenigen Getreuen den Weitermarsch. Doch die gewaltigen Wälder am Ituri sperrten ihm als unüberwindliches Hindernis den Weg. Niedergeschlagen mußte er umkehren, da brach eine schwere Blatternepidemie aus, die einen großen Teil seiner Leute hinwegraffte. In Undussuma wartete er das Abflauen der Seuche ab, aber immer hoffnungsloser wurde seine Lage, denn sein Augenlicht erlosch langsam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Hierzu kam eine ständige Mattigkeit, Schlaf fand er überhaupt nicht mehr. Da brach seine Spannkraft, er sehnte den Tod herbei.

Wieviel glücklicher war er doch gewesen, als er noch, umgeben von Feinden, seine Provinz verwaltete, noch nicht „gerettet" war.

Nun siechte er langsam dahin, aber an die Ostküste wollte er nicht zurück. Seinen Begleiter Dr. Stuhlmann sandte er mit den Gesunden der Expedition heim, er selbst wollte noch ausharren und dann, wenn der Zustand sich gebessert hatte, westwärts ziehen.

Die einzige Möglichkeit hierzu bot ihm ein Anschluß an eine nach dem Kongo vordringende Araberkarawane, die in der Hauptsache aus den menschenfressenden Manjema bestand. Schlimme Zeiten waren es für die Expedition, Hunger und böses Wetter. Als sie in dem Dorfe des Häuptlings Kinena ankamen, mußten sie halten, erst abwarten, ob der mächtige König Kibonge, der am Oberlauf des Kongo saß, freien Durchzug gewähren würde.

Die Zeit des Wartens auf Antwort füllte Emin noch mit wissenschaftlichen Arbeiten aus, trotz seines körperlichen Zusammenbruches, seiner fast völligen Erblindung. Dann kam endlich der ersehnte Brief Kibonges, der Emin freies Geleit zusagte. Ein Lichtblick, aber er ahnte nicht, daß der verräterische König, der Todfeind aller Weißen, die ihm ja sein einträgliches Geschäft mit Sklaven unterbanden, gleichzeitig einen andern Brief an Kinena geschickt hatte, in dem er den Tod des Paschas forderte.

Hätte Emin geahnt, was sich inzwischen in der Welt, von der er abgeschnitten war, abgespielt hatte, so wäre er der Einladung Kibonges sowie seinem Gastgeber gegenüber auf der Hut gewesen, aber zu ihm war ja keine Nachricht davon gedrungen, daß die Truppen des Kongostaates, die bisher nicht nur nicht gegen den Sklavenhandel der Araber eingeschritten waren, sondern ihn vielmehr stillschweigend geduldet hatten, nun endlich Ernst machten,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gezwungen durch die öffentliche Meinung der ganzen Welt. So waren die Kongosoldaten nach außerordentlich blutigen Kämpfen allenthalben siegreich gegen die Araber vorgegangen, hatten ihre Dörfer, ihre Stapelplätze gestürmt, ungeheure Mengen von Elfenbein, Waren aller Art, Vieh und Sklaven erbeutet, die sie nun obendrein gegen ihre früheren Herren verwandten. Natürlich war darob große Empörung unter den geschädigten Handelsleuten, Wut bei ihren Spießgesellen, den beutehungrigen, grausamen, Manjema. Dieser Haß herrschte aber auch gegen Emin, weil er am Viktoria-See gleichfalls scharf gegen die Araber vorgegangen war. Bisher hatten sie ihn, solange er noch über eine große Macht verfügte, gefürchtet, ihn als Mohammedaner betrachtet. Jetzt aber sahen sie in ihm nur noch den deutschen Offizier, den man achtet und fürchtet, wenn er eine starke Macht bei sich hat, den man aber vernichtet, wenn es irgend geht.

So war die Lage am 23. Oktober 1892. Emin arbeitete ahnungslos inmitten seiner den ganzen Tisch füllenden ornithologischen Sammlungen, als der Häuptling Kinena mit Ismaili, einem Mann, dem Emin bisher immer volles Vertrauen geschenkt hatte, und noch einigen Leuten in sein Zelt trat. Auf Kinenas trügerischen Rat schickte Emin seine Leute in eine Bananenpflanzung, um zu furagieren. Als das geschehen, sprangen Ismaili und ein anderer Mann auf ein Zeichen Kinenas zu, faßten Emin an beiden Armen und hielten ihn fest. Emin wehrte sich empört, berief sich auf den Freibrief von Kibonge, aber lachend zeigte Kinena ihm das Todesurteil, das gerade dieser tückische, wortbrüchige Araber ausgeschrieben hatte. Da ergab sich Emin in sein Schicksal, leistete keinen weiteren Widerstand, sondern ließ sich ruhig auf den Boden legen. Die Arme und Beine wurden von je einem Mann gehalten, Ismaili, der solange sein Führer gewesen war, hielt ihm den Kopf, während Mamba (Krokodil!), ein Diener Emins, ihm den Hals durchschnitt. Das Blut spritzte über die Mörder, sie achteten

es nicht. Darauf trennte Mamba nach einiger Zeit den Kopf vom Rumpfe, Kinena aber packte ihn in eine Kiste und schickte ihn als Zeichen des ausgeführten Befehles an den König Kibonge.

So starb Emin-Pascha. Wahrlich, der Mann, der so Gewaltiges erduldet, geleistet, hätte ein besseres Los verdient.

Was half es, daß ein furchtbares Strafgericht gehalten, die Mörder und Spießgesellen hingerichtet wurden? Emin war tot, mit ihm war einer der größten deutschen Forschungsreisenden, der besten Kenner Afrikas, dahingegangen.

Im Lande des weißen Nashorns

Drei Tage dauerte unsere Fahrt nilabwärts, dann hielt der Dampfer auf das steile westliche Ufer zu und bog in eine kleine Bucht ein. Unter lautem Hallo unserer stattlichen Trägerschar, die froh war, nun endlich die in der Enge steif gewordenen Glieder einmal wieder ordentlich dehnen zu können, fiel der Anker.

Lachend sprangen die meisten in die gelbe Flut, wälzten sich darin voll Wohlbehagen, spritzten einander naß, ganz wie Kinder. Dann ging es ans Ausladen. Die Lasten mußten durch das Wasser getragen werden, oft keine leichte Arbeit bei dem schlammigen Boden des Flusses.

Inzwischen waren auch wir an Land gegangen und hatten nicht weit ab von der Liegestelle unseres Dämpflings einen geeigneten ebenen Platz für unsere Zelte gefunden. Sorglich wurde das Gras untersucht, ob sich nicht darunter verborgene Gänge der weißen Ameisen, die der Schrecken aller Tropenreisenden sind, fänden. Ein paar Bäume, die im Wege standen, mußten fallen, Buschwerk wurde geschnitten, um die nötige Bewegungsfreiheit im gegenseitigen Verkehr von Zelt zu Zelt zu geben, alles dichtere Gras rund um das Lager wurde geschnitten, um nicht bei einem etwaigen Steppenbrand oder bei durch Unvorsichtigkeit entstandenem Feuer uns selbst und unser Hab und Gut in Gefahr zu bringen. Schon zweimal hatten derartige Brände uns bedroht, und nur mit größter Not, unter rücksichtslosester Einsetzung aller Kräfte war es uns gelungen, im letzten Augenblick, als schon die Flugfunken auf unsere Zelte

herabregneten, die Expedition vor dem Untergange oder wenigstens unersetzlichen Verlusten zu bewahren.

Unter Aufsicht der Diener wurde alles zurechtgemacht, langes Gras geschnitten, um als Unterlage des Zeltbodens zu dienen, denn das ausgedörrte Erdreich war hier bröckelig. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, da stand das erste Zelt, Kochfeuer flammten auf, und schon in den nächsten Stunden hatte sich der eben noch so stille Platz in ein kleines Dorf verwandelt. Allenthalben erklang die Axt, das Rufen und Lachen der Träger. Sie sammelten trockenes Holz für die Küche und zu nächtlichen Feuern.

Als Schutz gegen die große Hitze wurden Grashäuser errichtet, in denen die zoologischen Sammlungen gleichfalls ihren Platz finden sollten. Unter einem mächtigen Leberwurstbaum bot sich uns ein herrlicher Frühstücksplatz, während unsere Affen in seinen mächtigen Zweigen herumturnen durften.

Eine schönere Stelle für das Lager hätten wir uns kaum wünschen können. Hart an dem steil abfallenden, hohen Ufer des Flusses standen die Zelte. Das Auge konnte weithin schweifen über die mächtige Wasserfläche, die wildverschlungene Schilf- und Papyrusdickichte begrenzten. Doch nur zum Teil, denn eine Insel war es, die hier der breite Strom umfloß, dahinter aber wogte es wieder kilometerweit, schier unendliche Sümpfe, und in duftiger Ferne erhoben sich die Berge von Uganda im Lande der Acholi. Wilde Gegenden, die nur wenig Europäer bisher besucht haben.

Auf den Büschen am Ufer saßen rotfarbene Bienenfresser, schossen alle Augenblicke in die Luft und fingen, genau wie unsere Fliegenschnäpper, vorüberfliegende Insekten, um im nächsten Augenblick wieder regungslos auf ihrer Astspitze zu lauern. Ihre Nester hatten sie nahe bei den Zelten in den senkrechten Uferwänden wie unsere Uferschwalben, sicher vor feindlichen Angriffen.

Im Fluß trieben größere und kleinere schwimmende In-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

seln. Hier und dort tauchte der Kopf eines Krokodiles auf. Prustend schnappte ein alter Nilpferdbulle nach Luft, blinzelte zu uns herauf, um sich im nächsten Augenblick wieder in die Tiefe sinken zu lassen, drunten auf Weide zu gehen, wo die süßen Wurzelknollen aller möglichen Schilf- und Wasserrosenarten wucherten. Aus der Ferne dröhnte das Trompeten von Elefanten; sie standen offenbar in den Papyrusdickichten, wechselten vielleicht durch den Fluß nach dem westlichen Ufer hinüber.

Ein kleiner Bummel an unserm sumpfigen Landungsplatz entlang enthüllte uns, wie reich hier die Tierwelt vertreten war. Dort hatten sie alle dem Boden ihre Fußsiegel eingedrückt, die allnächtlich zur Tränke kamen:

Da stand der feine, schmale Huf der Zwergantilope neben der Pranke eines Löwen. Fast einen halben Meter tief und mehr waren die mächtigen Säulen der Elefanten in den Schlamm gedrungen. An andern Stellen wieder war der Modder glattgestrichen, hier hatten sich die guten Rüsseltiere nach dem Bade gewälzt. Weißohrantilopen, Wasserböcke, die gespreizten Hufe der Schirrböcke, dann wieder die klotzigen Doppelhufe von Büffeln, dazwischen die Vierzehen der Flußpferde, die bei Nacht einmal eine kleine Steppenwanderung unternommen hatten, und da — ein nur dreizehiges Mal, das stammte von einem Nashorn, von dem Tiere, dessentwegen wir überhaupt gerade hierhergefahren waren: von dem weißen Nashorn.

Allerhand kleine Sumpfvögel gingen vor uns auf, mochten wohl Gäste aus dem Norden, aus der lieben Heimat sein. Da rannte „Wippsterzchen", die gelbe und weiße Bachstelze, geschäftig hin und her, haschte sich bald hier, bald dort Beute. Klagenden Rufes strichen Triele ab, Strandläufer flatterten mit langgezogenem „Tütüt, tütüt" vor unsern Füßen weg, aus dem lichten Steppengras erhob sich eine Trappe; unvorsichtigerweise hatte sie uns damit ihr Nest verraten, eine wertvolle Bereicherung unserer zoologischen Sammlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Welch ein herrliches Gefühl war es für uns, hier nun wieder einmal jagen zu können, nach vier Wochen mehr oder weniger langweiligen Wanderns!

Auch landschaftlich bot die Gegend viel mehr als die Straßen in Uganda oder die Steppen von Ostafrika. Nicht die dornige, sogenannte „Obstbaumsteppe", — auf der es aber keine Obstbäume gibt, — sondern hier waren die weiten Ebenen und sanften Hügel mit frischgrünen Bäumen bestanden, deren wundervolle lila Blüten das ganze Land mit einem herrlichen Fliederduft erfüllten. Bald zeigte sich auch das erste Wild, Weißohrantilopen, Wasserböcke und ein paar der reizenden kleinen Oribi.

Befriedigt kehrten wir ins Lager zurück. Die Aussichten auf Erfolg waren gut. Was wollten wir mehr?

„Daheim" war inzwischen alles nach Wunsch geordnet. Jede Kiste, Gewehr und all die vielen Kleinigkeiten hatte der schwarze Diener an seinen Platz gestellt. Betten, Tische, alles stand vorschriftsmäßig, sogar die großen Liegestühle, an denen Brinji, der törichtste unserer Diener, sich immer die Finger zu klemmen pflegte. Auf dem Eßtisch prangte in einer Konservenbüchse ein frisch gepflückter Blumenstrauß. Der Koch hatte sein Bestes getan, man merkte den Leuten an, auch sie freuten sich, daß nun endlich wieder echtes Expeditionsleben herrschte.

Munteres Singen drang vom Trägerlager herüber. Der fleißige Präparator hatte in Erwartung der zu bearbeitenden Tierhäute schon vorsorglich große Gestelle aufrichten lassen mit weiten Grasdächern darüber, um später hier die Felle des erlegten Wildes im Schatten gut trocknen zu können. Das ist notwendig, denn in der Sonne geht das zu schnell vor sich, sie werden runzelig und knochenhart, so daß sie sich später schlecht verarbeiten lassen.

Aber auch die Zeltjungen waren nicht untätig gewesen. Hart am Ufer des Nils erhob sich ein großes Gerüst für das Moskitohaus, das wir in Hoima von einem nadelgewandten Inder hatten anfertigen lassen. Wie gute Dienste

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

sollte es uns hier tun! Man macht sich ja keinen Begriff davon, wieviel der gefürchteten Anophelesmücken es am Nil gibt. Bei einbrechender Nacht fallen die Plagegeister gleich dichten Wolken auf die unglücklichen Menschen. Gleich am ersten Abend sollten wir seinen Wert so recht kennenlernen, sicher vor ihnen saßen wir hinter dem Netz, und sie umschwärmten, vom Licht angelockt, unser schützendes Heim, ohne uns schaden zu können.

Um uns die dunkle Nacht, vom Wasser her hin und wieder das unwillige Brüllen und Grunzen der Flußpferde, denen die hellen Feuer am Ufer offenbar gar nicht paßten. Vor dem Lager Geheul und Gelächter der Hyänen. Anfangs neugierig, waren sie gekommen, das unbekannte Schauspiel zu betrachten, dann hatten die weggeworfenen Knochen zu verlockend geduftet, und bald wurden diese Aasfresser frecher, schlichen sich ganz nahe an die Zelte, fast bis zur Küche hin, die unter einem kleinen Grasdach aufgeschlagen war.

Unsere Leute waren lustig und guter Dinge, jetzt begannen wieder die fetten Tage, morgen ging es auf Jagd, und da gab es dann Fleisch, Fleisch im Überfluß. Gleichmäßig tönte ihr Gesang, das Pauken einer kleinen Trommel, das Gewimmer der Flöte. Ums Lagerfeuer hüpften in gleichmäßigem Takt dunkle Gestalten, die allabendliche „Goma“, von den Negern getanzt, auch dann, wenn zehn Stunden anstrengendsten Marsches hinter ihnen lagen. Darin ähneln sie wohl vielen unserer Damen, die sich wieder frischtanzen können, selbst wenn sie todmüde sind!

Hell beleuchtete der Mond das Lagerbild, den glitzernden Fluß vor uns. Gespensterhafte Schatten huschten am Himmel vorüber, eigentümliche Gestalten, wie zappelnde Geister oder große umeinander spielende Schmetterlinge. „Vierflügel“ (Macrodipteryx longipennis), große Nachtschwalben, denen die Natur die neunte Handschwinge ganz bedeutend verlängert und mit breiter Federfahne geschmückt hat. Nie beobachtete ich ein merkwürdigeres Bild

wie diesen Vogel im Flug, um den die langen Fahnen wie angeheftete Lappen herumschwangen. Sicher gewähren sie einen guten Schutz vor nächtlichen Feinden, denn geradezu unheimlich sehen die Tiere aus. Diesen Eindruck machten sie auch auf unsere Leute, die ganz entsetzt waren, als wir den ersten Vogel herabschossen. Offenbar vermuteten sie in ihnen irgendwelche Geister. Eigentümlich wie im Fluge wirken die Vögel auch an der Erde. Sie leben am Tage gern unter schattigem Gebüsch, und als ich zum erstenmal auf einige beieinandersitzende, dann eilig vor mir weglaufende stieß, glaubte ich anfangs, irgendein langschwänziges Säugetier vor mir zu haben, bis ich meinen Irrtum erkannte. Das Tageslicht mögen sie offenbar nicht, denn brachte ich einen der Vögel einmal bei Sonnenschein zum Auffliegen, so huschte er unhörbaren Flügelschlages nur um den nächsten Busch, um sich sofort wieder zu verstecken.

Fliegende Hunde und Nachtaffen sorgten für weitere Unterhaltung. Fernher hallte das Grollen eines Löwen. Plätschern im nahen Sumpf verriet uns, daß trotz der Nähe unseres Lagers der Durst die Tiere der Steppe doch zum Wasser trieb. Gut so, dann konnten wir am Morgen wieder frisch abspüren, wer uns seinen nächtlichen Besuch abgestattet hatte.

Lange saßen wir am Abend zusammen, wieder einmal „restlos“ glücklich, wie so oft in jenen längst vergangenen Zeiten.

Hier waren wir Herren. So weit wir wollten, konnten wir schalten und walten, mit uns eine gut einmarschierte Schar von Trägern und Jägern, die den Tod und Teufel nicht fürchteten, die kein Löwe oder annehmender Elefant schreckte, auf die wir uns verlassen konnten, die nicht die Büchse wegwarfen oder ausrissen, wenn Not an Mann kam.

Heute mochten wir gar nicht zur Ruhe gehen, es war zu schön wieder einmal in der Wildnis. Immer wieder

kam das Gespräch aber auf das weiße Nashorn, das Rhinoceros simus, zurück. Seinetwegen hatten wir dieses ferne Land aufgesucht, dieses seltene, dem Untergang geweihte Tier für ein Museum zu erbeuten, war unser Ziel.

In früheren Zeiten, vor etwa 60 bis 70 Jahren, lebten diese mächtigen Dickhäuter, nächst dem Elefanten die größten der Welt, in sehr großer Zahl in Südafrika. Es gab Gegenden, wo man vierzig und mehr an einem Tage zu sehen bekam. Dann aber brach das Verhängnis über diese Riesen herein. Die Buren drangen weiter und weiter ins Land vor, und ihren Büchsen fielen sie allmählich alle zum Opfer, so daß heute nur noch wenige, sorglich gehegte Exemplare in den südafrikanischen Wildschonbezirken leben. Von Südafrika hatte sich in alten längst vergangenen Zeiten diese Tierart offenbar nach Norden verbreitet, denn Speke erwähnt, daß er sie westlich des Viktoria-Sees in Karagwe mehrfach geschossen hat, dann will sie Decken in Ostafrika angetroffen haben, und Powell-Cotton, der bekannteste englische Jagdreisende der Gegenwart, fand sie 1906 hier in Lado auf, nachdem sie in allen übrigen Gegenden im Laufe der Zeit verschwunden waren (merkwürdig ist, daß wir diese Tiere in Emins Tagebüchern nie erwähnt finden).

Ich schrieb oben, daß sie sich nach Norden „verbreitet" haben. Ich nehme es deshalb an, weil das Tier vereinzelt neben seinem Vetter, dem eigentlichen Bewohner dieser Länder, hier getroffen wurde, während das Schwarznashorn (Rhinoceros bicornis) allenthalben in Ostafrika, das heißt östlich des Nils und seines Quellgebietes, vorkommt. Es ist merkwürdig, daß ein Fluß eine so scharfe Grenze bildet. Eigentlich braucht er ja für die Tiere kein Hindernis darzustellen, denn sie könnten mit Leichtigkeit hinüberwechseln, fänden drüben genau dieselben Nahrungsverhältnisse, und doch bleiben die Tiere in den ihnen von unsichtbaren Gesetzen vorgeschriebenen Gebieten. Ja, das geht so weit, daß selbst kleine Flüsse, wie zum Bei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

spiel der Athi in Englisch-Ostafrika, eine scharfe Grenzlinie für manche Arten, zum Beispiel für die Gnus, bildet. Bis an sein südliches Ufer kommen ihre gewaltigen Herden, tränken in dem Fluß, aber hinüber gehen sie nicht. Es ist das eines der großen Rätsel der Natur.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich zur Erklärung des Namens „Weißes Nashorn" einige Worte einflechten. Die Bezeichnung ist ganz widersinnig, denn das Tier ist ebensowenig weiß wie der berühmte „weiße" Elefant in Siam, den ich unter seinen Gefährten im Stall des Königs von Siam durchaus nicht herausfinden konnte. Vielfach wird angenommen, daß die Bezeichnung von Buren aufgebracht wurde, die ja, als sie vor etwa zwei Jahrhunderten nach Südafrika kamen, den dortigen von ihnen vorgefundenen Tieren besondere Namen gaben: so nannten sie die Giraffe Kamel, weil sie ebenso groß war wie das ihnen bekanntere Höckertier. Die Kuhantilopen nannten sie Hartebeest-Hirschtier nach der gleichen Farbe und andere mehr. Es wird vielfach angenommen, daß der erste Beobachter des Rhinoceros simus ein Stück erlegt hat, das sich kurz vorher in heller Asche gewälzt hatte, und ihm deshalb den Namen „Weißes Nashorn" gab.

Ich habe eine andere Erklärung und nehme an, daß der Name eine sprachliche, erst später entstandene Verunstaltung darstellt: Irgendein zoologisch bewanderter Mann unterschied deutlich zwischen diesem Tier und seinem kleineren ostafrikanischen Vetter nach der Form des Maules in Spitz- und Breitmaul-Nashorn und nannte das letztere abkürzend englisch „Wide"-Rhino, also Breitnashorn. Den Südafrikanern war aber das Spitzmaulnashorn nicht bekannt, sie wußten den Unterschied nicht, verstanden ihn nicht und machten daraus „White" = weißes Nashorn. Ob meine Ansicht richtig ist, weiß ich nicht, jedenfalls paßt sie.

Dieses Tieres wegen waren wir also hierher gekommen, und nachdem mit den Jägern noch langer Kriegsplan ge-

halten, unter uns ausgemacht war, wohin jeder von uns am nächsten Morgen ziehen sollte, schlüpften wir in die Feldbetten, träumten herrlichen Tagen entgegen. —

Noch herrscht schwarze Nacht, da erscheint mein Zeltjunge. Schweigend öffnet er die Zeltvorhänge, so daß die feuchtkalte Morgenluft vom Nil hereinschlägt. Ich richte mich auf, mein Blick fällt auf den mächtigen Fluß, über dem sich rasch am östlichen Himmel in fahlem Lichte die Wolkenstreifen rötlich färben, den jungen Tag ankündigend.

Heraus aus den Decken. Schon wird es lebendig im Lager, die Gewehrträger und Maultierjungen treffen ihre Vorbereitungen, der Koch klappert mit den Töpfen, denn das erste Frühstück, das wir einnehmen, ist schon recht reich: Gebratenes Fleisch, Reis, Eier, Tee, Butter, Brot, Käse sowie Marmelade. Man lebt nicht schlecht in der Wildnis, braucht ja bei den großen körperlichen Anstrengungen auch kräftige Kost.

Fast ohne Dämmerung bricht der Tag an. Ums Feuer hüpfen, eine dudelnde Melodie halblaut singend, in rote Wolldecken gehüllt, ein paar Schwarze; sie sind schon auf, es sind Träger, die uns auf der Jagdwanderung begleiten sollen. Alles geht schnell an einem solchen Morgen. Wir lassen nicht gern unsere Leute warten. Verlangen wir von ihnen Pünktlichkeit, so müssen auch wir sie halten. Aufmerksam verfolgt mein Gewehrträger unser Frühstück, und eben lege ich das Besteck hin, da ist auch schon das Maultier vorgeführt. Ich nehme die Büchsen zur Hand, lade jede einzelne, sichere und reiche sie meinem Vertrauten zurück. Noch ein „Weidmannsheil“ zu meinen Gefährten, dann schwinge ich mich in den Sattel, kurz links um, dort liegt für heute mein Jagdgebiet. Vor mir der Jagdführer, ein landeskundiger Eingeborener, dann ein Gewehrträger, die Büchse griffgerecht über die Schulter, das heißt am Lauf angefaßt, so daß ich beim Zugreifen sie gleich am Kolben fassen kann. Das ist nötig,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

denn oft heißt es schnell handeln: irgendein Wild springt auf, ich muß vom Maultier herab und schon das Schießeisen gefaßt haben, sonst ist leicht die günstige Gelegenheit verpaßt.

Aufmerksam prüfen die Führer jede Fährte, plötzlich bleibt einer stehen, neigt sich tiefer zum Boden, die andern treten herzu, blicken nach mir, auch ich halte. Da steht unverkennbar die mächtige dreizehige Spur im schlammigen Ufer der Wasserstelle.

„Kifaru (Nashorn)" flüstern sie.

„Ndio! (ja), heia (vorwärts)!"

Kein Wort weiter. Instinktiv sieht Ali nochmals die Büchse nach, ob alles in Ordnung ist.

Ich wende mich im Sattel, ein Wink nach den Trägern, sie sind geschult, verstehen, was es bedeutet: Abstand und — Maul halten.

Noch ist es kühl, alle Grashalme triefen von nächtlichem Tau. Wir folgen der frischen Fährte eines Breitmaulnashorns, das vor wenigen Stunden ganz nahe beim Lager seinen Durst gestillt hat. Schon nach kurzer Zeit ist die Spur in dem feinen Staub des Wechsels kaum noch zu sehen, dazu muß man schon die Augen eines eingeborenen Jägers haben, dessen Blick ja von Kind auf für die Wildzeichen geübt ist.

Auf ein paar einsamen hohen Bäumen hocken Geier, andere kreisen immer über derselben Stelle; wir pirschen uns an, doch nicht an die Vögel, sondern an den Platz, der ihre Aufmerksamkeit fesselt. Nur ein Gewehrträger begleitet mich jetzt, er trägt die zweite Büchse, alle andern Schwarzen haben sich niedergehockt, warten ab, denn jetzt ist größte Ruhe nötig, pirschen wir doch auf einen Platz zu, wo vermutlich in der letzten Nacht ein Löwe ein Stück Wild gerissen hat. Meist sind dann die großen Katzen am frühen Morgen noch beim Mahle oder liegen doch nicht weit davon, den Riß bewachend und verdauend im Halbschlaf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Ab und zu bleiben wir stehen, lauschen. Da, ein Knochenknacken, ein Fauchen, wir sehen uns an, Ali schüttelt mit mißbilligendem Gesicht den Kopf. „Fissi“ („Hyäne”), flüstert er. Ich bin im Zweifel. Noch etwas näher, Büsche sind zu unserer Linken. Das Auge vorwärts gerichtet, die Büchse schußbereit schleichen wir näher. Plötzlich ganz nahe bei uns, links unter den Sträuchern ein zorniges, tiefes, drohendes „Rrrrr-uff“, wir fahren herum, ein Sprung darauf zu, denn das sind Löwen. Schnell auf den Termitenhügel; sicher werden sie, da sie von uns Wind bekommen haben, abgehen. Klatschenden Flügelschlages stieben ein paar Geier vom Aas auf, eine Hyäne fegt an uns vorüber, und für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich ganz nahe beim Aas ein großes gelbes Tier vorüberflüchten, zu schnell, als daß ich die Büchse zum Schuß hochreißen kann.

„So eine Gemeinheit“, knurre ich. „Äch“, macht Ali und wendet um. Da hat es keinen Zweck mehr, etwas zu unternehmen, die Löwen sind weg, das Gras der Steppe ist zu hoch, verbirgt sie. Wäre ein zerrissenes trockenes Flußbett oder eine Felspartie in der Nähe, so hätte eine Verfolgung einigermaßen Aussicht auf Erfolg, so aber kehren wir zu unsern Leuten zurück. Keine Frage, auch nicht an Ali; sie wissen: wenn wir nichts sagen, haben auch sie zu schweigen, denn nach Mißerfolgen ist die Stimmung selten gehoben.

Unser Zug ordnet sich wieder im Gänsemarsch, die Träger in hundert Schritt Abstand.

Schweigend geht es weiter durch die Steppe. In lichtem Gras marschiert ein Sekretär, jener nützliche hochbeinige Geier, der eifrig sich allerhand schädliches, lästiges Gewürm zu Gemüte zieht, Schlangen und Tausendfüßler, die jeder Reisende und Eingeborene ihres furchtbaren Stiches wegen verabscheut. Das sind nicht etwa die kleinen Tausendfüßler, die wir in Deutschland kennen, sondern eine bedeutend vergrößerte Ausgabe von gut Spannenlänge.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Trappen, große und kleine, erheben sich schwerfälligen Flügelschlages, nachdem sie erst ein Stück weit am Boden hingelaufen sind, um in rechten Schwung zu kommen. Ein kleines Zierböckchen, ein Oribi, steht nicht weitab, äugt nach uns herüber. Ich sehe es wohl, achte aber nicht weiter darauf, heute ist es „tabu".

„Njama", flüstert der ewig fleischhungrige Pesa mbili, sich an mich herandrängend, in der Meinung, ich hätte das Wild übersehen. Ali wirft ihm einen sehr mißbilligenden Blick zu. „Punda (Esel)", knurrt er zwischen den Zähnen. Die übrigen Träger lachen kichernd, Pesa macht ein recht verdutztes Gesicht.

Weiter, westwärts. Höher steigt die Sonne, die erfrischende Morgenkühle, der Tau sind längst verschwunden, ehern blau steht der wolkenlose Himmel, glühend sendet die Sonne ihre Strahlen herab. Leichter Staub wirbelt unter unsern Füßen auf, kein Lüftchen regt sich. Wie ausgestorben ist die Landschaft. Hier, weitab vom Fluß, von dem weg wir geradenwegs der Nashornfährte in die Durststeppe hinaus gefolgt sind, scheint sich jetzt in der Höhe der Trockenzeit kein Wild gern aufzuhalten.

Dichter werden die Büsche, nicht weit reicht das Auge. Jetzt kommt eine Windhose angerauscht, prasselnd fährt sie über den Boden hin, reißt dürre Blätter, trockene Grashalme mit sich, wirbelt Staub auf. Vor uns eilt sie vorüber, jetzt weiter nach rechts. Unwillkürlich folgt ihr unser Blick. Ali verhält mit einem Ruck den Schritt, auch ich pariere mein Maultier so schnell durch, daß ein mir folgender Gewehrträger dagegenprallt und von dem recht empfindlichen Tier einen gehörigen Hufschlag verabfolgt bekommt. Hohes Gras behindert hier den Blick, aber über ihm schwebt feiner Staub, weiße Reiher und langschwänzige prächtige Blauracken schweben auf und nieder, sich langsam vorwärts bewegend. Nicht weit ist die Staubwolke von uns, doch die Tiere, die sie aufwirbeln, hört man nicht abgehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

„Tembo (Elefanten)", flüstert Ali. Ich nicke, da ist kein Zweifel möglich. Die Träger recken die Hälse, Pesa mbili leckt sich über die dicken Lippen. Hm, wenn der Bana (Herr) nur erst einen geschossen hätte, das gäbe einen Festschmaus, denkt er wohl.

Mit verhaltener Stimme beraten wir, was zu tun. Etwas hochgeworfener feiner Sand gibt die genaue Windrichtung an. Schweigend legt Ali Gewehr und Patronengürtel ab, erklettert einen in der Nähe stehenden Baum, um Ausschau zu halten. Nicht lange ist er oben, dann hat er sich über den Weg der Elefanten, über die Umgegend unterrichtet. Nach Südwesten sind die Tiere gewandert, dort ist ein dichterer Wald, da werden sie sich wohl bald beruhigen, im Gebüsch sicher fühlen. Dahinter erheben sich Hügel. Wir müssen also suchen, ihnen den Weg abzuschneiden, ihnen vorzukommen. Das ist möglich, denn an den Bergen ist mit anderm Wind zu rechnen.

Die Träger erhalten genaue Anweisung; sie sollen weit zurückbleiben, nur ein eingeborener Führer und meine zwei Gewehrträger gehen mit mir. Die Büchsen sind umgeladen; statt der Dum-Dum-Geschosse sind jetzt Vollmantel darin, die selbst den dicksten Elefantenknochen durchschlagen.

Nun wird es ernst. Stramm wird marschiert. Aber ein böses Gehen ist es. Vor uns dehnt sich eine weite Senkung, die in der nassen Jahreszeit offenbar einen Sumpf bildet, sicher ein Lieblingsplatz von Elefanten. Ihre tiefen Fußspuren legen deutliches Zeugnis davon ab. In der Trockenzeit sind aber die Fußabdrücke erstarrt und bilden tiefe Löcher, über die Gras und Schilf gewachsen ist, wahre Fallgruben, in die alle Augenblicke einer meiner Leute oder meine brave Mula stürzt. Innerlich schimpfe ich, der Elefanten wegen nicht laut. Endlich ist auch diese unangenehme Stelle überwunden, ebener wird der Steppenboden; wir machen eine kleine Pause, denn es ist bereits Mittag vorüber. Unterdessen hat der Eingeborene einen

hohen dürren Baum erstiegen. Ein Schnalzen mit dem Finger läßt uns aufblicken. Wie eine Katze gleitet er herab und macht uns durch Zeichen verständlich, daß die Tiere gar nicht weitab stehen.

Nochmals den Wind geprobt und dann hin.

Richtig, ganz langsam ziehen die Tiere an uns vorüber, eine gewaltige Herde, sorglos, als drohe ihnen hier nie Gefahr. Soweit wir sehen, sind es lauter weibliche Stücke mit Jungen jeglicher Altersstufen. Ich zähle: mehr als 120 wandern an mir vorüber, und doch sehe ich nur einen Teil der Herde, die andern sind durch die Riesenleiber oder Büsche verdeckt. Langsam pirschen wir, jede Deckung ausnutzend, nebenher, immer hoffend, daß doch noch ein schießbarer Bulle auftauchen werde.

Lautlos wandern die Tiere, wenigstens ihre Schritte vernimmt man nicht, auch nicht das Dröhnen des Bodens, von dem mancher Reisende zu berichten weiß. Nur das ständige Kollern im Bauch der Tiere hören wir, das ihnen oft zum Verräter wird, wenn sie so gut wie unsichtbar im dichtesten Dickicht stehen. Jetzt machen sie eine Schwenkung, ziehen auf die Steppe hinaus, quer zu unserer Richtung.

Da können wir nicht weiter. Eine Erkundung aus der Höhe kann nichts schaden. Wieder ersteigt der Schwarze einen Baum, aber noch ist er nicht ganz droben, da zeigt er unter allen Zeichen des Schreckens nach links und dann auch noch halb nach rückwärts. Was bedeutet das? Damit ist er auch schon wieder unten, etwas bleich. Schwer ist es, sich mit ihm zu verständigen. So viel bekomme ich aber heraus, daß rings um uns Elefanten stehen. Wir sind zwischen mehrere Herden geraten. Schön ist eine solche Lage nicht gerade; denn bekanntlich haben Elefanten sehr große Füße, und wohin sie treten, wächst kein Gras wieder, treffen sie aber damit einen Menschen, so ist er hin, auch wenn es ohne böse Absicht geschieht. Und eine einmal in Schrecken versetzte Herde ist unberechenbar.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Sie tobt einfach durch die Landschaft, tritt alles nieder. Schon öfter hatte ich das beobachtet und dabei ganz furchtbar zugerichtete Wälder gesehen. Wie also, wenn die Tiere plötzlich, überrascht durch unsere Witterung, losrasten und womöglich gerade auf uns zu? Sicher stehen um uns mehr als 200 Elefanten.

So beschließe ich, namentlich da der Eingeborene ganz unheimlich große Stoßzähne in die Luft malt, einfach auf die stärksten Tiere, die er vom Baum aus gesehen haben wollte, loszugehen.

Zum erstenmal sehe ich in diesem Augenblick meine sonst so schneidigen Gewehrträger sich etwas verfärben. Die Nerven scheinen ihnen schlapp zu machen. Aber ein Blick von mir, mein Vorausgehen bringt sie wieder zu sich. Die Büchsen nochmals nachgesehen, frische Patronen ganz griffrecht in die Tasche, dann vorwärts durch das wohl vier Meter hohe Schilfgras. Bald wird es lichter, einen Augenblick verhoffen wir, lauschen. Richtig, da brechen Halme, laut knackend, und nun das unverkennbare Kollern. Lautlos schiebe ich mich neben dem Eingeborenen vor, Auge und Ohr ergänzen einander. Nun hält der Schwarze, läßt sich zu Boden gleiten, den Blick nach vorn gerichtet. Langsam hebt sich meine schwere Elefantenbüchse, denn vor mir auf der Lichtung, einer Stelle, wo wohl wenige Tage zuvor ein Steppenbrand gewütet hat, steht eine Anzahl Elefanten, mächtige Kerle, scheinbar lauter Bullen. Sie blasen die schwarze Asche hoch, haben sich eben darin gewälzt. Jetzt wenden sie. Ich bekomme einen guten Bullen frei, halte aufs Blatt und im Knall des Schusses bricht er zusammen. Die übrigen Tiere stehen im Augenblick wie angewurzelt. Ich habe mich nach dem Rückstoß der starken Pulverladung wieder aufgerichtet, nehme den zweiten Bullen, der den Kopf so schön breit hat, aufs Korn, es knallt, und mit schwerem Fall rollt auch er auf die Seite.

Doch was ist das? Der zuerst beschossene springt blitz-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

schnell wieder auf. Ich habe die Büchse eben zum Wiederladen geöffnet. Da verlieren meine Leute die Nerven, als sie sehen, daß die übrigen Elefanten sich gegen uns wenden, die mächtigen Ohren spreizen und die Rüssel erheben, sie beginnen zu schießen. Ich kann sie im Augenblick nicht hindern, denn um Bruchteile von Sekunden handelt es sich, und in ihrer Aufregung hören sie meine Worte nicht. Auch der Angeschossene ist sichtlich böse. Mit ihm ist voraussichtlich am wenigsten zu spaßen. Spitz von vorn zwischen den Augen gleitet das Korn der Büchse; nicht zu hoch halten, bete ich mir vor, sonst sitzt die Kugel schlecht und wirkt nicht. Im Knall wirft es ihn zusammen, doch nur für einen Augenblick, dann wird er abermals hoch. Der Schlag des schweren Geschosses hat ihm aber offenbar seine Angriffsgedanken genommen. Er wendet, und da trifft ihn meine zweite Kugel. Er bricht zusammen. Die andern toben flüchtend rechts und links an ihm vorbei, zwei aber bleiben bei ihm stehen, wollen ihm wohl helfen. Ich nehme die Büchse meines einen Gewehrträgers, denn eben will der Riese wieder hoch werden, und meine Elefantenbüchse ist durch die vier rasch hintereinander abgegebenen Schüsse fast glühend, so daß ich sie nicht mehr anfassen kann. Ich drücke, doch kein Schuß fährt heraus. Weg die Büchse, die zweite her, dasselbe. Da übermannt mich der Zorn, und angesichts der Elefanten bekommen die beiden Jungen, die meine Büchsen sinnlos abgeschossen haben, ein paar hinter die Ohren, wie ich sie selten in meinem Leben ausgeteilt habe. Dann die Büchse aufgerissen, Patronen hinein, und als der Bulle eben wieder auf die Läufe kommt, fährt ihm ein Geschoß durchs Ohr gerade ins Gehirn; nun ist er endgültig erledigt.

Meine Gewehrträger aber stehen wie die begossenen Pudel da. Welches Unheil hätten sie mit ihrer Dummheit anrichten können, denn die Herde brauchte nur anzunehmen, so hätten wir keinen Schuß in der Büchse gehabt,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wären, selbst wehrlos, von ihnen zertrampelt worden. Doch das Schlimmste kam noch nach: die Burschen hatten eine Elefantenkuh angebleit, den großen von mir krankgeschossenen hatten sie nicht getroffen, sondern ein harmloses Tier, das gerade vorbeilief. Die Untersuchung der beiden erlegten Elefanten ergab dann auch, daß die sieben Schuß, die beide abgegeben hatten, bis auf den einen Treffer auf die unglückliche Elefantendame, in die Luft gegangen waren.

Vor allen Dingen galt es, nun erst einmal die krankgeschossene Elefantenmutter von ihren Leiden zu befreien. Ihr folgten wir, ehe ich mich um das Herausschlagen der Stoßzähne kümmerte. Leicht war es, der Fährte zu folgen, die die flüchtigen Dickhäuter durch das hohe Gras und den Buschwald genommen hatten: wie von Dampfwalzen niedergemäht lag alles, Bäume waren niedergebrochen, als wären es dünne Halme.

Nicht weit war die Krankgeschossene gegangen, im Schilf stand sie, und bei ihr ein halbwüchsiger Bulle, wohl ihr Sprößling. Als wir nahten, spreizte er die gewaltigen Ohren, blies und trompetete wütend. Auf meinen erlösenden Schuß, der das arme Muttertier niederstreckte, lief der Bulle erst ein Stück davon, dann aber trat er wieder an die Liegende und versuchte, sie zum Mitgehen zu bewegen. Doch seine Versuche waren erfolglos, und so nahm er gegen uns wieder eine drohende Haltung ein. Durch Schreien meiner Leute ließ er sich durchaus nicht schrecken, erst als ich aus Grasbündeln Fackeln machen ließ und die Schwarzen wie die leibhaftigen Teufel auf ihn lossprangen, bekam er es mit der Angst und floh denselben Weg weiter, den die übrigen Tiere der Herde bereits eingeschlagen hatten.

Wo sie zogen, konnten wir nur an den über dem Schilf dahinschwebenden Reihern erkennen.

Inzwischen nahten, herbeigelockt durch die Schüsse, auch unsere Träger, und bald herrschte eitel Freude.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Wer nie mit angesehen hat, wie die Schwarzen einen Elefanten zerteilen, der kann sich keinen Begriff von dem Blutrausch machen, der sie ergreift. Dann werden sie wirklich wieder zu „Wilden", eine Bezeichnung, die ich sonst sehr ungern für unsere Afrikaner anwende.

Ist der Bauch geöffnet, so werden die gewaltigen Därme herausgerissen. In gieriger Hast sucht jeder zuerst in das Innere des Riesenleibes zu kommen und für sich das köstliche Nierenfett zu ergattern. Man wundert sich, daß bei der wüsten Schlächterei, wo jeder ohne Rücksicht auf seinen Mitmenschen hantiert, nicht mehr Unglücksfälle vorkommen. Gewöhnlich arbeiten zwei zusammen: der eine schneidet die Fleischstücke von dem Körper und wirft sie dem Kameraden zu, der sie aufhäuft und nebenbei ein kleines Feuer unterhält, an dem er schnell einen Teil röstet, während er den Rest in Streifen schneidet, um die Stücke später zu trocknen. Stundenlang dauert es natürlich, bis so ein mächtiger Kadaver zerwirkt ist.

Abends im Lager herrscht nach einem solchen Schlachtfest immer reges Leben. Allenthalben sitzen die Zeltgenossenschaften — gewöhnlich bewohnen 4 bis 8 Mann ein kleines Zelt — zusammen ums Feuer, und dann wird gegessen, gegessen, wie wir bescheidenen Mitteleuropäer es nicht für möglich halten. Zur Abwechslung wird dazu warmes — Fett getrunken, und als Nachtisch saugen die Herrschaften an den aufgeschlagenen Knochen, denn Knochenmark gilt ihnen als höchster Leckerbissen. Ja, da staunt man, was die Neger für Magen haben! Vollgefressen wie sie sind, tanzen sie noch ein wenig oder legen sich mit dick aufgeschwollenen Leibern gleich schlafen.

Doch nicht alle Träger beteiligen sich an dem Elefantenschmaus. Den strengen Mohammedanern unter ihnen gilt das Tier als unrein. Voll Verachtung blicken sie auf ihre gierigen Kameraden, mancher vielleicht auch mit einem gewissen Neid, denn oftmals ist es ja nur die Scheu vor wirklich strenggläubigen Kameraden, die sie abhält. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Unsere Gewehrträger sind inzwischen damit beschäftigt, die Stoßzähne herauszulösen, eine harte Arbeit, denn diese sitzen fast dreiviertel Meter tief im Schädel und müssen mit der Axt herausgehauen werden, will man nicht warten, bis sie sich durch Fäulnis gelockert haben, was nach etwa zwei Tagen geschieht, aber man läuft dabei immer Gefahr, daß sie gestohlen werden.

Eine merkwürdige Beobachtung kann man da zuweilen machen: das unerwartete Auftauchen von Eingeborenen. Nirgends hatten wir bisher hier in Lado ein Dorf erblickt, auch später nach wochenlangem Aufenthalt keines gefunden, und doch erschienen, kaum eine halbe Stunde nachdem die Elefanten geschossen waren, ganze Scharen Schwarzer, Männer, Weiber oft mit Säuglingen und allen ihren übrigen Kindern jeglichen Alters, mit großen, feingeflochtenen Körben bewaffnet.

Bemerkenswert ist es, daß die neugeborenen Negerkinder offenbar gegen die Sonnenstrahlen, die den erwachsenen Schwarzen nichts anhaben, empfindlich sind, denn die Mütter tragen die Kleinen auf dem Rücken unter einem großen halben Flaschenkürbis geborgen. Selbst die jüngsten Würmchen schleppen sie ständig, bei der Arbeit oder wo sie sonst gehen, mit sich herum. Oft genug kann man dann auch beobachten, daß die Säuglinge eingeschlafen sind und seitlich herabhängen. Daß sie nicht fallen, dafür sorgt ein Band, das um Mutter und Kind geschlungen ist. Man ersieht daraus: verpimpelt werden Negerkinder nicht, Schwächlinge gehen bei solcher Behandlung natürlich zugrunde, aber wer am Leben bleibt, ist stark und gesund, und nur solche haben in der Wildnis unter den schwierigen Lebensbedingungen die Möglichkeit, sich durchzuschlagen.

So ist denn hier ein kräftiges, waffenstarkes Volk entstanden.

Auf Kleidung legen die Männer gar keinen Wert, eine Feder in dem teils merkwürdig ausrasierten Haar, ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

paar Armringe aus Elfenbein oder Elefantenhaut genügen ihnen. Schamhafter sind die Weiber: sie decken ihre Blöße mit einem kleinen vorgebundenen Blattbüschel. Die Waffen der Männer sind sauber gearbeitet: kleine Bogen und vergiftete Pfeile, die sie ständig bei sich tragen, und mächtige, aus starkem Holz geschnittene lange Speere, deren schmale, dicke Spitze nicht in eine wirkliche Spitze ausläuft, sondern abgerundet, aber haarscharf geschliffen ist. Der Grund hierfür dürfte der sein, daß eine eigentliche Spitze bei der Weichheit des Eisens — Stahl ist ihnen natürlich unbekannt — sich zu leicht beim Stoß in die feste Haut eines Dickhäuters umbiegen würde, wie ich das vielfach bei den langen Masaispeeren und den breiten Blattspitzen der Bagara beobachten konnte.

Eine eigentümliche Angewohnheit haben die Männer. Sie stehen beim Ausruhen mit Vorliebe auf einem Bein, genau wie der Storch und andere große Stelzvögel. Dabei stemmen sie das hochgezogene Bein gegen die Kniescheibe des andern, und hierdurch bilden sich an dieser Verdickungen, die nicht gerade schön wirken.

Kühn gehen diese Jäger dem Elefanten zu Leibe. Sie greifen ihn nicht etwa wie andere Jagdvölker im Sudan von hinten an, indem sie ihm die Sehnen der Beine mit wuchtigem Schwertstreich durchtrennen, sondern bohren ihre riesigen Stoßlanzen den Elefanten in den Leib. Dabei kommt es nicht selten vor, daß ein oder mehrere Jäger ums Leben kommen. Leider sollten wir das auch erleben. Einer meiner Reisegefährten hatte einen starken Bullen angeschossen, konnte ihm aber nicht weiter folgen, da ihm der Patronenvorrat ausgegangen war. Den Eingeborenen des nächsten Dorfes versprach er, wenn sie die Fährte aufnähmen, eine Belohnung, und am Abend hatten sie tatsächlich den Bullen zur Strecke, brachten aber ihren schwerverwundeten Häuptling ins Lager, den der erboste Riese gepackt und gegen den harten Boden geschleudert hatte. Glücklicherweise war es den andern Jägern ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

lungen, den Elefanten von seinem Opfer abzulenken und zu töten, ehe er es zerstampfen konnte.

Die Zahl der durch diese mächtigen Burschen getöteten oder doch übelzugerichteten Menschen ist viel größer, als man im allgemeinen annimmt, auch manchen Weißen kannte ich, den sie auf dem Gewissen haben. Kein Wunder, daß sich bei den berufsmäßigen Elefantenjägern ein Aberglaube herausgebildet hat. Viele geben das Jagen auf, nachdem sie eine gewisse Anzahl erlegt haben; keinen Schwarzen traf ich, der nicht auf jeden in der Steppe liegenden Elefantenschädel ein Büschel Gras als eine Art Opfergabe gelegt hätte.

Die Schädel der Elefanten findet man verhältnismäßig häufig in diesen Gegenden, während die übrigen Knochen offenbar sehr schnell verwittern oder auch durch die zahlreichen Hyänen verschleppt und zerbissen werden. Daß die Elefantenjagd von den berufsmäßigen weißen Jägern, die doch die Tiere und insbesondere ihre tödlichen Stellen ganz genau kennen, nicht als leichter Sport aufgefaßt wird, erkennt man daran, daß sie ihre Nerven soviel wie irgend möglich schonen. Viele rauchen und trinken nie, tun keinen unüberlegten Schuß, sind immer vorsichtig, nie unnötig kühn wie leichtsinnigerweise vielfach die Jagdreisenden. —

Im Laufe der Zeit verloren die Eingeborenen, als sie sahen, daß wir nichts Böses von ihnen wollten, ihre Scheu, kamen ins Lager, boten Eier — die allerdings vielfach faul waren — und Hühner zum Kaufe an, billig, nur einen halben Pfennig das Stück. Als Jagdführer leisteten sie uns gute Dienste, wenngleich die gegenseitige Verständigung eigentlich nur durch Zeichensprache möglich war.

Wollten wir auf eine bestimmte Tierart jagen, so zeigten wir ihnen Bilder. „Sehr einfach", werden die meisten Leser denken, und doch war das nicht immer der Fall, denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir dort ein fast

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

noch im Urzustand lebendes Volk vor uns hatten. Sie konnten anfangs gar nicht begreifen, was die Bilder bedeuteten, mußten erst die verkleinerte Wiedergabe eines Tieres verstehen lernen.

Wenn wir sie photographiert hatten und ihnen dann ihre eigenen Bilder zeigten, erkannten sie sich nicht, ebensowenig im Spiegel; immer schauten sie ob nicht ein anderer dahinter stände, und wenn sie an eigenen, im Spiegel wiedergegebenen Bewegungen sich schließlich doch erkannten, wurden sie jedesmal verlegen.

Da war es kein Wunder, daß sie stundenlang in unserm Lager hocken, alles bestaunen konnten. Manches, was uns selbstverständlich ist, erregte ihre allergrößte Neugier: so das Einseifen zum Rasieren. Tagtäglich bewunderten sie immer wieder das merkwürdige Entstehen des Seifenschaumes. Natürlich machten wir uns auch gelegentlich mit ihnen einen Scherz. So hatte ich einen kleinen Induktionsapparat mit, der mit einer Taschenbatterie gespeist wurde. Wir legten in eine Metallschale ein Geldstück und verbanden das Becken mit dem Apparat, während ich dem Mann meine Hand auf die Schulter gelegt hatte; daß ich den andern Pol der Leitung in der Hand hatte, bzw. er durch mich den Strom bekam, ahnte er natürlich nicht. Es war nun großartig, zu sehen, wie der Mann entsetzt zurückfuhr, sobald er das Wasser berührte. Noch größer aber war ihr Staunen, wenn ich selbst, nach heimlicher Unterbrechung des Stromkreises, in das Wasser greifen konnte. Das war ein ganz großer Zauber, und so stieg unser Ansehen gewaltig.

Doch hatte das für mich als Arzt auch einen gewissen Nachteil, denn der Zuspruch zu meiner Behandlungsstunde wuchs ganz unheimlich. Meist waren es arme Kerle, die am Guineawurm litten, jener furchtbaren Wurmkrankheit, die, von Westafrika eingeschleppt, ganze Länderstrecken befallen und unzählige Menschen zu Krüppeln gemacht hat. Die Würmer kommen durch Trink-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wasser in den Körper des Menschen, entwickeln sich hier, durchwandern ihn, setzen sich meist in den Gelenken fest und bringen sie zur Eiterung und Versteifung. Sonst waren es großenteils Beinschäden, die der Behandlung bedurften, denn die von den Zauberern angewandten Mittel verschlimmerten nur die oft böse aussehenden Wunden.

Im allgemeinen heilt dort drüben alles recht gut und schnell. Offenbar spielt die ungeheure, andauernde Sonnenbestrahlung dabei eine bakterienvernichtende Rolle, sonst müßte bei dem herrschenden Schmutz alles eitern. Hierzu kommt die große Widerstandskraft der Schwarzen Wunden gegenüber, während ihnen bei organischen Krankheiten jeder Wille zum Gesundwerden fehlt, weil sie sich verhext glauben. Ich betone: der Wille zum Gesundwerden. Dieser spielt eine sehr viel größere Rolle in der Medizinerei, als man im allgemeinen glaubt. Wir wissen ja selbst aus Erfahrung, daß der Arzt, zu dem der Kranke Vertrauen hat, ihm eher hilft als ein weit klügerer Arzt, der aber kein Zutrauen genießt. Bei den Schwarzen geht es so weit, daß sie vielfach erklären, sie müßten sterben, dann auch gar keinen Versuch machen, sich innerlich aufzurichten, und dadurch oft ganz geringfügigen Krankheiten erliegen. Dr. Kandt erwähnt in seinem wundervollen Buch „Caput Nili" eine ganze Reihe derartiger Beispiele, und ich selbst habe auch solche Fälle beobachtet.

Hier passierte ein Krankheitsfall, der mir wirkliche Sorgen machte. Einer der Träger hatte am Oberschenkel eine dicke, glühendheiße Geschwulst, die sichtlich mit Eiter gefüllt war. Schon seit mehreren Tagen litt er daran, ohne daß er sich bei mir vorgestellt hätte. Ich untersuchte ihn und machte dann den Schnitt. Erst schoß eine Menge dünnflüssigen Eiters mit Blut gemischt im hohen Bogen heraus, dann aber kam Blut, reines rotes Blut, und spritzte im Takt in hohem, fast fingerdickem Strahl. Das war die große Beinschlagader! Nicht ich hatte diese etwa an-



Ein Elefant wird zerwirkt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

geschnitten, sondern sie war bereits vom Eiter durchfressen gewesen. Griff ich nicht schnell ein, so verblutete der Mann in einigen Minuten — was ihm übrigens mit Sicherheit geschehen wäre, wenn die Geschwulst von selbst geplatzt wäre. Mit Hilfe meines Reisegefährten gelang es mir, die Schlagader zusammenzupressen, und nach Anlegung eines festen Verbandes stand die Blutung. Bei Tagesanbruch suchte ich am nächsten Morgen den Kranken auf, und zu meinem Schrecken fand ich, daß der ganze Verband durchgeblutet, außerdem offenbar von unkundiger Hand abgenommen und wieder angelegt worden war. Es stellte sich dann auch heraus, daß ihm ein Gefährte gegen den Druck der festen Bindenlagen hatte Abhilfe schaffen wollen. Beim Lockern war das Blut herausgeschossen, und da hatte er denn, so gut und schlecht er es konnte, die Binden wieder umgelegt. Als ich nach zwei Tagen den Verband wechselte, stand nicht nur die Blutung, sondern auch die Eiterung war verschwunden, und nach weiteren acht Tagen lief der Mann wieder herum, als wäre er nie krank gewesen.

Ein Fall ist bekannt, daß ein Träger, der einen frischen Schädelbruch hatte, zwei Monate lang auf seinem zerschlagenen Gedankenfach eine Last von 60 Pfund trug, ehe er einen deutschen Arzt um Hilfe gegen seine „Kopfschmerzen" anging. Solcher Beispiele gibt es unzählige. —

Hier am Nil hätten wir beinahe einen unserer freundlichen Lagergenossen, unsern Graupapagei, verloren.

Das Tier war ungemein zahm und marschierte oder flatterte den ganzen Tag über im Lager herum, machte sich unnütz, besuchte mit Vorliebe den Koch, bei dem er immer etwas zu fressen fand, oder kam in die Zelte gewackelt, untersuchte alles genau. Den Hühnern und namentlich den Hähnen hatte er bald alle Gefühlsäußerungen abgelauscht, und mein strenges Verbot, keine Hähne im Lager zu halten, da ich das Krähen durchaus nicht leiden kann, wurde wirkungslos, denn „Goko" konnte krähen

und tat es mit Vorliebe, wenn wir nach langem Jagdritt etwas ausruhen wollten.

Da er gar nicht scheu war, hatten wir ihm die Flügel längere Zeit nicht mehr beschnitten, und das wäre ihm beinahe zum Verhängnis geworden. Wohl verleitet durch die vielen vorüberstreichenden Vögel regte auch er, gerade als er am Steilufer des Nils stand, seine Schwingen und flatterte los. So recht ging es aber nicht; er war wohl des Fliegens zu sehr entwöhnt und etwas zu dick, kurz, er kam dem Wasser immer näher. Krampfhaft flatterte er, aber er schien verloren. Da kam er scheinbar in eine stärkere Luftströmung. Diese ausnutzend, schlug er einen Haken nach dem Ufer zu. Mit angestrengtem Flügelschlag arbeitete er sich dicht über den Wasserspiegel hin, gerade über den Kopf eines auftauchenden Krokodils, das ihm sofort folgte, und endlich gelang es dem geängstigten Vogel, noch einen Busch zu erreichen, der am Wasserrand stand. Der Gefahr, die ihm von dem Krokodil drohte, wohl bewußt, kletterte er in den Zweigen nach oben und begrüßte uns mit freundlichem Ruf, als wir herabstiegen, ihn zu holen. So aufgeregt habe ich ihn sonst nie gesehen, immerzu plapperte er, wollte wohl erzählen, wie Schreckliches er durchgemacht hatte.

Hatte ich auf unserer ganzen bisherigen Reise recht viel Jagdglück gehabt, so schien es hier besonders groß zu werden. Schon am Tage, nachdem ich die beiden Elefanten umgelegt hatte, schoß ich einen starken Mähnenlöwen auf dreißig Schritt, als er mich, aus dem Schilf tretend, ganz erstaunt anäugte; und auch mein Wunsch, ein Breitmaulnashorn zu schießen, ging in Erfüllung. Allerdings hatte ich seinetwegen Tag für Tag weit in die Durststeppe hinauszuwandern, ehe es mir endlich gelang, an den Burschen, dessen Fährte wir fast jeden Morgen in der Nähe des Lagers spürten, heranzukommen.

Bezeichnend ist es für die Beobachtungsgabe meiner Jäger, die ich von Englisch-Ostafrika mit hierherge-

nommen hatte: Sie wußten nur, daß ich ein Nashorn schießen wollte; der Unterschied zwischen den beiden Arten war ihnen natürlich unbekannt. Als wir nun an den gefällten Burschen herantraten, erklärten sie sofort: „Das ist ja ein Nilpferd mit Hörnern", also war ihnen sogleich das breite Maul des Tieres im Gegensatz zu der spitzen Oberlippe des Ostafrikaners aufgefallen. Um so bemerkenswerter ist das deshalb, weil offenbar sehr viele Europäer dieses Tier schon erlegt, aber den Unterschied nicht festgestellt hatten, bis Powell-Cotton 1906 auf den Unterschied aufmerksam machte und damit das für ausgestorben gehaltene Tier neu „entdeckte".

Erlegt hatte ich nun das Tier, aber ein Bild wollte ich auch von dem lebenden haben. Einer meiner Reisegefährten, dem Diana gar nicht recht hold war, bat mich, doch einmal mit ihm zu kommen, er wollte von meinem „Dusel Nutzen ziehen". Gern ging ich darauf ein, und richtig, an diesem Tage kamen wir wieder an Nashörner. Es gelang mir, Aufnahmen zu machen, ja, sogar ein Porträt des Tieres, kurz ehe es verendete.

Ich muß offen gestehen, daß ich bei diesem Bild doch etwas aufgeregt war, obgleich mein Freund mit schußfertiger Büchse dabeistand. Denn jeden Augenblick konnte das Tier wieder hochspringen, und auf die kurze Entfernung hätte es mich leicht überrannt, wer weiß, ob es meinem Gefährten gelungen wäre, im Augenblick den tödlichen Schuß anzubringen.

Mit einem Nashorn ist nicht zu spaßen. Es ist nicht etwa ein plumper, schwerfälliger Bursche, als welcher er im allgemeinen den Besuchern der Zoologischen Gärten erscheint, sondern ungemein behende. Will man es einholen, so braucht man schon ein gutes Pferd. Dementsprechend ist es im Angriff sehr schnell heran, denn man darf nicht vergessen, daß die Tiere gern im Dickicht leben. Hier sind sie dem Jäger unbedingt überlegen, namentlich falls sie angeschossen sind. Ruhig warten sie,

zornerfüllt, wenn sie sich verfolgt wissen, an geeigneter Stelle, das heißt an einem Platz, an dem ihnen der Wind von der eigenen Fährte zuweht. Das erreichen sie dadurch, daß sie unter Wind des Weges, den sie gekommen sind, einen Widergang machen. Folgt nun der Jäger ohne genügende Vorsicht der Schweißfährte, das heißt der Blutspur, die das angeschossene Tier hinterlassen hat, so muß der Wind dem im Hinterhalt lauernden Tier den Todfeind verraten. Auf ihn, den ahnungslosen, stürzt es sich, wirft ihn zu Boden, rennt ihm das furchtbare Horn durch die Rippen, schleudert ihn in die Luft und zerstampft ihn. Sogar berittene Jäger greift es zuweilen an, und in Südafrika ist es vorgekommen, daß ein weißes Nashorn ein Pferd auf seine mächtigen Hörner genommen und mitsamt dem Sattel durchbohrt hat. Ich betone den Fall, da vielfach angenommen wird, daß das Rhinoceros simus ein harmloser Geselle sei.

Auch meine Gefährten hatten in den Wochen, die wir hier, in der Nähe des Orrasumpfes am Nil lagerten, reiche Beute gemacht, und so zogen wir ein Stück Weges weiter nordwärts.

Durch wasserlose Wildnis

Öder wurde die Landschaft, jetzt in der Trockenzeit hatten die Steppenbrände, deren Rauchfahnen wir bei Tage erblickten, deren gewaltige Feuerscheine bei Nacht den Himmel blutrot färbten, alles trockene Gras in schwarzgraue Asche verwandelt. Tote Flächen lagen vor uns, aus denen einsam und verlassen einige Palmen ragten. Nur in Senken, wo Sümpfe lagen, lockte frischeres Grün.

Wild fand sich zahlreich, namentlich große Herden der schönen gelbfarbenen Weißohrantilopen, daneben Wasserböcke, Riedböcke und die zierlichen Oribiantilopen. Hier und dort spürten sich auch ein einsamer Büffel, Löwen und Leoparden, und vielfach zeigte die Asche die mächtigen runden und ovalen Fußabdrücke der Elefanten. Der Nachttau zauberte aus dem Leichentuch der Natur schnell aufsprossendes Gras, das neben der salzigen Asche besonders gern vom Wild aller Art angenommen wurde.

Nirgends ein Flußlauf, der dem Altvater Nil Wasser zugeführt hätte. Das war böse für die hier lebenden Eingeborenen, deren Dörfer wir nun mehrfach fanden. Stundenweit mußten sie das Wasser vom Strom herholen, wollten sie sich nicht, wie wir selbst meist taten, mit dem Lehmschlamm begnügen, der durch Graben aus dem Boden gewonnen wurde.

Unsere zoologischen Sammlungen hatten sich durch die Gehörne, Elefantenzähne und vielen Tierhäute sehr ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

mehrt. Die Träger reichten daher nicht mehr aus, und so mußten wir solche aus den ansässigen Völkerschaften nehmen.

Bereitwillig halfen uns die Häuptlinge, und meist stand auch die genügende Anzahl zur Verfügung. Aber nie zogen sie weit mit uns, immer nur von Ort zu Ort, offenbar herrschte vielfach Fehde unter den Nachbarn.

Erstaunlich war die Kraft der neuangeworbenen Leute. Sie marschierten mit einer Geschwindigkeit, daß unsere gut eingelaufenen, berufsmäßigen ostafrikanischen Träger vielfach nicht mitkonnten.

Kamen wir in Gegenden, wo kein Wasser durch Graben zu erreichen war, so mußten uns die Dörfler aushelfen. Dabei hatten wir Gelegenheit, die Ansiedlungen genauer in Augenschein zu nehmen. Fast nirgends in der Welt habe ich so saubere Ortschaften getroffen wie hier bei diesen noch halb im Urzustand lebenden Völkern. Kein Grashalm oder gar Unrat lag auf den Plätzen zwischen den einzelnen Hütten und hochragenden Getreidespeichern, allenthalben waren Frauen und Kinder beschäftigt, den glattgestampften Erdboden zu fegen — und mit dem Stock in der Hand, von dem er rücksichtslos Gebrauch machte, überwachte der Häuptling die Straßenreinigung.

Wir selbst nahmen die Wasserverteilung vor, damit sich unsere Träger den Ansässigen gegenüber nicht etwa Übergriffe erlaubten. Damit nun die einzelnen Dörfer nicht zu sehr durch Wasserabgabe geschädigt wurden, teilten wir unsere Safari in der Weise, daß immer ein Teil zum nächsten Dorf zog, während der andere lagerte. Das ging ganz gut zu machen, namentlich wenn die Ortschaften nicht zu weit voneinander entfernt waren.

Meist standen die Dörfer auf Hügeln.

Einmal wäre es bei dieser Gelegenheit beinahe zu einer Schießerei gekommen: während ich mit meinem Teil der Safari an einem kleineren Flecken haltgemacht hatte, waren meine Freunde bis zum nächsten mir sichtbaren gezogen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Dort oben machten sie halt. Plötzlich sah ich drüben ein Durcheinander, alles schien hin und her zu rennen, und kurz darauf gewahrte ich die eingeborenen Träger, die bis dorthin mitgezogen waren, eilenden Laufes den Berg wieder herabkommen. Sobald sie, von mir aus sichtbar, ins Tal gelangten, warfen sie sich zu Boden und kamen, sich dicht auf der Erde haltend, langsam näher, als pirschten sie sich an mich und meine Leute heran. Letztere wurden furchtbar aufgeregt und behaupteten, die mit vergifteten Pfeilen bewaffneten Schwarzen hätten offenbar drüben meinen Gefährten und die übrigen Träger niedergemacht und wollten nun uns überfallen. Möglich war so etwas schon, obgleich es mir nicht so recht einleuchten wollte. Ich ließ deshalb die Lasten schnell in Ringform als eine kleine Mauer aufbauen und legte mich schußfertig dahinter. Als der erste Schwarze, in dem vor uns liegenden Süßkartoffelfeld kriechend, auftauchte, wollten meine Askari sofort schießen; nur mit Mühe hielt ich sie zurück, glücklicherweise, denn es zeigte sich, daß die Eingeborenen gar nichts Böses gegen uns im Schilde führten. Vielmehr hatten sie nur an der Stelle, wo sie vom Dorf aus nicht gesehen werden konnten, ihren lieben Nächsten — die Kartoffeln gestohlen.

Mancher Leser wird glauben, daß wir etwas ängstlich gewesen wären, aber ich sprach mit erfahrenen Reisenden, Deutschen wie Engländern, über diesen Fall, und mehr als einer gestand, daß er wohl geschossen hätte. Mir war das Vorkommnis aber eine Erklärung für so manchen Kampf, der, namentlich in früheren Jahrzehnten, dort drüben durch derartige Mißverständnisse entstanden war, denn man darf nicht vergessen: das Land, durch das wir hier zogen, war bis dahin von Weißen fast noch nie betreten worden. —

Endlich erreichte unsere Safari wieder den Nil. Riesige Papyrusdickichte säumten ihn hier, hin und wieder unterbrochen durch offene Wasserstreifen, Wege für die

Boote der Eingeborenen. Stille Buchten bildeten geradezu Tummelplätze für Flußpferde, ganze Herden dieser plumpen Dickhäuter lagen auf den Schlammbänken oder standen im Wasser, mächtige alte Burschen waren darunter. Eine gute Gelegenheit zur Jagd.

Vom Land war den Tieren schwer beizukommen, deshalb nahm ich unser leichtes Segeltuchboot und fuhr mit ein paar tüchtigen Ruderern hinaus. Bei unserer Annäherung tauchten die Tiere weg, sie mißtrauten mit Recht solchen Fahrzeugen, werden sie doch von den Eingeborenen ständig verfolgt. Sie sind deshalb furchtsam, aber auch bösartig, was ich allerdings erst im Laufe der Jagd merkte.

Wir ruderten langsam, möglichst dicht am jenseitigen Schilfrand hin, dann schob ich mich mit dem Boot in die grüne Halmwildnis ein und wartete. Buntfarbige Teichhühner, deren lange gespreizte Zehen ihnen die Möglichkeit verleihen, über die auf dem Wasser schwimmenden Blätter der verschiedenen Seerosen zu laufen, huschten durch die Halme, Nachtreiher und Rohrdommeln, Ibisse und Klaffschnäbel, Störche verschiedener Arten, Bienenfresser und Eisvögel sorgten für Unterhaltung. Rostbraune Nilgänse, Enten mit großen, roten Schnabelaufsätzen strichen vorüber, den Strom entlang zogen unzählige Falken, und aus den Lüften hallte der helle Ruf des dreifarbigen Schreiseeadlers. Ein Stück weit ab von uns hob sich, ab und zu schnaufend und Wasser ausblasend, ein dicker Kopf aus dem Wasser, Krokodile schwammen langsam vorüber, oft ganz nah, daß man deutlich die grünlich schillernden, tückischen Augen sehen konnte. Die Tierwelt sorgte in ewig wechselnden Bildern dafür, daß uns die Zeit nicht lang wurde.

Ich ließ die Flußpferde, die durch unser Boot erschreckt waren, sich erst beruhigen. Bald kamen sie näher an uns heran. War es Neugier? Besonders ein riesiger Bulle, dessen mächtiges Gebiß mich lockte, zeigte schon gar keine

Scheu mehr, und als wieder sein Schädel hoch kam, erhielt er fast im selben Augenblick die Kugel, leider etwas weit hinten, nicht genau ins Genick oder Gehirn. Mit einem mächtigen Kopfsprung quittierte er sie, fuhr schon nach kurzer Zeit wutschnaufend und brüllend wieder aus dem Wasser. So böse hatte ich bisher nur einmal vor Jahren einen angeschossenen Nilpferdbullen gesehen.

Nun folgte etwas, was mir neu war. Durch das Gebrüll angelockt, tauchten hier und da andere Kibokos auf, nahmen langsam Richtung auf unser Boot. Das war keine sehr angenehme Lage, denn alle die Geschichten von angreifenden Flußpferden, zerbissenen oder hochgeworfenen Booten fielen mir ein. Wie leicht konnte uns das hier passieren, namentlich in diesem gebrechlichen Fahrzeug, doppelt unangenehm mit Rücksicht auf die unzähligen Krokodile, für die wir eine leichte Beute gewesen wären. Meine Ruderer ergriff blasser Schrecken, ganz aschgrau wurden sie, auch mir war nicht behaglich zumute, denn zwischen dem Ufer und uns lag die ganze Breite des Stromes. Hier kam es also zum Kampf zwischen Mensch und Tier, und als wieder ein Kopf hoch kam, knallte es. Gerade hatte ich Zeit gehabt, eine neue Patrone in den Lauf zu schieben, da schoß, kaum zwei Schritte vom Boot, ein gewaltiger Kopf mit weit aufgesperrtem Rachen aus dem trüben Wasser, Blut spritzte mit hoch — das war der alte angeschossene Bulle! In Gedankenschnelle, fast ohne zu zielen, hatte ich die Büchse an der Wange, ein Schuß, und lautlos versank der Riese, die Kugel hatte ihre Schuldigkeit getan. Damit war die Schlacht aber noch nicht gewonnen. Im Gegenteil, nun ging sie erst richtig an. Wir waren vollkommen von erbosten Tieren eingeschlossen, dazwischen tauchten, durch das ausfließende Blut der angeschossenen Tiere angelockt, immer mehr Krokodile auf — eine nette Gesellschaft um uns. Sobald sich nun ein Kopf zeigte, schoß ich. Versank einer ohne Kopfsprung oder wütendes Umsichschlagen, so war er tot, andere warfen,

schwergetroffen, das Wasser hoch, manche brüllten. Da schien es endlich, als ob die Tiere doch den Angriff aufgeben wollten; weiterab tauchten die Köpfe auf. Nur ein Bulle war noch sehr böse auf uns, und als er eben wieder weggetaucht war, zweifellos um unser Boot von unten anzugreifen, ließ ich mit aller Kraft dem Ufer zurudern.

So haben sich meine Leute nie zuvor in die Riemen gelegt, beinahe wären wir vor lauter Eifer gekentert. Hinter uns tauchte, fast an der Stelle, an der wir bisher gelegen, der Riesenschädel hoch, offenbar hatte er einen Luftstoß gegen unser Boot ausgeführt. Als er sich betrogen sah, kam er in voller Fahrt hinter uns her, doch ich war auf der Hut. Gerade zwischen die kleinen runden Lichter erhielt er die tödliche Kugel. Wir aber waren gerettet, und meine Ruderer „Helden"! Lachend standen sie bald am Ufer und spotteten über die im Fluß sich hin und wieder zeigenden Nilpferde.

Ich selbst war mißgestimmt, daß ich mehr dieser Riesentiere hatte schießen müssen, als anfangs beabsichtigt, aber die Eingeborenen, die sich am Ufer gesammelt hatten, strahlten. So leichte Beute hatten sie selten gehabt. Nun brauchten sie nur noch ein paar Stunden zu warten, bis die Wärme die Gase im Körper der Tiere entwickelt, aufgeblasen und ihnen Auftrieb gegeben hatte; dann konnten sie die Früchte der Jagd ernten. Am Abend herrschte reges, lautes Leben am Ufer. In ihren kleinen Einbäumen oder Ambatschbooten — Fahrzeugen, die aus den langen Trieben des ungemein leichten Ambatschholzes zusammengebunden sind — holten sie die Kadaver an Land, um sie zu zerlegen, das Fleisch zum Trocknen in Streifen zu schneiden oder gleich zu verzehren. Mächtige Feuer beleuchteten gespensterhaft dieses gewaltige Schlachtfest. —

Der Ambatschstrauch (Aeschynomene elaphroxylon) findet sich in Afrika an allen Zuflüssen des Nils und weiterhin nach Senegambien. Bis zu einer Höhe von fünf oder sechs Metern schießt er auf. Sein Holz ist derartig leicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

daß aus ihm gefertigte Fahrzeuge, die acht Mann tragen, von einem einzigen Mann auf die Schulter genommen werden können. Für die Nilschiffahrt bildet der Ambatsch eine große Gefahr, denn die Pflanze wurzelt nur lose im Schlammboden, ragt hoch über das Wasser hervor und wird oft, von Strömung oder Wind entwurzelt, davongetrieben. An anderer Stelle faßt der Strauch wieder Fuß, Papyrus und andere Wassergewächse siedeln sich bei ihm an, und so entstehen neue Dickichte, neue Hindernisse für den Verkehr auf dieser Wasserstraße.

Die Eingeborenen selbst jagen die Flußpferde von den leichten Booten aus mit schweren Speeren oder Harpunen, ja, manche schwimmen sogar an die Tiere heran und harpunieren sie vom Wasser aus. Dazu gehört meiner Ansicht nach recht viel Kühnheit, denn nicht nur die Tiere selbst, sondern namentlich die unzähligen Krokodile bringen die Jäger in ständige Gefahr.

Oft ist mir die Frage gestellt worden, welche Empfindungen man in einer solchen kritischen Lage hat. Ich möchte behaupten, daß im Augenblick das Gefühl der Gefahr gar nicht so sehr zum Bewußtsein kommt als hinterher. Die Nerven sind viel zu sehr angespannt, als daß man sonderlich Zeit zu so nebensächlichen Gedanken hätte. Unwillkürlich richtet man alle Sinne darauf, wie man der Gefahr entgehen kann. Aber immer habe ich gefunden, daß man, mehr oder weniger unbewußt, das Richtige trifft. Auch nimmt man sich beim Schuß nicht besonders zusammen, betet sich nicht vor: „jetzt mußt du treffen, sonst ist es aus“, sondern das geht ganz von selbst. Wer natürlich sonst nicht trifft, wird in solchen Augenblicken erst recht vorbeischießen. Anders ist es, wenn man die Gefahr längere Zeit schon kommen sieht, wenn gewissermaßen Ruhepausen eintreten, wie ich es zum Beispiel bei einem Schiffbruch im Eismeer erlebt habe, dann als ich mich auf den Hawaiischen Inseln auf Wildziegenjagd verstiegen hatte und einmal, als im Sudan fünfundzwanzig Büffel auf

mich loskamen. Da hatte ich Zeit zum Nachdenken und handelte entsprechend. Nahm mich aber ein Elefant im Dickicht an, tauchte plötzlich überraschend ein angeschossenes Nashorn auf, dann flog die Büchse an die Wange, und die Kugel saß jedesmal, wohin sie gehörte, und so bin ich bisher mit heilen Knochen davongekommen.

Heißer wurde es von Tag zu Tag. Die Trockenzeit nahte ihrem Ende. Die Regenzeit rückte heran. Auch äußerlich wurden wir daran gemahnt, denn die Eingeborenen brachten die Dächer ihrer Hütten in Ordnung, deckten mit langen Schilfbündeln die schadhaft gewordenen Stellen, bauten neue Hütten, und namentlich wurden die Getreidespeicher, kleine, hüttenähnliche, auf einem Gerüst erbaute Vorratsräume, nachgesehen. Öfter ging schon ein Unwetter nieder, brachte gewaltige Regengüsse, riß alle dürren Blätter von den Bäumen, rüttelte an den Palmen, in denen die Segler ihre Nester hatten.

Der Frühling nahte, die bisher tote Steppe legte über Nacht ein lichtgrünes Gewand an.

Noch einmal wollten wir, ehe wir endgültig den schönen Jagdgefilden Lebewohl sagten, gewissermaßen als Abschluß der Reise, einen großen Trieb machen. Leute hatten wir ja genügend dazu, und Spaß machte ihnen die Sache auch, denn allmählich hatten sie sich die Scheu vor wilden Tieren abgewöhnt. Tauchte unerwartet ein Nashorn auf, so kletterten sie zwar noch immer mit affenartiger Geschwindigkeit auf die nächsten Bäume, unbekümmert um die Dornen, mit denen ja die meisten afrikanischen Gewächse bedacht sind. Da gab es dann hinterher immer viel zu lachen, wenn sie sich gegenseitig die abgebrochenen Stacheln aus ihren Körperteilen zogen. Die übrigen Tiere störten sie weniger, denn die rückten bei dem unvermeidlichen Lärm ja doch immer rechtzeitig aus.

Eine gewaltige, mit Schilf und trockenem Gras bestandene Bodensenkung, die fast bis zum Nil hinreichte, hatten wir uns für den großen Tag ausersehen. Mit halbem Winde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

standen wir drei, leidlich gedeckt, vor, während die Schwarzen einen gewaltigen Halbkreis abschlossen. Askari waren zwischen sie verteilt, die ab und zu einen Schuß abgaben, um einerseits das Wild aufzuscheuchen, anderseits etwaigen Furchtsamen Mut zu machen, denn hin und wieder rief ein Spaßvogel „Simba" (Löwe), und da fiel dann gewöhnlich diesem oder jenem das Herz, in Ermangelung einer Hose, ganz heraus. Knallte es aber, so bekamen sie wieder Mut.

Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen flüchtig die ersten Antilopen. Ein Rudel Weißohrböcke, prächtige Tiere von etwa Damwildgröße. Hin und wieder nach der lärmenden Treiberlinie zurücksichernd, näherten sie sich mir, ahnten nicht die drohende Gefahr. Ich ließ sie ruhig vorüber, unbeschossen, denn es war kein guter Bock dabei. Außerdem hatten wir schon manchen von ihnen zur Strecke gebracht, deshalb wollte ich nicht gleich im Beginn des Triebes auf sie den Finger krumm machen.

Aufmerksam gleitet das Auge hin und her, gespannt lauscht das Ohr auf jedes Geräusch, das Brechen eines trockenen Halmes, ein leichtes Rauschen im Schilf. Jetzt kommt prasselnden Flügelschlages eine Kette Frankoline angestrichen. Hoch die bereitgelegte Schrotflinte, das ist ein Schuß wie daheim auf getriebene Fasanen, bauz, der erste Schuß geht vorbei, aber der zweite, nachgeworfene, reißt einen Hahn aus dem vollen Leben. Ali, mein Jäger, holt ihn schnell, denn sonst finden wir ihn wohl hinterher nicht mehr im Schilf. Da gibt es allerhand kleine Räuber, Katzen und Mangusten, die sich geschickt durchzustehlen wissen, dem Auge des Jägers verborgen, und finden sie auf ihrem Wege so ein Tischleindeckdich, warum sollten sie hungrig vorübergehen?

Da knackt es vor uns, etwas links. Kein Muskel rührt sich. Was wird es sein? Jetzt Stille. Kaum wage ich zu atmen.

„Simba?" flüstert mein Jäger. Sie erwarten immer den König der Steppe, die passionierten Schwarzen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Wieder ein leises Brechen, nun nicht mehr weit. Die Büchse liegt halb im Anschlag, denn oft muß man höllisch schnell schießen, wenn die Tiere die schützende Deckung verlassen und über eine Blöße flüchten. Und da schimmert es gelb. Sollte Ali sich nicht getäuscht haben? Doch — ein kleines Oribiböckchen ist es, das im nächsten Augenblick die Kugel durch einen mächtigen Luftsprung quittiert. Da huscht auch rechts etwas vorüber, gerade kann ich es noch sehen. Wie selbsttätig arbeitet der Repetiermechanismus der Büchse. Hoch fliegt sie. Ein Schuß, und sich überschlagend, bricht ein guter Schirrbock im Feuer zusammen. Das sind heimliche Burschen, wissen sich meisterhaft zu drücken, schleichen wie die Katzen, setzen ihr prächtig kastanienfarbenes, weiß gestreiftes und geflecktes Kleid nicht gern der Gefahr aus. Noch ein paarmal schnellen die langschaligen Läufe, dann überfliegt ein Zittern den Bock. Die schönen samtbraunen Lichter verglasen, schimmern bläulich wie opalisierend. Der Bock ist verendet. Drüben aus der Senke erschallt lautes Geschrei. „Tembo, Tembo, Elefanten", brüllen die Treiber. Das ist noch etwas. Da fällt bei einem der Gefährten ein Schuß. Noch einer, zwei, drei. Sollten ihm die Riesen vor die Büchse gekommen sein? Ali hat es nicht bei mir geduldet. Wie eine Katze ist er auf einen Baum gestiegen, zeigt seitwärts, dort, wo kein Schütze steht. Und nun sehe auch ich eine feine Staubwolke über dem hohen Schilf langsam dahinwandern. In ihr erheben sich von Zeit zu Zeit weiße Reiher, die charakteristischen Begleiter der Elefanten, oftmals ihre Verräter, Verderber.

Seitlich bricht die Herde aus, unbeschossen. Schade. Gern hätte ich das Benehmen der Tiere gesehen, wenn sie unerwartet im Trieb, wo sie ja an sich schon durch den Treiberlärm erregt sind, Feuer bekommen. Vielleicht wäre es mir auch gelungen, eine gute Aufnahme von ihnen zu machen.

Ich werde schnell wieder aus meinen Gedanken gerissen. Flüchtig kommt Wild auf mich zu, in voller Fahrt. Wasser-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

böcke sind es, begleitet von Weißohrantilopen. Die Furcht hat die Rudel vereinigt. Ohne Ahnung der Gefahr stürmen sie fast geradeswegs auf mich los. Erwartungsvoll stehe ich, gut gedeckt. Da, voran ein guter Bock, mit prächtigem, langem Gehörn. Hoch setzt er über einen Busch weg. Da knallt es, und wie vom Blitz getroffen reißt ihn die Kugel nieder, auch den zweiten Bock; fast nebeneinander liegen sie. Unwillkürlich schmunzele ich, wende mich lachend zu Ali: „Die Büchse schießt doch fein!" Da sehe ich ihn große Augen machen. Er deutet nach den Böcken. Sie sind plötzlich scheinbar wieder gesund geworden, flüchten. Mit schnellem Schuß erwische ich noch den Wasserbock, die Weißohrantilope verschwindet aber schon im Schilf.

Sehr geistreich war in diesem Augenblick mein eben noch so strahlendes Gesicht gewiß nicht.

„So eine Sch ....", knirsche ich zwischen den Zähnen, denn ich weiß wohl, wie das gekommen ist: Krellschüsse. Meine Büchse ist auf größere Entfernung eingeschossen. Daran habe ich in der Eile nicht gedacht. So sind die Geschosse auf 50 Schritt zu hoch gegangen, haben den Rand der Wirbelsäule gefaßt und das Tier durch den plötzlichen mächtigen Schlag auf das Hauptnervensystem für einen Augenblick gelähmt, ohne ihm ernstlich Schaden zu tun. Das kenne ich schon aus Erfahrung, das nächste Mal bin ich vorsichtiger.

Weiter geht der Trieb. Bald hier, bald dort ein paar Schüsse. Wildherden brechen durch, Frankoline und Perlhühner streichen vorüber. Langsam nähern sich die lärmenden Treiber. Noch im letzten Augenblick erwische ich einen guten Schirrbock mit starkem, kräftigem Gehörn. Dann ist der Trieb aus.

Auch meine Freunde hatten Weidmannsheil, befriedigt kehren wir ins Lager zurück.

Noch ein Tag zum Packen, Bezetteln der wissenschaftlichen Sammlungen, dann bricht, noch in der Nacht, die Expedition auf. Wir wollen die Kühle ausnutzen, zumal

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

unsere Leute durch die Wochen im Jagdlager des schweren Tragens in der Hitze etwas entwöhnt sind.

Vor uns im Norden leuchtet der Große Bär, dort der Polarstern, gute Freunde, die mir auf so vielen nächtlichen Märschen als Richtmarke gedient haben. Mit ihnen habe ich so manche Stunde Zwiesprache gepflogen. Droben in der nordischen Heimat leuchten sie wie jetzt mir; vielleicht treffen sich dort oben meine Augen mit denen der Lieben in der Ferne.

Ich reite dahin in Gedanken an die Zukunft, die so golden vor mir liegt nach allen den schönen Erfolgen, welche uns die lange beschwerliche Reise gebracht hat. Die Hauptsache ist, daß wir gesund heimkehren — so Gott will.

Alles habe ich um mich vergessen. Ich träume offenen Auges. Da scheut meine „Mula". Mit einem wilden Seitensprung wirft sie sich zur Seite, ein Wunder, daß ich nicht aus dem Sattel komme. Unwillkürlich ein paar Jagdhiebe, dann sehe ich, was das Tier so in Aufregung versetzt hat: da sind kurz vor uns ein paar Elefanten entlang gebummelt und haben unverantwortlicherweise uns ihre gewichtigen Visitenkarten in den Weg geworfen. Das verträgt mein guter Brauner schon bei Tage nicht, geschweige denn bei Nacht. Doch er beruhigt sich wieder.

Ab und zu huscht „spinnend" vor uns ein Ziegenmelker auf, und da, ein Vogelschlag im Busch, laut, melodisch, erst ein paar tiefe Locktöne, schmelzend, dann rollt die Lautreihe: eine Nachtigall. Welch ein Gefühl ist das doch, wenn man so fern der Heimat an den nordischen Frühling mit seinen sprießenden Blumen, den zwitschernden Sängern denkt, an den Frühling, den die Tropen so wenig kennen wie den Herbst. Deshalb nenne ich diese heißen Länder trotz aller Pracht und Üppigkeit doch arm, denn gerade der Wechsel der Jahreszeiten, des Werdens wie des Vergehens, ist es, der für unser Leben so ungeheuer wichtig ist. Wer das nicht selbst empfunden hat, kann es nicht verstehen. Es ist, wie wenn neues Leben unsere Adern durch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Schreiseeadler am Horst

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

strömte, wenn wir, aus den sengenden Sonnenländern des Südens kommend, in den nordischen Frühling versetzt werden.

Unvergeßlich wird mir in dieser Beziehung eine Fahrt sein, die ich mit den beiden bekannten Gelehrten, den Professoren Kräpelin, vor nunmehr zwanzig Jahren machte. So wie ich kehrten sie aus Ceylon und Java zurück. Wir hatten uns satt gesehen an der Wunderpracht dieser gottgesegneten Länder. Aus dem Gotthardtunnel kamen wir in die Schweiz, und hier sproßte und blühte alles in herrlichster Frühlingspracht. Noch lag teilweise Schnee auf den Matten, dazwischen die leuchtenden Farbenflecke des jungen Grüns, Primeln und Krokus. Nicht satt konnten wir uns sehen, wie Kinder zeigten wir einander die Pflänzchen. Vergessen war die tropische Märchenpracht. Jedes Blümchen hier war uns wie ein lieber Freund, gekommen, uns zu begrüßen. Hier fühlten wir uns daheim. Alles, was hinter uns lag, war nur die Fremde, ein schönes Bild, das man in Erinnerung, aber nicht im Herzen bewahrt. —

Lichter wird es um uns, schnell, der Tag bricht ohne Übergang an. Und nun ändert sich auch die Umgebung. Nicht mehr auf weichem Grasboden, sondern über steiniges Geröll reiten wir. Glitzernd flimmern der Berghang, die Felsen, wie übersät mit unzähligen Brillanten; fast blendet das Gleißen unser Auge, so glimmerhaltig ist alles um uns. Nie bin ich durch eine ähnliche Gegend gekommen.

Dann wieder nimmt uns Dickicht auf. Unentwirrbare Schlingpflanzen haben Buschwerk und Bäume übersponnen, wie grünes Lametta hängen die feinen hellblätterigen Ranken, die Würger ihrer Wirte; den ganzen Wald drohen sie umzubringen. Und nun biegen wir rechts ab, folgen einem vielfach betretenen Wildwechsel. Höhere Bäume ragen vor uns, reicher, üppiger wird der Pflanzenwuchs. So sieht es nur an Flußläufen aus. Jetzt öffnet sich die Landschaft. Ein breites, silberglänzendes Band gleitet schweigend vorüber: der Nil.

Ein paar Eingeborenenboote liegen am Ufer; durch vorausgesandte Läufer haben wir sie bestellt. Ausruhend erwarte ich die ganze Karawane, lasse hier aufschließen, denn gar mancher hat dem flotten Marschtempo nicht folgen können, ist zurückgeblieben. Fast eine Stunde dauert es, bis alle heran sind. Inzwischen sind schon eine Anzahl Lasten hinübergebracht worden. Alles überwache ich, denn auf mir ruht hier die Verantwortung allein. Meine Freunde sind auf kürzerem Wege im Faltboot vom letzten Lager nach unserm Ziel, Nimule, gerudert.

Bootsladung um Ladung kommt und geht. Als letzter steige ich ein mit dem kostbarsten Teil der Sammlung; sie will ich nicht aus der Hand geben. Das Boot ist etwas schwer belastet, wohl zu schwer, so daß meine Ruderer es nicht so recht vorwärts bringen. Die Strömung ist stärker, als sie gedacht haben; wir treiben ab. Gern möchte ich eingreifen mit Rudern, aber ich kann mich in dem schwer im Wasser liegenden, kippeligen Einbaum nicht bewegen, sonst schöpft er Wasser, versinkt. Tatenlos sitzen meine Leute; der Fatalismus hat sie scheinbar gelähmt. Schon hat uns die reißende Strömung gepackt, führt uns schnell davon, dem Verhängnis entgegen. Dort unten, gar nicht weit, stürzt der Nil steil über die Felsen, als mächtiger Katarakt schäumt er über die Granitbarre. Da gibt es keine Rettung; das Fahrzeug, das in diesen Hexenkessel kommt, ist verloren.

Durch so viele Gefahren bin ich nun im Laufe der langen Monate glücklich gekommen, blieb verschont von schweren Krankheiten und Unglücksfällen, und hier noch soll das Verhängnis mich packen, und ich kann nichts dagegen unternehmen? Schon überlege ich, ob ich nicht, um wenigstens das Leben zu retten, meine Sammlungen ins Wasser werfen und auf diese Weise das Boot entlasten soll; dann denke ich daran, ins Wasser zu springen, um schwimmend das Ufer zu erreichen, doch die vielen Krokodile, deren zackige Rücken ab und zu auftauchen, sind keine angenehmen Badekameraden. Da schießt ein Ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

geborenenboot längsseits heran, ein alter Mann und zwei jüngere stehen darin. Sie haben die große Gefahr, die uns droht, erkannt, schon steigen einige von unsern Leuten in ihr Boot, sie selbst übernehmen die Führung des unsrigen. Mit kräftigen Schlägen treiben sie es vorwärts, dem Ufer zu. In der Ferne höre ich schon die Fälle donnern, sehe eine feine Wasserdampfwolke über dem Nil, von dort unten droht Freund Hein. Und plötzlich gleiten wir am Ufer entlang, stromaufwärts. Die Gefahr ist gebannt, fast schon vergessen.

Langsam erreichen wir den Landungsplatz, ein Händedruck, ein großes Geschenk, über das die einfachen Fährleute ganz erstaunt sind; was sie getan, achten sie nicht sonderlich, war ja ihre Pflicht, für die sie der „große weiße Herr" bezahlt. Mit lautem Geschrei begrüßen uns die Träger. Ich schwinge mich in den Sattel, noch ein Stündchen Ritt, und ich sitze bei dem englischen Bezirksbeamten von Nimule mit meinen Freunden. Wir sind wieder in einem europäisch eingerichteten Haus, lesen Zeitungen, blättern in Monatsheften. Mitten aus der Wildnis heraus sind wir in die Kultur versetzt. Ein schöner Abschluß nach der Reise in das so wenig bekannte Land Lado, nach der Gefahr, der ich eben um ein Haar entronnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Im Lande der Latuka

Mit dem Erreichen von Nimule war unsere eigentliche Jagdexpedition zu Ende. Von nun an konnten wir wenigstens für eine kurze Strecke nicht mehr dem Laufe des Nils selbst in unmittelbarer Nähe folgen, sondern hielten uns einige Kilometer östlich. Hier waren, da wir auf den Höhen hinzogen, nicht so viele Wasserläufe zu überschreiten, die von den Hängen der Gebirge kommend, sich auf dieser Seite in den Nil ergießen. Auch konnten wir hoffen, leichter Nahrungsmittel für unsere große Trägerzahl zu bekommen, keine Kleinigkeit bei der herrschenden Hungersnot.

Wir zogen im Lande der Latuka dahin. Erinnerungen traten auf an Baker, der hier so manchen Strauß zu bestehen, der Unzuverlässigkeit der Bevölkerung wegen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Zwar gaben die Eingeborenen auch uns nicht gern von ihren Vorräten, aber vom Distriktkommissar war strenger Befehl ergangen, für unsere Leute das zu liefern, was wir notwendig brauchten. War wirklich einmal ein Dorfoberhaupt etwas widerspenstig, so traten unsere Askari in Tätigkeit. Die Seitengewehre, die sie längst nicht mehr umgeschnallt getragen hatten, wurden hervorgeholt, womöglich auf die Gewehre gesteckt. Das half, nie mehr dauerte es lange,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

da trafen die Züge der Weiber und Kinder ein, die Proviant zum Markte brachten.

Die Bauart der Hütten unterschied sich von der auf dem linken Ufer des Nils herrschenden: der Unterbau war in der Weise hergestellt, daß dicke Knüttel kreisförmig in den Erdboden gerammt und die Zwischenräume mit Steinen ausgefüllt und mit Lehm verschmiert waren. Vielfach war aber auch, namentlich weiter nördlich, die ganze Ringmauer des Hauses aus Steinen errichtet, auf der sich das spitze Stroh- oder Schilfdach erhob. Die Dächer, aus fünf und mehr dicken Lagen bestehend, liefen in eine lange Spitze aus. Der Eingang zu den Hütten war sehr niedrig, so daß man beinah kriechen mußte, um hineinzugelangen. Neben jeder Hütte befanden sich ein oder zwei kleinere Gebäude von etwa zwei Meter Höhe und Durchmesser, gleichfalls aus Steinen und Lehm gebaut und mit dichten Schilflagen gedeckt. Es waren dies die Getreidespeicher.

Während der Trockenzeit hatten die Eingeborenen keinen Wert auf guten Zustand ihrer Baulichkeiten gelegt, und der Sturm hatte von manchem Dach ein Stück weggerissen; vielfach werden die Termiten auch das ihrige zum Verfall beigetragen haben. Jetzt, da sich allenthalben am Horizont dunkle Wolken zusammenballten, allabendlich ununterbrochen Wetterleuchten ein herrliches Feuerwerk abgab, dachten sie an die Zukunft und besserten gründlich alle schadhaften Stellen aus. Und es wurde Zeit, denn die Regenzeit nahte mit Macht. Plötzlich einsetzende gewaltige Regenschauer durchnäßten uns in Sekunden, verwandelten die Wege in Moräste. Weithin stand das Wasser auf dem undurchlässigen lehmigen Boden, der natürlich spiegelglatt wurde. Eine Plage für die Träger, die mit ihren nackten Sohlen oder absatzlosen Sandalen wie auf frisch gebohnertem Parkett gingen. Alle Augenblicke lag einer von ihnen mit der schweren Last im Dreck. Auch uns blieb das nicht erspart, denn unsere Maultiere waren an solchen Boden

nicht gewöhnt. Aber schlimm war es nicht. Eine Viertel-, eine halbe Stunde goß es wohl, der Regen floß auf dem roten zähen Lehm schnell ab, dann brach die Sonne durch und trocknete die Kleider wieder. Unangenehmer war die drückende Schwüle, die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft. Nie hatten wir auf der ganzen Reise so unter Hitze gelitten wie hier.

Die gelegentlichen Regenfälle wirkten auf die Natur geradezu Wunder. Allenthalben schoß über Nacht mit beispielloser Schnelligkeit das frische Grün aus dem Boden. Wo noch alte, verdorrte Grasflächen standen, den jungen Wuchs zu ersticken drohten, da halfen die Eingeborenen mit Feuer nach, um Luft zu schaffen. Tagtäglich sahen wir die langen gewaltigen Rauchfahnen gen Himmel wehen, schwarz, rot und gelb. Gespensterhaft beleuchteten sie nachts die Landschaft. Stundenlang wanderten die ungeheuren Brände langsam dahin, bald vom Wind getrieben, bald langsam sich weiterfressend. Dann erstarben sie, um, von einem plötzlich aufspringenden Sturm weitergeschleudert, an anderer Stelle von neuem zu zünden, verzehrend, Luft und Licht spendend.

Knatternd und prasselnd züngeln die Flammen weiter, oft mit unheimlicher Geschwindigkeit. Was an Getier nicht fliehen kann, also vor allem alles Ungeziefer, seien es Skorpione, Tausendfüßler, Schlangen, Zecken, ekles und nützliches Gewürm, alles fällt ihnen zum Opfer. Auch manches Vogelnest, in dem ein früher Brüter bereits das Brutgeschäft begonnen hat. Größere Tiere, namentlich Säugetiere, haben, falls sie nicht krank sind immer Zeit, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Vielfach sieht man die Antilopen einfach durch den Feuergürtel schreiten, denn meist ist es nicht eine gewaltige Fläche, welche die Flammen einnehmen, sondern ein aufzuckendes, weiterlaufendes, allerdings oft viele Kilometer langes Band, das sich gierig weiterfrißt, alle trockenen Halme und Stengel ergreift, die knackend und prasselnd von ihm verzehrt werden. Hier und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dort läuft es um einen Busch, eine kleine, grüne Stelle herum, die dann einsam und verlassen aus dem schwarzgrauen Leichentuch der Landschaft ragt.

Gering ist der Schaden, den die Wälder durch diese Steppenbrände erleiden. Wohl schwärzt sich der untere Teil der Stämme, auch ein Teil der Blätter wird versengt, aber der nächste Regen zaubert schnell neue hervor. Außerdem ist ja das lebende Holz der dortigen Bäume meist so wenig harzhaltig, daß es kaum ankohlt.

Anders ist es mit gestürzten Stämmen. Sie haben oft monatelang in der Sonnenglut gelegen, sind völlig ausgedörrt, und in ihnen findet die Glut willkommene Nahrung. Doch sie flammen nicht hell auf, sondern geraten an einer Stelle ins Glühen, glimmen langsam weiter, bis der wandernde Funke in tagelanger Arbeit den ganzen Stamm verzehrt hat; er fällt in sich zusammen, und nur ein breiter, silberweißer Aschenstreifen zeigt noch, wo vor wenigen Tagen ein gestürzter Baum gelegen.

Diese leicht dampfenden Stämme sind den wandernden Eingeborenen sehr willkommen. Hier finden sie gleich Glut, die sie mitnehmen können. Sie brechen einen dicken Ast, der ins Glimmen gekommen ist, ab und nehmen ihn mit sich. So sparen sie sich auch die Mühe, mit Stein und Lunte oder gar durch Reiben trockenen Holzes Feuer anzumachen.

Hatte der Nil bisher eine breite Fläche gebildet, so drängen sich wenige Tagereisen nördlich von Nimule die Ufer enger aneinander, die Berge treten näher heran. Steinrippen laufen als wild durcheinandergeworfenes Geröll quer durch den Strom. Es entsteht eine ganze Reihe von Stromschnellen, die für diesen Teil des Flusses wohl für alle Zeiten, namentlich bei Flachwasser, ein Hindernis für die Schiffahrt bilden werden. War die Zahl der Zuflüsse bisher gering, so schicken die Berghänge jetzt eine Unzahl von Rinnsalen dem Mutterstrom zu, die namentlich zur Regenzeit reiche Nahrung spenden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Von der Höhe der Berge sehen wir ab und zu das leuchtende Silberband des gewaltigen Stromes im Westen glitzern, aber erst bei dem Fort Berkeley erreichen wir wieder sein Ufer und wandern die beiden letzten Tage unseres Marsches am Strom entlang.

Hier sollten wir zwei Begebenheiten erleben, die uns das Rätsel, das die Negerseele für uns Europäer bildet, so recht vor Augen führte. Einer der Träger, die bereits seit Ostafrika, also neun Monate, mit uns marschiert waren, Freud und Leid geteilt hatten, ließ plötzlich allen seinen sauer erworbenen Lohn im Stich — denn er hatte bisher nur einen verhältnismäßig geringen Teil ausgezahlt erhalten, der Rest stand bei uns gutgeschrieben —, warf seine Last heimlich weg und floh. Was ihn dazu veranlaßt hat, wußte niemand zu sagen. Erst glaubten wir, daß die Latuka ihn umgebracht und weggeschleppt hätten, aber da seine Last unversehrt gefunden wurde, auch keine Fährte oder Blutspur dafür sprach, daß er einem Löwen zum Opfer gefallen war, durfte als ausgeschlossen gelten, daß er ums Leben gekommen war. Vielleicht war es ein kleines Latukamädchen, das sein Herz entflammt und ihn zu der unüberlegten Tat veranlaßt hatte. Möglich ist es. Wir haben es trotz sofort auch durch die englischen Behörden angestellte Untersuchung nie ermitteln können. Der Mann blieb verschwunden.

Am gleichen Tage erlebten wir einen regelrechten Streik. Die Träger, die uns bisher treu gedient, immer gutwillig alle ihre Obliegenheiten erfüllt hatten, verweigerten die Arbeit. Sie wollten nicht das für das Lager notwendige Holz aus dem allerdings etwas abseits gelegenen Wald holen. Wie sie sich das Abkochen dachten, war ihnen wohl selbst nicht klar. Es war zu befürchten, daß die Leute in die Häuser der Latuka eindringen und „sich selbst versorgen" würden. Da half es nichts, es mußte durchgegriffen werden, und als die Askari den Hauptverbrechern mit dem Kiboko eine Tracht verabfolgt hatten, machten die andern lange

Beine. Das Lager war in kurzer Zeit reichlich mit Holz versehen. Alle Mann waren wieder lustig und guter Dinge, als wenn nichts gewesen wäre. Nur einige Dumme rieben sich die Kehrseite — die Prügel hätten sie sich sparen können.

Am 22. März erreichten wir Gondokoro, die Grenze des Sudans. Gäbe es eine Chronik dieses Ortes, so würde man staunen, über das, was darin verzeichnet stände; mit Blut wäre jede Seite geschrieben. Hart am Rande der Wildnis gelegen, ist es der Übergangsort. Bis hierher sind voraussichtlich schon vor Jahrtausenden Handelsexpeditionen vorgedrungen. Hier hatten österreichische Missionare ihre erste Tätigkeit entfaltet. Weiter nach Süden war ihnen von den streitbaren Völkern der Weg versperrt. Erst in neuerer Zeit sind von Uganda her die Glaubensboten gekommen. Ein mörderisches Klima, feindliche Bevölkerung hatten die früheren Missionare gezwungen, ihre Tätigkeit aufzugeben. Denn hier war vor mehr als einem halben Jahrhundert noch der Hauptplatz der Sklavenhändler. Von hier gingen ihre Streif- und Jagdkorps aus, fielen mordend und raubend in die Dörfer nah und fern. Nach Gondokoro schleppten sie ihre unglücklichen Opfer, ehe sie diese in die engen Nilbarken pfropften, um sie auf langer, trostloser Fahrt durch fieberschwangere Sümpfe, glühende Wüsten zum Sklavenmarkt nach Khartum zu verfrachten.

Welche Ströme von Tränen, welche Bäche von Menschenblut, welch namenloses Weh hat dieser kleine Platz gesehen. Heute sind diese Zeiten der Grausamkeit und Räuberromantik vorbei. Jetzt gehen Vergnügungsdampfer bis hier hinauf, Weltenbummler, Großstadtmenschen, die ihre durch überfeinerte Kultur erschlafften Nerven auf einer Spritzfahrt in die Wildnis aufpeitschen wollen, besuchen den unansehnlichen Platz, der an sich nichts Sehenswertes bietet, aber heute schon eine große handelspolitische Rolle spielt. Dereinst wird er als Umschlagplatz, namentlich wenn erst die regelmäßige Verbindung Kap—Kairo hergestellt ist,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gewiß einen gewaltigen Aufschwung nehmen. Bis hierher dürfte der vom Süden vorfühlende Schienenstrang gezogen werden, um die Reisenden, Waren und wohl auch Truppen auf die Dampfer zu verladen, die vom Norden, von Khartum kommend, die Verbindung mit diesem letzten Punkt nördlicher Kultur herstellen.

Von hier an ist der Nil auf mehr als 900 Kilometer schiffbar. Regelmäßig laufen die Regierungsdampfer, dazwischen aber auch kleinere, griechischen Kaufleuten gehörige, sowie eine große Anzahl Segelschiffe, die wohl in gleicher Weise wie vor Jahrhunderten den Verkehr vermitteln.

Hier in Gondokoro trafen wir einen ungarischen Reisenden, der gleichfalls von einer Jagdexpedition zurückkehrte.

Am nächsten Tage mußte der Regierungsdampfer eintreffen. Mit ihm hofften wir in aller Behaglichkeit nach Khartum zu fahren. Doch der Postmeister, der wohlweislich telephonisch — wir merkten, daß wir im Banne der Kultur waren — angefragt hatte, machte uns die betrübende Mitteilung, daß der Dampfer übervoll sei, also eine Mitreise ausgeschlossen erscheine. Da saßen wir nun an der Schwelle der „Zivilisation“ und konnten nicht hinüber, denn zu Fuß weiter nordwärts zu wandern, hätte doch gewaltige Schwierigkeiten gemacht. Erstens standen wir am Anfang der Regenzeit, die in jenen Gegenden doppelt unangenehm ist, da entlang des Nils viele, viele Meilen weit sich ungeheure Sümpfe ziehen, die schon in der Trockenheit keinen angenehmen Aufenthalt bilden, denn neben der Nässe gibt es hier Moskiten in einer Anzahl, von der sich ein Europäer, der diese Gegend nicht besucht hat, keine Vorstellung machen kann. Der Himmel verdunkelt sich tatsächlich, wenn diese Quälgeister sich erheben. Auch hatten wir gar keine Lust, hier noch am Schluß der Reise uns eine kräftige Malaria zu holen. Dann kam die Bevölkerung. Da wohnen die Berri, die von früher her nicht gerade den besten Ruf genießen, und weiterhin die Nuër. Sie sind am Fluß selbst,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wo die Hand der Regierung sie immer leicht fassen kann, ganz hübsch brav, weiterhin im Innern aber sind sie doch oft recht ungemütlich.

So mußten wir diesen Plan aufgeben. Etwas verstimmt saßen wir beim Tee. Da meldete sich ein griechischer Kaufmann, Vertreter von Angelo Kapato, der vor Jahren meine Expedition nach dem Blauen Nil mit dem Nötigen versehen hatte, und fragte an, ob wir seinen Dampfer nach Khartum haben wollten. So eine Frage! Ich glaube, wenn wir nicht uns schnell gefaßt und ein uninteressiertes Gesicht gemacht hätten, so wäre es dem Mann ein Kleines gewesen, von uns doppeltes Geld zu erzielen. So taten wir ihm scheinbar einen Gefallen, „erlaubten" auch noch, daß ein paar von ihm beladene Nugger (flache Lastboote) seitlich an dem Dampfer befestigt wurden, in die auch wir einen Teil unseres Gepäckes verluden, und machten uns bald daran, alle Lasten einzuschiffen.

Das war ein Glücksfall, ein schöner Abschluß der langen Reise. Jetzt brauchten wir nicht mit dem überfüllten Regierungsdampfer zu fahren, waren nicht den unzähligen, mehr oder weniger klugen Fragen neugieriger Mitreisenden ausgesetzt, die sonst mit Sicherheit über uns niedergegangen wären, sondern konnten in aller Gemütsruhe die neun Tage währende Fahrt genießen, unsere Koffer und Sammlungen umpacken, nachsehen, ob auch alles in Ordnung, nichts durch die letzten Regengüsse der Gefahr des Verderbens ausgesetzt war. In Mußestunden konnten wir aber auf bequemem Liegestuhl so recht faulenzend die vorübergleitende Natur genießen, brauchten uns nicht mehr um Lebensunterhalt von mehr als hundert Mann zu kümmern, sondern nur für das eigene Wohl zu sorgen, denn unsere Träger marschierten von Gondokoro aus unter Führung des Njampara in die Heimat zurück.

Alle die Völker aber, deren Länder wir durchfuhren, die Tierwelt, die an den Ufern des heiligen Nils lebte und webte, sollten für Unterhaltung sorgen. Beim Anblick der

Ortschaften, an denen hier und da gelandet wurde, tauchte die Erinnerung auf an vergangene Zeiten, in denen Sklavenjagden, Mord und Raubzüge an der Tagesordnung waren, an die Jahre, in denen der Mahdi die Geißel schwang, Millionen Menschen hinschlachtete, verhungern ließ, unter dem Deckmantel des „Kampfes für eine reine Religion". Ein ungeheures Reich richtete er auf, dessen kurze Geschichte, mit Blut geschrieben, unendliche Qual und Leid über die Menschheit brachte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nilfahrt

Der Abschied von unsern Leuten brachte uns die letzte Enttäuschung auf diesem so rätselreichen Kontinent. Wir hatten sie abgelohnt, reichlich beschenkt — jeder erhielt ein volles Monatsgehalt besonders ausgezahlt —, doch keiner hatte ein Wort des Dankes. Im Gegenteil! Verschiedene, namentlich der Njampara, der Führer, fing noch an zu betteln, wollte gleich noch ein Zelt geschenkt haben und anderes mehr. Keiner unserer Gewehrträger, die draußen so oft mit uns in Gefahr gewesen waren, verabschiedete sich. Stumpf wie Tiere, schlimmer als solche liefen sie davon, zählten ihre Rupien nach. Wir waren für sie von diesem Augenblick an Luft. Ja, sie weigerten sich sogar, als wir unser Gepäck auf das Schiff gebracht haben wollten, diesen letzten Dienst zu verrichten, trotz der angebotenen Bezahlung. Die Safari war zu Ende. Damit hatten sie für unser Wohlergehen kein Interesse mehr. Ich möchte aber zur Rechtfertigung der Schwarzen im allgemeinen gleich hier sagen, daß ein solches Benehmen zu den Ausnahmen gehört. Auf einer späteren Expedition nach Deutsch-Ostafrika hatte ich meinen alten Ali, der von dieser Reise krankheitshalber frühzeitig nach Hause gemußt hatte, mit, und er benahm sich ganz anders. Nicht nur, daß er alle seine Obliegenheiten immer tadellos verrichtete, sorgte er auch in rührender Weise für meine Frau, wenn sie mich einmal nicht in die Steppe begleitet hatte und im Lager geblieben war. Als es aber hieß Abschied zu nehmen, da weinte der gute Kerl wie ein Kind, und von späteren Reisenden hörte

ich wiederholt, mit welcher Verehrung und Anhänglichkeit er immer von uns gesprochen hat.

Auch während des Krieges in Ostafrika haben die „Mohren" nicht nur Wunder der Tapferkeit und Aufopferung für ihre deutschen Herren verrichtet, ja, sie haben, vielfach als diese in Gefangenschaft gerieten, noch auf alle mögliche Weise versucht, ihnen behilflich zu sein. Viele schreiben noch heutigestags an sie.

Unsere Träger traten nun, wie gesagt, von Gondokoro unter Führung des Njampara den langen Rückmarsch in die Heimat an. Mit leichtem Gepäck, aber reich an Rupien, denn nur ein kleiner Teil hatte seine Schätze der Post zur Beförderung in die Heimat anvertraut, zogen sie los. Nilaufwärts, dann quer durch Uganda bis Entebbe am Viktoria-See, von hier mit dem Dampfer nach Port Florence und dann mit der Bahn in die Heimat, das war der Plan. Aber wie wenige werden ihn glatt durchgeführt haben. Mancher wird hier und dort hängengeblieben, andere ihrer Reichtümer beraubt im Busch erschlagen sein.

Wir selbst nahmen von der ganzen großen Schar nur unsere persönlichen Diener auf der Nilfahrt mit. Sie freuten sich wie die Kinder (sind es ja eigentlich auch) auf Khartum, die Stadt, die für einen Schwarzen den Inbegriff alles Großartigen darstellt. Welche Wunder sie dort zu finden hofften, wußten sie zwar selbst nicht anzugeben, aber gerade das Unbekannte lockt ja immer ganz besonders.

Endlich war alles an Bord. Die Unzahl Kisten und Ballen war verstaut, Betten und Tische aufgestellt, die Plätze auf dem Schiff verteilt. Wir warfen los, gerade als der Regierungsdampfer sein Nahen durch lautes Geheul ankündigte. Fröhlich traten wir die Fahrt an. Uns hatte sehr viel daran gelegen, rechtzeitig wegzukommen, denn, wie schon früher erwähnt, sind die Holzstationen, auf welche die Dampfer zur Ergänzung ihres Feuermaterials angewiesen sind, nie überreichlich mit Brennstoff versehen. Wer also zuerst anlegt, bekommt zuerst. Aus diesem Grunde war

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

der Vorsprung vor dem von Cook gemieteten Gouvernementsdampfer für uns so wertvoll.

Das Leben an Bord war geradezu ideal. Den Raum an Deck hatten wir unter uns verteilt. Jeder hatte seinen genau umgrenzten Platz, auf dem er packen und hantieren konnte. So kam keiner dem andern ins Gehege, was einerseits der Reichhaltigkeit und des Umfanges unseres persönlichen Gepäckes wegen von Wichtigkeit war, aber auch aus einem andern Grunde: Wie schon erwähnt, hatten wir Affen mit, und diesen an „Betätigung" gewöhnten Tieren mußten wir ja doch einigen Spielraum geben. Da außer dem von uns verteilten kein Platz war, die Tiere auch nicht ständig auf dem Oberdeck in der glühenden Sonne sitzen konnten, so banden wir sie in den zugeteilten Packbezirken an. Wohlweislich war durch die Länge der Leine dafür gesorgt, daß keiner dieser immer zu Bosheiten aufgelegten Burschen in das Reich des andern herüberreichen konnte. Wer aber seine Sachen unvorsichtigerweise etwas über die Grenzlinien hinaussetzte, tat es auf eigene Gefahr.

Fips, mein schöner Husarenaffe, benahm sich meinen Sachen gegenüber merkwürdig artig, kaum, daß er einmal etwas näher untersuchte oder gar zerriß. Nur Bücher, deren Seiten im Winde flatterten, zogen ihn geradezu magnetisch an, und bekam er sie, so wurden sie zerlegt. Nun hatte einer meiner Gefährten schon ein paarmal, weil er mit dem ihm zustehenden Raum nicht auskam, Gegenstände in meinen Bezirk hinübergestellt, unter anderm eine braune Steingutflasche von beträchtlichem Umfang, obgleich ich ihn vor meinem Fips gewarnt hatte. Aber er glaubte, daß der Affe nicht bis dorthin reichen könnte. Nun wollte es das Unglück, daß der gute Fips beobachtet hatte, wie mein Freund aus bewußter Flasche eine schwarze Flüssigkeit in das Tintenfaß goß und daß ein paar herabfallende Tropfen schöne schwarze Flecke auf das weiße Deck gemacht hatten. Das war für ihn ein Fall, der sein höchstes Interesse wachrief. Solange wir dabei waren, saß er hübsch

artig auf der Reling, schaute unserer Arbeit oder vorüberfliegenden Vögeln zu, schnitt einem auftauchenden Flußpferd eine Grimasse oder geckerte wütend beim Anblick eines auf einer Sandbank liegenden Krokodils. Immer wieder versicherte er sich aber durch einen schnellen Blick, daß die bewußte Flasche noch an ihrem Platze stand.

Im Eifer des Packens und bei der Hitze, in der man sowieso den Geist nicht gern unnötig anstrengte, hatten wir nicht weiter an Fips und das, was er tun könnte, gedacht, sondern begrüßten es mit Freuden, als der Diener meldete:

„Chakula tayari." (Das Essen ist fertig.) Nun konnten wir einmal ausruhen. Behaglich streckten wir uns nach vollbrachter Mahlzeit in den Liegestühlen, die Zigaretten brannten, und der Kaffee duftete. Wir fühlten uns wieder einmal restlos wohl. Da kam Brinji gestürzt mit dem Schreckensruf:

„Fips hat die Tintenflasche!"

So schnell sind wir wohl auf der ganzen Reise nicht vom Tisch aufgesprungen, namentlich mein Freund, der Besitzer des Liters Tinte, rannte voraus. Ich rief ihm noch zu:

„Laß ihn, jage ihn nicht, sonst gibt es ein Unglück, ich komme!" Doch zu spät. Schon hatte mein Freund den langen schwippigen Kiboko in der Hand und wollte Fips fassen. Der ahnte Böses, denn aus Erfahrung wußte er, wie häßlich die Peitsche brennt. Er flüchtete, soweit die lange Leine, an der er befestigt war, es zuließ.

Doch die entkorkte große Flasche hielt er fest. Ehe ich es hindern konnte, hatte Fips einen Jagdhieb weg, und blitzartig folgte seine Rache, im weiten Bogen spritzte er die Tinte über das Deck, und als der zweite Hieb auf sein rotes Fell sauste, da warf er die Flasche zwischen die Sachen meines Freundes, hübsch an ihren Platz! Kreiselnd drehte sich das verderbenspritzende Wurfgeschoß um sich selbst, und im nächsten Augenblick waren die schönen gelben Lederkoffer „gemustert", wie man es nicht gerade schätzt. Alles das geschah innerhalb zweier Sekunden. Im nächsten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Erlegtes weißes Nashorn

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Augenblick eilte Fips mit großen Sprüngen wie hilfesuchend auf mich zu, geckerte, als wolle er sich über die ihm widerfahrene ungerechte Behandlung beklagen, und fletschte die Zähne nach meinem Freund.

Doch Strafe mußte sein, Fips bekam nach einer Tracht Prügel einen andern Platz, wenigstens vorübergehend, einen, den er gar nicht mochte: in einem der Lastkähne. Hier war ein junger Löwe, der ungemein zahm war und mit einer kleinen Antilope aus demselben Napf seine Milch soff. Zu diesen beiden ungleichen Freunden wurde Fips gebracht. Aber auf die Dauer ging es nicht. Der große Affe ängstigte sich derartig vor dem jungen Löwen, der im übrigen gar nichts Böses von ihm wollte, daß er sich fast umbrachte, nur um loszukommen.

Wir spielten gern mit dem Löwen, aber es war ein etwas schmerzhaftes Vergnügen, denn in seiner Tappigkeit und in der Annahme, daß wir wohl auch so ein dickes Fell hätten wie er und seine Kameraden, zog er beim Spiel die Krallen nicht ein, hieb uns mit den Pranken auf die Arme und Beine, und nachdem er mich in aller Freundschaft ordentlich verkratzt hatte, gab ich es auf und spielte in Mußestunden lieber mit Fips, der mir trotz seiner Stärke und des mächtigen Gebisses, mit dem er mich oft im Spiel packte, niemals ernstlich weh tat. Nur einmal biß er aus Versehen, doch als er merkte, was er angerichtet hatte, bat er derartig reizend, daß ich ihm nicht böse sein konnte.

In holder Eintracht verlief die Fahrt, doch als wir in Lado, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, anlegten, machten wir eine nicht gerade angenehme Entdeckung. Wir gingen von Bord und sahen Brinji, den einen Diener, damit beschäftigt, die Messer zu putzen. Nun sollen ja unsere Hausknechte in der schönen Zeit, als man für die Stiefel noch nicht Creme, sondern Stiefelwichse verwandte, auf die Langschäfter gespuckt haben, um ihnen einen besonders schönen Glanz zu verleihen. Hiervon hatte scheinbar Brinji

gehört. Denn auf gleiche Weise behandelte er unsere Messer und Gabeln! Uns überlief es kalt, und als er eine ebenso gutsitzende, wie wohlverdiente (oder vielleicht nicht?) Ohrfeige erhielt, machte er ein ganz trauriges Gesicht. Er konnte es gar nicht begreifen, was er Böses getan haben sollte, und schließlich stammelte er: „Heute bekomme ich eine Ohrfeige — und ich habe doch seit neun Monaten die Löffel, Gabeln und Messer immer so geputzt!“ Brrrrr, das war eine schmerzliche Entdeckung, half aber nichts mehr. Die Hauptsache war, daß er es nun unterließ. Geschadet hatte es uns ja auch nichts!

In Lado herrschte reges Leben, Karawanen kamen und gingen, namentlich Elfenbein war es, das hier verladen wurde.

Die belgischen Beamten des Kongostaates betrachten diesen Ort, im Gegensatz zu den Stationen in der Wildnis, als Klein-Brüssel. Und doch, wie ganz anders würde ein solcher wichtiger Posten aussehen, wenn er in deutscher Hand wäre. Hier in Lado alles Lehmhütten, mit Schilf gedeckt, das „Café“, in dem sich alles traf, was etwas auf sich hielt, eine armselige Hütte, in der es allerdings auch den grünschillernden Absinth und ähnliche Höllengetränke gab.

Oft mußte ich auf unserer späteren Reise in Deutsch-Ostafrika an Lado zurückdenken, wenn ich in den blitzblanken deutschen Gasthäusern weilte, in denen saubere weiße Frauen statt der schmutzigen Nubierinnen schalteten und walteten, deutsche Art in die Wildnis hinausgetragen hatten.

Steil hatten sich bisher die lehmigen Uferwände aus dem Fluß erhoben, oben gekränzt von den Rändern der Dornbuschwälder, die weithin das Land überdeckten. Nun senkte sich allmählich das Land, wurde flacher. In der Ferne zeigten sich Höhenzüge. Die Ufer versumpften, zahlreicher wurde die Tierwelt. Allenthalben erhoben sich Gänse und Enten verschiedener Art vom Wasser. Prustend tauchten die plumpen Köpfe der Flußpferde auf. Ab und zu trafen

wir sie, wie sie sich auf Schlammbänken sonnten, faul hingestreckt. Vielfach stand oder lag ein Junges auf der Mutter. Bei der Annäherung des Dampfers stürzte sich die ganze Gesellschaft, das Wasser hoch aufspritzend, mit Ungestüm in den Strom, mit ihnen eine Anzahl Krokodile, die auf flachen Uferbänken oder Inseln gelegen hatten.

Auf Ambatschbooten oder den langen, zuweilen aneinandergebundenen Einbäumen ruderten Dinkas vorüber. Sie waren auf Jagd. Nur mit dem Speer bewaffnet, suchen sie sich an schlafende Nilpferde heranzupirschen, aber nicht etwa vom Boot aus, sondern schwimmend warfen sie ihnen die spitze, mit Widerhaken und langer Leine versehene Harpune in den Leib.

Wer nie versucht hat, einen Dickhäuter zu harpunieren, kann sich keine rechte Vorstellung davon machen, welche Kraft, selbst wenn man auf festem Boden steht, dazu gehört, dem Speer den gehörigen Schwung zu geben. Ich versuchte es einmal, ein angeschossenes Warzenschwein mit dem Wurfspeer zur Strecke zu bringen, erzielte aber einen bösen Mißerfolg, denn das scharfe Eisen rutschte einfach an der zähen, elastischen Haut ab. Vergegenwärtigt man sich nun, daß diese Jäger die, allerdings schwere Harpune schwimmend werfen, so kann man sich eine Vorstellung von der Gewandtheit und Kraft der Männer machen. Sitzt das Wurfeisen im Körper, so tauchen die Jäger schnell weg, suchen möglichst bald aus dem Bereich des erbosten Behemoth zu kommen, denn die gereizten Nilpferde sind keine zu verachtenden Gegner. Erwischen sie einen Schwarzen im Wasser, so zermalmen sie ihn mit ihrem furchtbaren Gebiß. An der von der Harpune ausgehenden Leine ist ein Schwimmer aus leichtem Holz befestigt, der, auf dem Wasser treibend, den nunmehr im Boot folgenden Jägern immer anzeigt, wo sich das angeschossene Flußpferd befindet. Schnell rudern sie hinter ihm her, verfolgen aufmerksam jede seiner Bewegungen, die ihnen die aus dem gelben Wasser aufsteigenden Wasserblasen verraten.

Kommt das Tier hoch, so schleudert der im Stern des Bootes stehende Dinka einen neuen schweren Speer. Aber schnell muß es gehen, denn das Tier kennt zu gut seine Verfolger, taucht nur für eine Sekunde auf, um Luft zu schöpfen. Oft genug wendet es sich gegen das Boot, und dann heißt es flott wegrudern, denn die nur mit Speeren bewaffneten Eingeborenen können dem wilden Tier nicht die Stirn bieten, es nicht mit einem Schuß aus sicherer Büchse blitzartig töten — vorausgesetzt, daß die Kugel gut sitzt! Beharrlichkeit führt aber bei den schwarzen Jägern zum Ziel, wie wir uns auf der Weiterfahrt überzeugen konnten, denn am Ufer sahen wir eine große Anzahl Eingeborene beiderlei Geschlechtes damit beschäftigt, erlegte Flußpferde zu zerteilen. —

Sumpfiger werden die Ufer. Große Papyrusdickungen säumen den Fluß. Auf ihren besenförmigen Köpfen sitzen kleine Sänger, meist rotfarbige oder grüne Bienenfresser, dann Eisvögel verschiedener Art, ähnliche Kerlchen wie unsere herrlichen europäischen, dann aber auch größere Arten, namentlich ultramarinfarbene. Silber- und Kuhreiher, Nachtreiher und Dommeln fliegen auf und lassen sich wieder nieder. In dem seichten Uferwasser fischen die prächtigen Kronenkraniche, indem sie, mit den Flügeln schlagend, in „Schützenlinie“ das Wasser abtreiben und dabei die erschreckten Fische ihren vorstehenden Kameraden zujagen, eine regelrechte Treibjagd. Einsam steht hier und dort ein grauer oder Purpurreiher, Raubvögel ziehen den Fluß hinab oder kreisen über den weiten Schilfdickungen. Große Flüge schillernder Glanzstare spielen und weben im Strahl der Sonne.

Hin und wieder taucht Wild auf, alte Bekannte, Weißohrantilopen, ganz ähnlich denen, die wir aus Englisch-Ostafrika und der Ladoenklave kennen. Dann aber auch die dunkel gefärbte Art, herrliche Tiere, bei denen Schwarz und Kastanienbraun das helle Gelbrot des Felles ersetzen. Unter ihnen prächtige Böcke mit starkem Gehörn. Als

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wüßten sie, daß ihnen von unserm Schiff keine Gefahr droht, äsen sie vertraut am Ufer, selbst wenn wir nahe vorüberfahren.

Auch Wasserböcke zeigen sich, deren merkwürdiger eiförmiger weißer Streifen um die Hinterkeulen uns an ihre Verwandten in Ostafrika erinnert. Am meisten fesselt aber der Anblick des Abu Markub, des „Vaters des Schnabels", des Schuhschnabels, wie wir diesen riesigen Vogel nennen. Es ist ein merkwürdiges Tier, auf den ersten Blick ähnlich dem Marabu. Bis man den Schnabel sieht, ein gewaltiges, dickes Gebilde, das einem groben Holzschuh sehr ähnlich geformt ist. Wer das Tier einmal gesehen hat, wird es nie wieder vergessen, so ausgeprägt sind seine Merkmale.

Vielfach auf der Fahrt trafen wir den Vogel, dessen Erbeutung die Sehnsucht aller Ornithologen ist. Meist stand er im morastigen Ufer, träge nach unserm Dampfer herübersichernd. Es scheint so, als ob dieser Vogel an das Vorkommen des Papyrus gebunden sei, denn nirgends findet man ihn, wo diese Pflanze fehlt. Da es dieses Gewächs früher in Unterägypten in großer Menge gab, andererseits Abbildungen unseres Vogels vielfach in altägyptischen Grabdenkmälern auftauchen, so wird vielfach angenommen, daß er früher auch in Unterägypten heimisch gewesen, aber mit dem Papyrus verschwunden und stromaufwärts gewandert sei. Ob das stimmt, ist sehr fraglich. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Ägypter weitgehende Handelsbeziehungen nach dem oberen Nil hinauf pflegten, daß auf diesem Wege Tiere aller Art ins Land kamen, Elefanten, Strauße, Pferdeantilopen, Oryx, Gazellen, Giraffen und Hartebeeste. Alle diese Arten finden wir auf den Wänden der Königsgräber verewigt, und doch ist kaum anzunehmen, daß diese mehr oder weniger rein tropischen Tiere sich früher bis zum Mittelländischen Meer verbreitet hätten. Vermutlich sind sie als Tribut von unterworfenen Völkerschaften gesandt worden, gewissermaßen als Kenn-

zeichen der Länder, und so haben die alten Ägypter vermutlich auch Kenntnis von diesem merkwürdigen Vogel erhalten.

Anders verhält es sich wohl mit den Krokodilen und im gewissen Sinn auch mit den Nilpferden. Diese haben sicher vor Jahrtausenden ein bedeutend weiter nördlich reichendes Verbreitungsgebiet gehabt, sind erst der fortschreitenden Kultur gewichen. Hierfür spricht ja auch, daß das Flußpferd, der Behemoth, in der Bibel erwähnt wird, also den alten Juden bekannt war, wohl aus der Zeit ihrer Gefangenschaft in Ägypten. —

Ein ganz besonders schönes Tier fesselte aber unsere Aufmerksamkeit und lockte beinah zum Wildern, das war der herrliche Cobus Mariae („Frau Greys Wasserbock", wie der Zoologe Greys das Tier seiner Frau zu Ehren benannte). Es hat etwa Damwildgröße, trägt ein stark geschwungenes Gehörn, ist von kastanienbrauner schwärzlicher Farbe mit weißer Zeichnung an Lichtern und Augen. Auf dem Nacken aber zieht sich eine silberweiße schmale Mähne, die ganz besonders schön wirkt. Auffallend vertraut sahen wir dieses Wild hier und dort äsen, meist an sumpfigen Stellen. Wir trafen die Tiere nur vereinzelt oder in kleinen Familien an, während Heuglin erzählt, daß ihrer zu Hunderten zusammen an den Fluß zur Tränke kamen.

Auch Elefantenherden waren nichts allzu Seltenes. Sie plätscherten im sumpfigen Ufer, oft nur wahrnehmbar durch die über ihnen auf und ab schwebenden weißen Reiher. Hin und wieder schien sich eine ganze Schar von Schlangen über dem Papyrus hoch aufzurichten, das waren die Rüssel der Tiere, die, wenn irgendein Geräusch ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, windeten. Eine Zeitlang bewegten sich die Riechorgane hin und her, bald verschwanden sie wieder wie ein unheimlicher Spuk. Dann aber erhob sich auch zuweilen ein Gepantsche im Sumpf und weiterhin eine riesige Staubwolke, wenn die flüchtig gewordene Herde auf trockenen Grund gekommen war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Trat einmal das feste Land bis ans Flußufer, so fanden sich vielfach Eingeborenendörfer. Dinkas wohnen hier, kein gerade schöner Menschenschlag. Ihre Lehmhütten sind liederlich gebaut, die Dächer, trotz der nahenden Regenzeit, vielfach schadhaft, vielleicht wurden sie wohl auch gar nicht in Ordnung gebracht, weil die Dinkas, wenn die Ufer des Nils mit steigendem Wasser überflutet werden, ihre Dörfer weiter landeinwärts verlegen.

Gegen feindliche Angriffe sind die kleinen Gemeinwesen durch einen schlecht gefügten Palisadenzaun aus unbehauenen Knütteln geschützt. Die Dinkas selbst sind meist ganz weiß gepudert, sehen unheimlich und zugleich bodenlos schmutzig aus durch den Anstrich.

Aber dieser ist praktisch, bietet er doch einigermaßen Schutz gegen die Moskitostiche. Man kann sich vorstellen, welche Schwärme dieser Quälgeister über die nackten Menschen herfallen, denn auf Hunderte von Meilen ziehen sich ja die fieberschwangeren Sümpfe, die Brutstätten dieser Stechmücken, den Fluß entlang, oft meilenbreit, hin. Es wäre für die Menschen unmöglich, hier längere Zeit auszuhalten, sie würden allnächtlich mehr oder weniger totgestochen werden, wenn sie nicht eine praktische Abhilfe gefunden hätten: sie schlafen in Asche. Muldenartige Senkungen im Boden, zuweilen mit einem Fell ausgelegt, bilden das Bett, das statt mit Daunen, mit weißer Asche gefüllt ist. Hierhinein kriechen die Dinkas, kaum die Nasenlöcher schauen heraus, ein Wunder nur, daß sie nicht ersticken. Man kann sich aber kaum vorstellen, daß die massenhaft eingeatmete Asche auf die Dauer nicht schädigend auf die Organe wirkt.

Ständig wechselnd, bald eintönig, bald fesselnd, sind die an uns vorübergleitenden Bilder.

Allmählich verengert sich der Flußlauf, näher treten die Papyrus- und Schilfdickungen aneinander, wir nähern uns dem Sudd, der ungeheuren, auf viele Meilen den Nil säumenden grünen Pflanzenwildnis, durch die sich der Weiße

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nil seinen Weg in unzähligen Schlangenwindungen erzwingen muß. Kaum ist Platz genug, daß der schmale Dampfer sich hindurchzwängen kann. Treffen sich hier zwei Fahrzeuge, so muß das eine möglichst liegenbleiben oder eine etwas breitere Stelle suchen, damit das andere vorüber kann. Bei solchen Begegnungen sieht man erst, welche unglaublichen Krümmungen der Fluß macht. Plötzlich taucht da ein Fahrzeug auf, und nähert man sich ihm, so hat es zuweilen den Anschein, als führe man genau in derselben Richtung, aus der man eben gekommen, zurück. —

Ist das Landschaftsbild bisher abwechslungsreich gewesen, so wirkt diese grüne Halmwildnis geradezu trostlos. So weit das Auge reicht nichts als Schilf und Papyrus, kein Busch oder Baum ragt aus ihm hervor, nirgends ein Berg oder Höhenzug, der dem Auge einen Ruhepunkt böte. Nichts, nur das dumpfbrütende grüne Vegetationsmeer, aus dem giftige Moderdünste aufsteigen, über dem die Moskiten wie graue unendliche Trauerschleier schweben und weben. Kaum ein Laut, nur ab und zu das dumpfe Brüllen eines Flußpferdes. Die sonst so überreiche Vogelwelt ist wie weggewischt, führt wohl in dem Dickicht ein verstecktes Dasein. Selbst unser sonst ständiger Begleiter, der Halyaëtus vocifer, fehlt.

Wer nicht tagelang im Sudd gefahren ist, kann sich von ihm keine Vorstellung machen, namentlich nicht begreifen, daß er beängstigender, beklemmender wirkt als die Wüste oder die ewigen Eis- und Schneefelder des hohen Nordens. Und doch ist es so. Ich kenne diese Länder alle aus Erfahrung: nichts hat mich mehr bedrückt als dieses trostlose, ewig gleichmäßige Grün.

Nur hin und wieder finden sich teichartige Erweiterungen des Flusses, man atmet auf, hier ist die Luft etwas freier, aber da steuert unser Dampfer schon wieder in eine schmale Gasse ein. Bald gleiten wir dahin zwischen den vier bis fünf Meter hohen Schilfmauern. Unser einziger Trost ist, daß wir einmal doch herauskommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Den ganzen weiteren Verlauf des Weißen Flusses säumt der Sudd bis hin zu der Stelle, wo der Nil unter dem 9,5 Breitengrad nach Einmündung des Bahr el Ghazal, des Gazellenflusses, plötzlich scharf nach Osten abbiegt. Von hier an verschwinden die Sümpfe, Wüste und Steppe treten nun die Herrschaft an.

Dieses Sumpfgebiet dürfen wir als den inneren Saum der Länderstrecken betrachten, die in der Regenzeit unter Wasser stehen. Allerdings finden wir da nicht ein ausgesprochenes Überschwemmungsgebiet, sondern mehr oder weniger große seeartige Gebilde, Sümpfe und Lachen reihen sich aneinander, oft Quadratmeilen bedeckend, dann wieder nur Bodensenkungen einnehmend. Üppige Sumpfvegetation wuchert überall und zeigt auch in der Trockenzeit deutlich die Plätze, wie weit die Überschwemmung gereicht hat. Hoch steigt diese allerdings nie, dazu ist das Land zu ungeheuer groß, die Abflußmöglichkeit zu stark. So findet man an den Bäumen, hier vielfach den rotrindigen Mimosen, nicht die Überschwemmungsmarken, wie sie die Bäume namentlich in der Nähe des Blauen Nils und besonders seiner Nebenflüsse zeigen.

Die die Flußufer bewohnende Bevölkerung wechselt. Die Stämme haben bald hier, bald da eine Strecke Landes inne. So finden wir die Dinkas am westlichen Nilufer, dann kommen Nuër, aber nur ein Stück weit, dann reihen sich wieder Dinkas, Shilluks, Nuër, von rechts wieder Dinkas an, kurz, ein wahres ethnographisches Durcheinander.

Am wüstesten unter ihnen sehen unbedingt die Nuër aus. Daß sie völlig nackt gehen, teilen sie mit allen ihren Nachbarn, kein Wunder bei der Hitze und dem halb amphibischen Leben, das die Menschen zu führen gezwungen sind. Nur die verheirateten Weiber tragen einen Grasschurz. Die Männer schminken sich den Leib mit Asche, zur Erhöhung des Reizes färben sie aber ihre Krausköpfe mit einem Gemisch von Asche und Kuhurin, wodurch sie rötlich erscheinen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Es ist dies eine eigentümliche Sitte; findet man doch auch bei den Südseevölkern den Brauch, das Haar rot zu färben, allerdings geschieht es dort mit Korallenkalk und wohl in der Hauptsache, um kleine Haarbewohner zu töten.

Die Männer tragen noch gern Glasperlenhalsbänder, Armringe aus Elfenbein und dazu ganz furchtbare Bänder um die Handgelenke: aus Eisen sind Gelenkringe hergestellt, aus denen sich, gleich Raubtierkrallen, kleine gebogene Sicheln erheben. Vermutlich dienen diese „Schmuckstücke" als Waffen, um dem Feind Gesicht und Brust aufzureißen, zugleich aber auch, um im Kampfe ein Gepacktwerden zu verhindern. Mich erinnerten diese Zierate an Fingerringe, wie wir sie in Kilim, am Nordosthang des Elgon, trafen. Auch hier gingen die Männer völlig unbekleidet, nur Arm- und Fingerringe dienten ihnen zum Schmuck. Unter letzteren fanden sich solche, die eine kleine Sichel trugen, aber die Schneide war nicht auf der Einwärtskrümmung, sondern außen und mit einem Streifen aus Nilpferdhaut geschützt. Die Innenkrümmung lag dem Nachbarfinger auf. Wurde die Waffe gebraucht, ähnlich einem Schlagring, so bog der Kämpfer nur den Lederstreifen zurück und konnte nun seinem Gegner durch einen Faustschlag die fürchterlichsten Wunden beibringen.

Eine recht häßliche Mode haben die Frauen der Nuër: sie durchbohren die Oberlippe und stecken durch das Loch einen etwa 15 Zentimeter langen Stab aus Eisendraht, der mit Glasperlen verziert ist — schön ist anders, und beim Küssen dürfte dieser „Schmuck" recht unangenehm sein, noch übler als das dicke Lippenrot, das ja heutzutage auch die „Damen" bei uns aufkleistern!

Auch hier leiden die Eingeborenen ungemein unter den Moskitoschwärmen. Während sie sich selbst, bei Nacht wenigstens, durch Schlafen in der Asche schützen können, wäre ihr Vieh gegen diese Quälgeister völlig wehrlos, aber Rauch ist ja bekanntlich der größte Feind aller Insekten, und so wird aufgehäufter Kuhdünger immer da, wo sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

die Herden gerade aufhalten, angesteckt, namentlich bei Nacht, der einen starken Rauch verbreitet. Ähnliches sah ich übrigens am Bodensee zum Schutz gegen die Bremsen, unter denen namentlich die Pferde sehr litten. Die Fuhrleute hatten unter jedem Pferd einen durchlöcherten Blechtopf hängen, der mit glimmendem trockenen Pferdedünger gefüllt war und schwelend einen scharf beizenden Rauch verbreitete, der mit Sicherheit alle Bremsen vertrieb — auch die Menschen, die unter Wind vorüberkamen, entfernten sich schnell.

Mit Einmündung des von Westen kommenden Gazellenflusses hört der Sudd auf. Der Nil teilt sich in mehrere Arme, zwischen denen von Gras und lichtem Baumwuchs bestandene Inseln liegen. An dieser Stelle hatte sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein eigentümlicher Naturdamm gebildet, der für die Schiffahrt ein außerordentliches Hindernis bildete: schwimmende Inseln, Schilf und Buschwerk, das den Strom hinabtrieb, hatte sich am Ufer verfangen, immer mehr aufgehäuft, durch ständiges Haftenbleiben schwimmender Massen war ein fester, sich quer durch den Nil schiebender Damm gebildet, der die Schiffahrt einfach unmöglich machte. Unter den Damm hindurch ergossen sich die Fluten mit „großer Fahrt", rissen mit sich hinab, was am Damm nicht hängenblieb.

Vom Norden kommende Schiffer hatten neben diesem, ihn teilweise durchstechend, einen Kanal gegraben, auf dem sie ihre Handelsschiffe hindurchbugsierten. Das war für die talwärts gehenden Schiffe eine recht gefährliche Stelle, denn in der Nähe des unterirdischen Durchflusses stand eine außerordentlich starke Strömung — wehe, wen sie packte. So war zum Beispiel ein mit Elfenbein beladenes großes Fahrzeug dieser Stelle zu nahe gekommen, war breitseits getrieben worden und plötzlich untergetaucht. Nur mit knapper Not hatten die Schiffer im letzten Augenblick an Land springen können, das Schiff selbst mit seiner

wertvollen Ladung ging verloren, man hat nie wieder etwas von ihm gefunden.

Durch ständig anschwimmendes Buschwerk und Grasinseln hatte der Damm natürlich allmählich eine Breite von fast einem Kilometer erreicht, und die Erzählungen der Eingeborenen klingen wohl glaubwürdig, wonach wiederholt Flußpferde in diesen Schlund geraten, darin ertrunken sind. Heute ist dieses Schiffahrtshindernis natürlich längst beseitigt, mit Hilfe gewaltiger Bagger ist eine gute Durchfahrt geschaffen.

In dem ganzen übrigen nach Osten gekehrten Teil des Flusses ist nur sehr geringe Strömung wahrnehmbar. Das hat mehrere Gründe. Einmal bringt der in der Trockenzeit sehr langsam dahingleitende Bahr el Ghazal selbst sehr wenig Wasser, und zweitens ist das Nilbett nach Austritt aus den ungeheueren Sumpf- und Schilfwildnissen unverhältnismäßig verbreitert, der Fluß verbraucht also ganz gewaltige Wassermassen. Als drittes, außerordentlich interessantes Moment tritt die Einmündung des Sobat hinzu. Dieser stärkste östliche Zufluß des Bahr el Djebel kommt aus Abessinien. Er führt dem Nil reichlich Wasser zu, aber merkwürdigerweise liegt die Mündung derartig, daß die einströmenden Fluten des Sobat gerade dem Lauf des Mutterstromes entgegengesetzt gerichtet sind. Hierdurch entsteht eine mächtige Stauung, der Nil wird seenartig, das Wasser scheint fast stille zu stehen.

Dämmten bis zur Einmündung des Gazellenflusses unermeßliche Schilfdickungen den Nil zu beiden Seiten, so begleiten diese den Fluß während seines Laufes nach Osten nur noch auf dem linken Ufer, während sich auf dem rechten grasbewachsene Steppe zieht, auf der sich allenthalben, einzeln oder in Gruppen, jetzt blühende Mimosen erheben; nur hier und dort zeigt sich, der Landschaft die tropische Note aufdrückend, eine Dompalme.

Mit Einmündung des Sobat ändert sich das Vegetationsbild abermals. Die Schilfbestände verschwinden; mehr oder

weniger hohe, steile Ufer säumen den Fluß. Dann dehnen sich weite Ebenen. In der Ferne ragen hier und dort Berge. Viehzucht nimmt zu. Die Ortschaften, an denen wir vorüberkommen, sind ausgedehnter. Es herrscht mehr Handel, meist betrieben durch ägyptische und griechische Kaufleute. Aber die Eingeborenen bleiben in ihrem Urzustande. Auf dem linken Nilufer sind es die Shilluks, auf dem rechten, Hunderte von Kilometern weit, die Dinkas, deren Sprache großenteils auch von den andern Völkern am Weißen Fluß angenommen worden ist.

Hier ist für das Wild ein Schongebiet geschaffen, offenbar weil es für die Jagdreisenden sonst zu bequem wäre, einfach aus dem Dampfer an Land zu gehen und zu jagen, denn Wild gibt es hier in ungeheurer Menge. Dreist zeigen sich den vorüberfahrenden Reisenden Elefanten, kommen zuweilen geradezu neugierig, wohlvertraut mit dem Heulen der Schiffssirenen, ans Ufer. Flußpferde flüchten kaum, tauchen unbesorgt auf und prusten. Nur die Krokodile sind mißtrauisch; sie legen ihre angeborene Scheu nicht ab, tun auch gut daran, denn zu sehr sind sie allen Menschen verhaßt. Ungemein zahlreich sind Antilopen aller Art, namentlich die verschiedenen Wasserböcke. Und dann die Welt der Vögel! Wohin das Auge blickt, fliegen sie auf, stehen im Wasser oder Sumpf: Purpur-, Schwarzhals-, Nacht-, Kuh-, Silber- und Riesenreiher, Pelikane schwimmen langsam dahin und erheben sich mit schwerem Schwingenschlag. Nilgänse und Krickenten, Spieß- und Löffelenten, dann wieder schwere, schwarze Gänse mit einem unförmigen roten Aufbau auf dem Schnabel. Auf einer Wiese stolzieren und tanzen die wundervollen Kronenkraniche. Da stehen Störche und Klaffschnäbel, Schlangenhalsvögel schießen ins Wasser, um mit einem Fisch an der Oberfläche zu erscheinen. Auf den Sandbänken laufen Strandläufer, Kampfhähne und Bekassinen, zwischen den buntblühenden Seerosen und dem Blattgewirr schlüpfen grünfüßige Teichhühner oder das prächtige blauschillernde

Sultanshuhn. Da und dort eine Bachstelze. Sie ist ja überall, der muntere kleine Wanderer aus der nördlichen Heimat. Wo ich in Afrika war, allenthalben fand ich sie. Hoch oben am Kilimandjaro, an den Ufern des Viktoria-Sees, am Weißen wie am Blauen Nil, überall ist Wippsterzchen zu Hause. Kommen wir an einem Dorf vorbei, so stehen im Kreise sich zankender Geier gravitätisch Marabus, holen sich ab und zu einen Bissen von dem Abfallhügel. Und auch unsere heimischen Störche fehlen nicht, sie sind wohl auf langsamer Wanderung nach dem Norden begriffen. Wer weiß, woher sie kommen. Führt sie doch ihr Zug bis nach Südafrika. Sicher handelt es sich um Störche, die östlich der Weser zu Hause sind. Erstaunt wird mancher Leser fragen: wie kann man das wissen? Sehr einfach. Durch den Beringungsversuch. Eine ungeheure Anzahl junger Störche ist im Nest mit Aluminiumringen versehen worden, auf denen Ort und Datum verzeichnet stehen, und aus den von erlegten Vögeln eingesandten Ringen hat man feststellen können, daß alle westlich der Weser brütenden Störche auf der Wanderung nach Süden den Weg über Spanien, Gibraltar und westlich der Sahara entlang nach Zentral- und weiter nach Südafrika nehmen, während die östlich der Weser erbrüteten über Griechenland, Palästina, Sinaihalbinsel nilaufwärts ihre Bahn nach der Südspitze des schwarzen Erdteiles suchen.

Hier haben wir also heimatliche Störche vor uns, die mit ihren prächtigen Vettern, den Sattel-, Abdimstörchen und Klaffschnäbeln, Ibissen und Löfflern ihr Wesen treiben. Das trillert, klagt und schreit in den Lüften, im Schilf oder am Strande wie in einem gewaltigen Vogelhaus. In ungeheuren Wolken eilen Entenscharen vorüber. Hier lassen Regenpfeifer ihren schwermütigen Klageruf ertönen. Heilige Ibisse rudern mit schwerfälligem Flügelschlag vorüber. Dort huschen Triele und Strandläufer am Flachwasser hin, Brandseeschwalben, Kiebitze, unzählige

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Vogelscharen aller Art beleben das Bild. Es ist, als wolle die Natur uns hier für die Plage, die uns die Moskiten bereiten, für die schweren, fieberschwangeren Dünste, die der nahe Sumpf ausströmt, entschädigen.

Der durch den angeschwemmten, grün überwucherten, lebenden Damm gestochene Kanal und weiter die vielgeschlängelten Windungen des Nils liegen hinter uns, breiter wird das Fahrwasser. Hier und dort einmal auf einer Sandbank auffahrend, dampfen wir gemütlich nordwärts weiter, der Kultur entgegen, dahin auf dem uralten, sagenumwobenen Strom, dessen Ufer auch in der modernen Geschichte des Landes eine so große Rolle spielen. Da tauchen, von einigen Palmen überragt — Dattelpalmen sind es, die sich recht weit südwärts vorgewagt haben — die Häuser von Kodok auf. Erst seit 1899 führt der Ort diesen Namen, vorher hieß er Fashoda. Eine Bezeichnung, die uns auch geläufiger ist, erinnert sie doch an eine Zeit, wo Frankreich und England Todfeinde waren. Es dürfte deshalb interessieren, kurz auf den Zusammenhang einzugehen:

Wir können offen sagen, daß, anschließend an die Napoleonischen Eroberungen, die Franzosen es waren, die Ägypten erschlossen haben. Im Lande selbst legten sie viel Geld an und noch mehr beim Bau des Suezkanals. Sicher geschah das nicht aus reiner Menschenliebe für die Ägypter, sondern um Geld zu verdienen und die Gloire der Grande Nation wieder einmal der Welt so recht vor Augen zu führen. Der Bau des Suezkanals, ganz besonders aber sein Besitz in französischer Hand, konnte den Engländern jedoch auf die Dauer durchaus nicht gleichgültig sein, denn in ihm lag gewissermaßen der Schlüssel zu Indien. Wurde durch ihn doch die Fahrt von England nach dieser wichtigsten Kronkolonie um mehr als zwei Wochen abgekürzt. Es gab nur ein Mittel, diese Verbindungslinie auf friedlichem Wege in die Hand zu bekommen — denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Bau ja ein Privatunter-

nehmen war —: indem man sich der Aktien versicherte. Das gelang den Engländern, die ganz richtig auf die Gewinnsucht der französischen Rentner gerechnet hatten, nur zu leicht. Sie trieben plötzlich die Suezkanal-Aktien hoch, langsam, aber sicher. Es entstand an der Börse ein wahres Fieber. Die Wertpapiere waren in der Hauptsache nicht in der Hand von Großkapitalisten, sondern in der von kleinen Rentnern und Sparern, welche gern einen guten Gewinn mitnahmen, nicht an den politischen Wert dachten und diese verkauften. Merkwürdigerweise entging auch der französischen Regierung die ihr drohende Gefahr, denn sonst hätte sie selbst aufkaufen müssen. Kurz, die Engländer, offenbar stark mit Staatsmitteln unterstützt, versicherten sich der Aktien, und als es zu spät war, merkten endlich die Franzosen, wohin sie die Gewinnsucht getrieben, daß ihnen auf friedlichem Wege der Einfluß auf den Suezkanal und damit der Schlüssel zu Indien entwunden war. Das war der erste Schlag, den England führte. Der zweite folgte, als 1881 jene bereits erwähnte Militärrevolte in Alexandrien ausbrach, die den Engländern die sehnlichst erwartete Gelegenheit zur Besetzung Ägyptens „zum Schutz der Europäer" brachte. Das waren zwei schwer zu überwindende Niederlagen, welche die französische Diplomatie erlitten hatte, die auszumerzen ihr eifrigstes Bemühen war.

Da kam ihnen der Aufstand des Mahdi zupasse, durch den Ägypten oder, besser gesagt, England den ganzen reichen Sudan verlor. Die Gelegenheit, nun wieder an den Nil, der als bequemer Handelsweg nach dem Mittelländischen Meer für Frankreichs großes Saharareich von unschätzbarem Werte ist, zu gelangen, war gegeben. Wohl sagten sich die Franzosen, daß die Herrschaft der Derwische nicht ewig dauern, daß die Engländer den Verlust des Landes nicht verschmerzen oder hinnehmen, sondern über kurz oder lang das weite Gebiet mit Sicherheit wieder in ihre Hand bringen würden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Ladeplatz vor Bor

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Doch bis es so weit war, mußte die Zeit genützt werden. Deshalb rüstete Frankreich zwei Expeditionen aus, die „hinten herum" an den Nil vordringen sollten. Eine unter de Bonchamps, die von Abessinien den Sobat abwärts vordrang, aber umkehren mußte, weil sich ihr unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellten, und außerdem in aller Stille eine zweite, die vom Westen aufbrach, unter Führung des tatkräftigen Marchand. Es gelang ihm, nach verschiedenen Kämpfen und unter Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten auch tatsächlich den Nil zu erreichen. In Fashoda setzte er sich mit seinen 120 Mann fest und hißte die Trikolore. Es war wohl mancherlei über diese geplante Expedition bekannt geworden, aber sichere Nachrichten wurden nicht verbreitet, die hielt die französische Regierung vorläufig geheim. Als aber Kitchener am 2. September 1898 die Derwische bei Omdurman vernichtend schlug und den Rest dieser wilden Scharen bei Renk aufgerieben hatte, bestätigte sich das bisher nur dunkle Gerücht, daß am Nil, in Fashoda, seit wenigen Tagen die französische Flagge wehte.

Das war ein harter Schlag für die Engländer, aber Kitchener war der Mann, ihn schnell zu parieren. Sofort brach er mit größerer Truppenmacht auf, um gegen den neuen Feind zu ziehen, der obendrein noch die Shilluks gegen die Engländer aufgehetzt, ja mit ihnen ein Bündnis (!) gegen diese geschlossen hatte. Mit seinen wohlarmierten Kanonenbooten erschien plötzlich der Sirdar selbst vor Fashoda und forderte die Franzosen auf, das unter englisch-ägyptischer Interessengemeinschaft stehende Gebiet zu räumen. Marchand weigerte sich energisch, erklärte, nur der Gewalt zu weichen. Ein wahnsinniges Unterfangen, denn die kleine Besatzung von 120 Mann hätte auf die Dauer nichts gegen Kitcheners Truppen und Kanonenboote ausrichten können. Lange gingen die Verhandlungen hin und her. Endlich gaben die Franzosen nach. Sie räumten Fashoda, um eine gewaltige Blamage

reicher, denn jedes diplomatische Kind mußte sich sagen, daß ein solches Unternehmen auf die Dauer nie Erfolg haben konnte. Die Engländer boten nun „freundlicherweise" an, daß Marchand mit seinen Truppen auf Nildampfern unter allen militärischen Ehren abtransportiert werden sollte, aber das schlug er aus. Fühlte er doch nur zu gut, daß dieser Rückweg ein ewiges, wochenlanges Spießrutenlaufen gewesen wäre, noch dazu gerade in der ägyptischen Reisesaison, wo allen Völkern der Welt die französische diplomatische Niederlage recht vor Augen geführt worden wäre. Er wählte deshalb den ehrenvolleren, aber gefährlicheren Weg. Er zog ostwärts den Sobat entlang und gelangte nach ungeheuren Anstrengungen mit seiner durch Krankheiten und Entbehrungen zusammengeschmolzenen Schar schwer krank in Abessinien an.

Das war hart für das stolze Frankreich, und wenn man in jenen Jahren nur den Ort Fashoda erwähnte, zuckte jeder Franzose zusammen, empfand es als eine persönliche Beleidigung. Und doch hörte ich einmal einen Engländer die Franzosen an einem öffentlichen Ort mit dem verhaßten Wort ungestraft höhnen.

Es war in der Olympia, einem der größten Vergnügungslokale von Paris, im April 1900, also als die Herzenswunde der Franzosen noch blutete. Damals waren gerade die Burenkämpfe und ihrem ganzen Haß gegen England machten die Franzosen in Kinobildern — „echt, direkt vom Kriegsschauplatz" — Luft, auf denen die Engländer natürlich jedesmal fürchterlich besiegt wurden. Das Publikum tobte vor Wonne Beifall, freute sich in seiner Leichtgläubigkeit über die Niederlagen der Engländer, brüllte: „Hoch die Buren, nieder mit den Engländern."

Und da erhob sich in einer Proszeniumsloge ein lang aufgeschossener Herr im Frack, lehnte sich an die Brüstung und rief in die tobende Menge hinein, mit unverkennbarem englischen Akzent: „Fashoda, Fashoda, n'oubliez pas, Fashoda!" setzte sich ruhig wieder auf seinen Platz

und blies den Rauch seiner Zigarette zufrieden lächelnd in die Luft.

In diesem Augenblick glaubte ich, daß die Menge, die, wie vom Schlag getroffen, plötzlich verstummt war, sich auf diesen kühnen Mann stürzen, ihn lynchen würde. Schon brachen die ersten unverständlichen Wutschreie aus, die „Volksseele" schäumte auf, da — setzte die Musik ein, spielte die Marseillaise; alles sang mit, die „Gloire" war gerettet, Frankreich war wieder obenauf — aber die Backpfeife hatten sie doch weg. Still drückten sich mehrere Herren mit bekümmerten Gesichtern, es war ihnen doch wohl auf die Nerven gefallen, das böse Wort: „Fashoda".

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wollte es, daß ich vier Jahre später in China diesen Engländer kennenlernte. Herzlich haben wir dort noch darüber gelacht, wie er es den übermütigen Franzosen heimgezahlt hatte.

Das Bündnis, das Marchand mit den Shilluks abgeschlossen hatte, trat natürlich niemals in Erscheinung. Was hätte es auch zu bedeuten gehabt? Nur unter ganz besonderen Verhältnissen, um etwaige rückwärtige Verbindungen zu bedrohen, hätte es von gelegentlichem Einfluß sein können, hätte aber letzten Endes nur die unglücklichen Eingeborenen ins Verderben gestürzt, vielleicht manchem weißen Ansiedler oder Reisenden das Leben gekostet. Dem englischen Staat aber würde es nie sonderliche Schwierigkeiten bereitet haben, denn dazu war die europäische Waffenentwicklung bereits zu weit vorgeschritten, und Kitchener hatte ja eben erst bewiesen, wie aller, selbst der fanatischste Heldenmut eines nach Hunderttausenden zählenden Heeres im offenen Kampfe zerschellen mußte im Feuer der Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze. Doch davon später.

Die Shilluks, diese Verbündeten der Franzosen, sind ein noch auf tiefster Kulturstufe stehendes Volk. Sie wohnen in der Hauptsache auf dem linken Ufer des Weißen Nils,

nur im Gebiet der Sobatmündung greifen sie auf das rechte hinüber. Hier darf man ihre eigentliche Heimat annehmen. Auf dem westlichen Ufer schieben sie sich in das Verbreitungsgebiet der Dinkas hinein.

Auch die Shilluks sind hoch aufgeschossene schlanke Menschen. Man kann sie als das am nördlichsten wohnende Negervolk betrachten, wenngleich ihr Gesichtsausdruck nicht ausgesprochen negerhaft ist. Auf Kleidung legten sie wie ihre Nachbarn noch vor wenigen Jahrzehnten sehr wenig Wert, denn die Männer gingen damals nackt.

Heute tragen sie alle ein togaähnliches Tuch, das, aus Baumwollstoff gefertigt, auf der rechten Schulter zusammengefaßt und unter der entblößten linken hindurchgezogen wird. Künstlerisch ausgeführt sind dagegen wie bei sehr vielen afrikanischen Völkern ihre Haartrachten. Schon bei den neugeborenen Kindern beginnen die Mütter mit Hilfe von Gummiarabikum, das ihnen die Mimosen liefern, unter Beimischung von Asche die Frisuren zu formen, die später als „Kamm", ähnlich dem der Perlhühner oder als eine Art festen Heiligenscheines getragen werden. Das Land ist ungemein stark bevölkert. Dorf reiht sich fast an Dorf, aber diese wieder sind in sich scharf abgesondert, stehen auf kleinem Flächenraum zusammen, dicht gedrängt um einen immer sauber gehaltenen offenen Raum in der Mitte, etwa dem Platz unter der Linde in vielen alten deutschen Dörfern entsprechend. Hier wohnt der Dorfhäuptling, hier versammeln sich die Männer am Abend, liegen auf Tierfellen oder Ambatschmatten und rauchen ihre gewaltigen Pfeifen, während aus einem Haufen glimmenden Kuhdüngers aufsteigende Rauchwolken für Schutz gegen die Moskitos sorgen. Meist erhebt sich in der Mitte des Platzes ein Baumstamm, an dem die Alarmtrommeln befestigt sind, welche die Dörfler zusammenrufen, wenn Gefahr droht, oder den Nachbarn durch Trommelsprache Kunde geben von allem, was im Lande vorgeht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Die ungeheure Übervölkerung des Landes hat die Shilluks, wie schon erwähnt, gezwungen, ihre eigentlichen Wohnsitze am Sobat großenteils aufzugeben und sich über das Westufer des Nils hinauszubreiten, wo sie weit in das Gebiet der Dinkas vorgedrungen sind, mit denen sie sich vermischt haben.

Wie die Dinkas weißen sie den Körper mit Kuhmistasche. Kuhmist und -harn spielen überhaupt bei ihnen eine große Rolle. Sie finden bei der Bereitung der Haartracht Verwendung, und außerdem werden die Trinkgefäße damit ausgewaschen, vielleicht um den Salzhunger einigermaßen zu stillen. Auffallende Ähnlichkeit zeigen ihre Schädel mit denen der heutigen Fellachen, sowie mit den in altägyptischen Gräbern gefundenen, also darf man annehmen, daß die Vorfahren der Shilluks einst viel weiter nach Norden gereicht haben, oder aber daß auch sie aus dem Norden eingewandert sind, wie viele andere Völker; so die Masai und die Watussi, jene zentralafrikanischen Riesen.

Die Hütten der Shilluks unterscheiden sich durch höhere Wände und pilzförmige Dächer von den spitzen der Dinkas. Die weiße Aschentünchung wirkt oft geradezu abschreckend. Denn die Eingeborenen begnügen sich nicht damit, den langen, meist klapperdürren Körper zu färben, sondern malen sich obendrein noch weiße Ringe um die Augen, und recht anschaulich schreibt Schweinfurth: „In diesen aschgrauen Gestalten glaubt man oft eher verschimmelnde Kadaver als lebende Wesen zu erblicken.“ Die äußerliche Häßlichkeit wird noch erhöht durch das Ausschlagen der unteren Schneidezähne.

Merkwürdig sind die Haartrachten. Durch sorgfältiges Ausreißen lassen die Männer schmale, meist von einem Ohr zum andern reichende Haarstreifen, oft deren mehrere in paralleler Richtung, stehen, die nun mit Ton, Harz und Kuhmist zusammengeklebt und in gleicher Richtung gehalten werden, so daß ganz feste Gebilde entstehen, so fest, daß sie gelegentlich bei einem Sturz abbrechen können!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Pfeil und Bogen sind ihnen unbekannt. Dieser bedürfen sie auch nicht, da sie in der Hauptsache nur Flußpferde jagen, die, wie erwähnt, mit der Harpune und Lanze erlegt werden. Meist sieht man sie mit einem keulenartigen, unten spitzen, oben tellerförmigen Stock, der ihnen gelegentlich beim Ausruhen als Sitz dient. Sonst stehen sie meist auf einem Bein.

Die Shilluks sind außerordentlich kriegerisch. Sie lebten bis vor zwei Jahrzehnten mit den Nachbarn in ständiger Fehde. Heute dürfen sie es nicht mehr. Die Engländer sorgen für Frieden, schon im eigenen Interesse. Beherrscht werden sie von einem König, der früher in Denab, später in Fashoda wohnte. 1861 wurde die Macht dieses kampfesfrohen Volkes von den Ägyptern gebrochen, dann kamen sie unter die Herrschaft der Mahdisten, heute gehört ihr weites Land zum englisch-ägyptischen Sudan.

Erwähnen möchte ich noch ihre ständigen Begleiter, die Hunde. Es scheint dieselbe Rasse zu sein, die wir schon auf den altägyptischen Denkmälern sehen, spitzschnäuzige, windhundähnliche, nur etwas schwerere Tiere, denen zum Unterschied von den meisten europäischen Hundearten die Afterklaue an den Hinterfüßen fehlt. Fabelhaft ist ihre Gewandtheit im Springen, unvergleichlich ihre Schnelligkeit, dank deren sie leicht jede Gazelle einholen und niederreißen. Ihre Färbung ist fuchsrot, die Schnauze schwarz.

Außer mit Ackerbauen, namentlich dem Anbau von Durhakorn, Tabak, Sesam und Bohnen, beschäftigen sich die Shilluks mit Viehzucht, und allenthalben sahen wir sie ihre Herden zum Nil treiben, als wir weiter nordwärts dampften.

Bald kam, als erste Erhebung seit langer Zeit, zur Rechten der Tofa Fam in Sicht, zur Linken aber breitete sich unendliches ebenes Land, bewohnt von den wilden, räuberischen Baggara, den Vorposten des alten Reiches Kordofan, des Landes, das der Mahdi seinerzeit dem tapferen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Slatin-Pascha entwand und jahrelang beherrschte, brandschatzte und aussog, so daß ein Drittel der Bevölkerung und mehr zugrunde ging. —

Anfangs hatten wir den Plan gehabt, etwa in dieser Gegend den Dampfer zu verlassen und uns durch das noch fast völlig unbekannte, wüste, wasserarme Gebiet auf dem östlichen Ufer des Nils durchzuschlagen bis hinüber nach Famaka am Blauen Nil. Ein Stück weit wollten wir seinem Lauf folgen, dann wieder in der Wildnis untertauchen und in den wildreichen Wäldern und Steppen am Dinder sammeln, in den Ländern, die ich drei Jahre zuvor gründlich durchreist hatte. Aber die Jahreszeit war zu weit vorgeschritten, die Hitze jetzt schon fast unerträglich. Häufige Gewitter, gelegentliche Regengüsse kündigten den nahenden Sommer. Da war es unmöglich, eine solche Reise auszuführen, zumal sie uns in eine der heißesten Gegenden Afrikas geführt hätte, nach Eneshemes, dem „Auge der Sonne", wie die Eingeborenen selbst diesen Landstrich nennen. Ich hatte ihn kennengelernt, wußte, daß es schon in der kühleren Jahreszeit dort unerträglich war, wieviel mehr jetzt. So gaben wir, obgleich alles vorbereitet war, den Plan auf und fuhren behaglich weiter nordwärts. —

Die üppige, alles überwuchernde Ufervegetation hat längst aufgehört. Schroffe Lehmwände erheben sich aus dem Fluß. Steppe dehnt sich nach beiden Seiten, bestanden mit vereinzelten Palmen und Mimosen sowie Gummiakazien, die das geschätzte Gummiarabikum liefern. Auf den Sandbänken sonnen sich Krokodile, zwischen denen unbekümmert unzählige Strandläufer und Bekassinen hin und her laufen. Gleich grauen Wolken erheben sich die wundervollen Kraniche mit trompetenartigem, halb klagendem Rufen, Enten und Gänse schwärmen stromab und stromauf. Es herrscht ein reges Leben. Auch die Zugvögel rüsten sich zur Heimreise nach den nordischen Brutstätten. In ganzen Zügen, einen gewissen Abstand wahrend, sehen wir

Falken dem Flußlauf folgen, Reiher und Störche ziehen in der Luft.

Friede um uns. Doch die Gedanken schweifen rückwärts.

Auf prächtigen Arabern kommen ein paar Reiter mit langen Lanzen angesprengt, die sie, nachschleifen lassend, kurz hinter der Spitze gefaßt haben, in weiße, wehende Gewänder gehüllt. Am Ufer parieren sie, blicken nach unserm Dampfer herüber. Es sind Baggara, Söhne jener wilden Horden, die unter der Herrschaft der Mahdisten einst ein furchtbares Blutregiment geführt hatten. Aus ihren Augen leuchtet Raubgier. Sie gedenken wohl der schönen Zeiten, wo sie nach Herzenslust plündern und morden konnten, ehe die Weißen die Macht des gewaltigen Kalifen brachen. Ich kenne die Burschen von meiner früheren Sudanreise her und muß gestehen, daß es mir nicht allzu behaglich zumute war, als ich ihrer dreißig und mehr unerwartet in meinem Lager auftreten sah. Nicht bescheiden, wie sonst die Eingeborenen den allmächtigen Weißen gegenüber, sondern herausfordernd und anmaßend. Doch davon will ich an späterer Stelle erzählen.

Hier am Weißen Nil riefen sie die Erinnerung an den Mann wach, der solange ihren Angriffen getrotzt, dann mehr als ein Jahrzehnt in ihren Händen in Ketten geschmachtet hat, jahrein, jahraus nur darauf bedacht, zu entfliehen, der mit bewundernswürdiger Selbstverleugnung diesen Horden, die er wie ihre Führer verachtete und haßte, immer ein freundliches Gesicht gezeigt hat, dabei seine Würde zu wahren wußte: Slatin-Pascha. Sein Name war einst in aller Munde, und heute noch nennen ihn Eingeborene wie Weiße mit höchster Achtung. Später, nach seiner Befreiung, nach Niederwerfung der Mahdisten, rückte er in die höchsten Stellungen, und hier verstand er durch erstaunlichen Takt, durch ein geschicktes Abwägen, Ausnützen seiner großen Menschen- und Sprachkenntnis zu vermitteln zwischen Regierung und Volk. Erst der Welt-

krieg verdrängte auch ihn aus seiner Stellung, nicht gerade zum Vorteil des Landes und seiner Beherrscher, der Engländer! Denn auf ihren Saladini-Pascha — so wurde er allgemein im Volksmund genannt — schworen hoch und niedrig, und es genügte zu erklären, daß man ein Freund von Slatin sei, um sogleich alle Wünsche erfüllt zu bekommen.

Es dürfte deshalb von Interesse sein, auf diesen eigentümlichen Mann und seine Schicksale etwas einzugehen, die mit der Geschichte des Landes so eng verknüpft sind.

Slatin-Paschas Wirken und seine Gefangennahme

Rudolf Slatin*, bekannt als Slatin-Pascha, oder, wie ihn die Araber nennen, Saladini-Pascha, unternahm, von Abenteurerlust getrieben, bereits mit sechzehn Jahren eine Reise nach Ägypten und weiter hinauf in den Sudan, nach Khartum, ja sogar das damals noch fast völlig unbekannte Kordofan erreichte er, wo er mit Gordon-Pascha zusammentraf, der ihn einige Jahre später, nachdem Slatin nach Europa zurückgekehrt und den Bosnischen Aufstand mitgemacht hatte, im Juli 1878, also den erst Einundzwanzigjährigen, zum Eintritt in ägyptische Dienste aufforderte, was er mit Freuden annahm. Man sieht hieraus, welchen Scharfblick Gordon für wirklich tüchtige Männer hatte.

Mit der ganzen jugendlichen Begeisterung warf sich Slatin auf sein Arbeitsgebiet, das ihm als Finanzinspektor unterstand. Auf Reisen kreuz und quer durch das Land erkannte er mit offenem Blick, wo Mängel bestanden. Rückhaltlos deckte er seinem Vorgesetzten die unzähligen Schäden und die herrschende Mißwirtschaft, die Erpressung und den verbrecherischen Steuerdruck der Beamten auf, machte sich dadurch manchen Feind unter den Offizieren,

---

* Geboren in Ober-St.-Veit b. Wien 7. Juni 1857.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

aber im ganzen Volk wurde er bekannt, beliebt, und sein Ruf verbreitete sich schnell bis in die äußersten Zipfel des weiten Reiches.

Aber es ist verständlich, daß es für den jungen, offenen, tatenlustigen Charakter keine angenehme Aufgabe war, allenthalben die verlotterten Beamten anzuzeigen. Er bat deshalb um Enthebung von seinem Posten und bekam nun eine Stelle, die ihm mehr zusagte, in der er nicht nur selbständig, sondern die für ihn auch vielversprechend war. Er wurde Mudir, das ist Gouverneur von Dara in Dar-Fur und hatte die nicht leichte Aufgabe, den aufsässigen Sultan Harun zu bekämpfen, der das ihm von den Ägyptern abgenommene Land seiner Väter wiedererobern wollte.

Auf langen, äußerst beschwerlichen, entbehrungsreichen Zügen folgte er diesem, bis es ihm endlich gelang, ihn zu stellen und zu schlagen. Leider entwischte ihm Harun, nachdem der größte Teil seiner Truppen gefallen war, konnte später wieder eine größere Anzahl Anhänger um sich sammeln und wurde, als er in die Provinz Dar-Gimmer eingefallen war, durch einen kühnen Überfall von Slatin besiegt. Er selbst fiel, nachdem seine Leute, erschreckt durch das böse Vorzeichen, daß ihm beim Besteigen des Pferdes der Steigbügelriemen gerissen, in Unruhe geraten und beim ersten scharfen Angriff geflohen waren. Sein Kopf wurde nach sudanesischem Brauch abgeschnitten und als Beweisstück dem Gouvernement zugeschickt.

Die nächsten Jahre waren mehr ruhiger Tätigkeit gewidmet, aber am politischen Horizont drohte immer die Wetterwolke des Mahdismus. Dieser hatte inzwischen sich den ganzen nördlichen Sudan untertan gemacht, und nun dachte der „Beherrscher der Gläubigen" daran, ernstlich mit denen aufzuräumen, die ihm entschlossenen Widerstand entgegensetzten. Schnell wollte er handeln, ehe die Regierung in Kairo sich zu einem Entschluß aufraffen, ein wirklich starkes, gut ausgerüstetes Heer schicken konnte, um mit einem Schlage die Macht des Mahdi zu brechen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Durch geheime Sendboten, die allenthalben die Wundermär seiner Heldentaten verbreitet hatten, war der Boden vorbereitet; der Prophet konnte hoffen, daß die Bevölkerung der weiten südlichen Länder sich ihm bei seinem Auftreten bald anschließen würde.

In Slatin-Pascha erkannte der Mahdi einen seiner Hauptgegner, denn dieser entschlossene Mann verstand es, seine Truppen geschickt zu verwenden, besaß Ansehen bei allen Schichten der Bevölkerung. Ihn unschädlich zu machen, war daher seine nächste Aufgabe. War er besiegt, so hatte der Mahdi auch noch das reiche Dar-Fur und die westlichen Länder bis zur Sahara fest in der Hand.

Somit war Slatin nach dem Fall von El Obeïd vom Nil und damit von der Kultur abgeschlossen. Auf irgendwelche Unterstützung, Munitionsnachschub konnte er nicht mehr rechnen. Mit dem, was in seiner Hand war, mußte er haushalten, sich wehren, bis endlich Hilfe von „außen" kommen würde. Aber konnte er hierauf hoffen?

Sorgfältig traf er seine Vorbereitungen, warf im Norden seiner Provinz einen Aufstand nieder, kehrte nach Dara, seiner Hauptstadt, zurück, aber da erreichte ihn die Nachricht, daß sich im Süden des Landes die Habania, Maalia und Risegat empört hatten. Letztere waren besonders gefährlich, da sie von dem außerordentlich energischen, Slatin sehr wohl bekannten Madibbo geführt wurden. Allenthalben hin entsandte dieser seine schnellen Reiter, ließ die Telegraphenleitungen zerstören, kleine Posten aufheben, die Bevölkerung durch Drohungen oder Lockungen veranlassen, sich dem Mahdi anzuschließen.

Um hier das Ansehen der Regierung zu retten, entsandte Slatin den Mansur-Effendi mit einigen hundert Mann. Dieser war aber zu vertrauensselig. Der kluge Madibbo war ihm weit überlegen, und unversehens stürzte dieser sich aus dem Hinterhalt mit seinen wenn auch schlecht bewaffneten, aber todesmutigen Scharen auf ihn. Ein kurzes furchtbares Blutbad, und mehrere Hundert von Mansurs

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Soldaten lagen auf dem Kampfplatz, mehr als 300 Gewehre neben Munition, unersetzbare Gegenstände für Slatin, gingen verloren. Wohl gelang es dem zu Hilfe herbeieilenden Oberbefehlshaber, Madibbos Lager mit schnellem Handstreich zu nehmen und zu zerstören, aber den gewandten Risegat-Großscheich selbst konnte er nicht fassen.

Noch einmal schien sich das Kriegsglück für Slatin zu entscheiden. Seine Unterbefehlshaber schlugen an mehreren Stellen größere und kleine Mahdistenhaufen, und so trat für einige Zeit Beruhigung ein. Diese benutzte er zur Ausrüstung eines Feldzuges gegen die Risegataraber, ins Land Schakka. Auf das sorgfältigste wurde alles vorbereitet, und so konnte Slatin hoffen, das verlorene Land zurückzuerobern. Sorge bereitete ihm nur die Beschaffenheit des Landes, denn es bestand hauptsächlich aus mit Bäumen und Dornbüschen bewachsener, unübersichtlicher Steppe. Infolgedessen war der Überblick sehr beschränkt. Slatin ließ, um gegen unerwartete Angriffe möglichst geschützt zu sein, die Truppen in Karreeform marschieren. In ihrer Mitte zogen die Lasttiere, den äußeren Schutz bildeten einige tausend Lanzenträger. Es gelang ihm auch unerwartet, das Dorf Madibbos zu überrumpeln und daselbst große Mengen Getreide zu erbeuten, aber schon wenige Tage später, als Slatin fieberkrank auf der Tragbahre lag, wurde seine Truppe, gerade als sie einen großen, zähschlammigen Sumpf durchzog, in dem die Lasttiere steckenblieben, von gewaltigen Massen Madibboleuten angegriffen. Nur mit der langen Stoßlanze und den fürchterlich gezackten Wurfspeeren bewaffnet, stürzten sich diese fanatischen, todesverachtenden Scharen auf die großenteils im Sumpf steckenden Ägypter, metzelten die überraschten Hilfstruppen nieder, durchbrachen das Karree, fast kein Lasttier entging ihren mörderischen Stichen. Mit unglaublicher Energie riß sich Slatin zusammen, und durch geschicktes Vorgehen mit einer Anzahl erprobter Schützen gelang es ihm, die Lage dadurch zu retten, daß er die Angreifer in der Seite

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

packte und unter ein rasendes Flankenschnellfeuer nahm. Aber als die Sonne sank, waren von Slatins 8500 Mann nur noch etwa 900 übrig, der Rest lag erschlagen in Haufen aufeinander im Karree oder im Busch verstreut, auf der Flucht niedergemacht. Auch die Angreifer hatten gewaltige Verluste. Aber was machte das aus? Täglich sich vermehrend, strömten neue Haufen den Mahdisten zu. Jeder Sieg wurde in alle Welt hinausposaunt. Immer mehr stieg der Glaube an die göttliche Sendung, an die Unbesiegbarkeit des Mahdi.

Slatin war mit den Trümmern seines Heeres in einer bösen Lage und erwog den Plan, der sicher, wenigstens vom menschlichen Standpunkt aus gesehen, der vernünftigste gewesen wäre: noch in der Nacht zu fliehen, um möglichst bald seine Hauptstadt Dara zu erreichen. Doch dieser Gedanke wurde verworfen. Eine Seriba ward errichtet, und hinter dieser erwarteten die durch den langen, wasserlosen Marsch, den wenn auch kurzen, doch verzweifelten Kampf erschöpften Soldaten den Angriff der Risegataraber. Noch in der Nacht begruben die Soldaten die um ihr Lager liegenden Leichen der Gefallenen, deren Geruch die Luft verpestete und unzählige Hyänen und Schakale heranlockte. Dann sanken sie müde nieder. Doch aufmerksam spähten die Wachen in die Nacht hinaus. Wohl kannte Slatin die Gewohnheit seiner Feinde: nicht in den ersten Nachtstunden war der Angriff zu erwarten, sondern später, wenn anzunehmen war, daß auch die Wachen ermüdeten, in den Stunden kurz vor Morgen. Und so geschah es. Wie Geister tauchten plötzlich in ihren weißen Giubben (Kittel) die Mahdisten auf, mit wildem Kampfgeschrei warfen sie sich auf die Seriba, doch ein furchtbares Schnellfeuer sprühte ihnen entgegen. In Reihen sanken die dreisten Angreifer nieder, rasch, wie sie erschienen, verschwanden sie.

Nun zeigte sich aber, wie falsch es gewesen war, nicht gleich auf Dara loszumarschieren, denn tagtäglich umschwärmten die Mahdisten das Heer Slatins. Ständig be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

unruhigten sie die vollkommen eingeschlossenen Truppen. Geführt von einem ganz besonders kühnen Kommandanten Madibbos stürmten sie, ungeachtet aller Verluste, immer wieder an, bis dieser kühne Mann fiel. Dann erst ließen die Angriffe an Heftigkeit nach.

Aber noch schlimmere Feinde nahten: Hunger und Durst. Dazu kam, daß der Pestgeruch der durch die Hyänen ausgescharrten Leichen den Aufenthalt in der Seriba unmöglich machte.

Nichts gab es mehr zu essen. Selbst Slatin nährte sich nur noch von Resten von Durrahfladen, zusammengebacken mit einer kleeartigen Pflanze. Alle getöteten und verhungerten Tiere waren aufgezehrt, und so beschloß Slatin, sich mit seinen Leuten durchzuschlagen. Ein trauriger Zug, in der Mitte die mehr als 150 Verwundeten, bewegte sich das Karree langsam vorwärts, ständig beunruhigt von Madibbos Reitern. Ein großes Glück war es, daß sich gerade in dieser Gegend der „Fayo", eine dem schwarzen Rettich ähnliche, sehr wasserreiche Wurzel fand, durch die sie ihren Durst stillen konnten. Unerwartet lief ihnen auch noch ein Risegathirt mit einer großen Schafherde in die Hände, und als dieser ihnen, gezwungen, auch noch einen nahen Teich zeigte, waren die Soldaten so glücklich, daß sie, als echte Orientalen, alle Vorsicht außer acht ließen und sich auf das erfrischende Naß stürzten.

Aber offenbar spielte auch hier wieder die Kriegslist der Mahdisten eine Rolle, denn als die Ägypter sich in dichten Haufen ordnungslos an das Wasser drängten, brachen aus dem Gebüsch die braunen Scharen hervor. Nur im letzten Augenblick konnte Slatin etwa 50 gute zuverlässige Schützen um sich sammeln und durch Kreuzfeuer die Angreifer zurückwerfen. Auf dem Kampffeld selbst, umgeben von Toten — Verwundete werden in diesen Kämpfen meist niedergemacht —, wurden die Schafe gebraten, Lachen und Freude rundum: Zum erstenmal wieder genossen die Soldaten seit langen Tagen ein ordentliches Mahl.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Was kümmerte sie das Morgen? Heute hatten sie zu essen. „Insh Allah!" („So Gott wollte!") lebten sie morgen. Hatte er anders beschlossen, so war gegen das Schicksal nicht anzukämpfen.

Ernst blickte Slatin auf seine zusammengeschmolzene Schar. Ihn mochten trübe Gedanken beschleichen. Wie würde die Zukunft werden, wie lange noch würde er sich mit seiner sich von Tag zu Tag mehr verringernden Truppe gegen die ständig wachsende Macht des Mahdi halten können? Dazu war er selbst mehrfach verwundet. Eine Kugel hatte ihm den Ringfinger der rechten Hand zerschmettert, eine zweite stak tief im rechten Oberschenkel, und am rechten Knie hatte er die zackige Rißwunde einer Wurflanze.

Noch hoffte er, daß die Regierung ihm Entsatz schicken, er sich bis zu dessen Eintreffen würde halten können.

Ernst war der Einzug in Dara. Zu groß waren die Verluste, die dieser unglückliche Feldzug gebracht hatte, gewesen. Aber auch hier in seiner Hauptstadt veränderte sich bald manches. Die ständigen Siege des neuen Propheten blieben auf die Dauer nicht ohne Wirkung auf die Bevölkerung, auf die Soldaten. Geschickt verstanden die Sendboten die Stimmung auszunutzen. Sie begannen gegen Slatin zu hetzen, warfen ihm seinen christlichen Glauben vor, verhöhnten offen die „Gläubigen", die sich von einem „ungläubigen Hund" führen ließen.

Die Gärung wuchs, und nur dadurch, daß Slatin rechtzeitig gewarnt wurde, konnte er die Rädelsführer fassen. Er ließ sie, nach kriegsgerichtlicher Verurteilung, erschießen.

Das half auf einige Zeit. Aber bald erklärte ihm ein befreundeter Offizier, daß abermals die Soldaten auf seinen Glauben zurückkämen. Eine ganze Nacht über ging Slatin mit sich zu Rate. Die Klugheit kämpfte mit dem Herzen. Er wußte, daß er mit einem Wort das Vertrauen der Seinen wiedergewinnen würde, aber das hieß: „Übertritt zum Mo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

hammedanismus." Endlich hatte er sich durchgerungen. Das weite Land war ihm von der Regierung anvertraut. Wollte er es erhalten, so mußte er seine eigenen Interessen hintansetzen. Tat er es nicht, so war alles, er selbst, verloren, das war klar. Und so entschloß er sich zu diesem schweren Schritt. Alle seine Truppen führte er auf den Übungsplatz vor der Stadt, ließ ein Karree bilden und verkündigte vor versammelten Offizieren und Mannschaften, daß er Mohammedaner geworden sei, von nun an jeden Freitag mit ihnen öffentlich beten würde.

Unter Jubel begrüßten die Soldaten diese Tat der Selbstverleugnung und beglückwünschten ihn. Das alte Vertrauen war wiederhergestellt. Stolz waren sie auf ihren Saladini-Pascha.

Doch alles das, seine Kämpfe, seine gelegentlichen Erfolge, hatten nur rein örtliche Bedeutung. Unaufhaltsam wuchsen Ansehen und Macht des Mahdi. Es war, wie wenn eine Seuche langsam aber sicher alle Farbigen ergriff, selbst Männer, die Slatin jahrelang nahegestanden hatten, wurden schwankend, traten anfangs insgeheim, dann offen zum Feind über. In mancher Beziehung war dies Slatin ganz angenehm, denn nun konnte er, weniger beobachtet von heimlichen Gegnern, die Befestigungen von Dara verstärken, Vorräte anhäufen, um nötigenfalls einer längeren Belagerung zu widerstehen. Und neue Hoffnung tauchte auf: Slatin erhielt die geheime Nachricht, daß Hicks-Pascha mit einem großen Heere nahe, daß mit einem Schlag der Mahdismus vernichtet werden sollte. Doch so sicher war Slatin von dem erwarteten Erfolge nicht überzeugt, zu gut kannte er durch jahrelange Erfahrung die Schwierigkeiten, die sich größeren Truppenkörpern, namentlich in dieser ungünstigen Jahreszeit, entgegenstellten, aber hoffen mußte er, sonst war von vornherein alles verloren.

Da brach Bischari-Bei, der Großscheich der Beni Halba, in das Gebiet von Dara ein, raubte Weiber und Kinder, plünderte und sengte. Slatin warf ihn durch einen schnel-

len Handstreich auf Maschaba, das Hauptdorf des Aufrührers zurück, und dieser selbst fiel im Kampfe.

Aber immer dichter zogen sich die Gewitterwolken um Dara zusammen. Allenthalben verließen Männer die Dörfer und schlossen sich den Mahdisten an. Immer dreister schwärmten Madibbos Reiter in Slatins Gebiet. Und wenn es diesem auch noch einmal gelang, dessen Dorf durch kühnen Handstreich zu nehmen, so waren das alles doch keine Schläge, die dauernden Erfolg hatten.

Kleiner, immer kleiner wurde seine Truppenzahl. Die Munition war bis auf einen geringen Vorrat verschossen. Und das wußten Slatins Gegner. Mehr als einmal forderten sie ihn zur Übergabe auf. Um Zeit zu gewinnen, ließ er durch einen treuergebenen Scheich Übergabeverhandlungen anknüpfen, denn im stillen hoffte er ja, daß Hicks-Pascha trotz aller Schwierigkeit der Mahdisten Herr werden würde.

Täglich erwartete er Nachrichten. Aber nur Gerüchte durchschwirrten das Land. Um die Stimmung seiner Leute zu heben, verbreitete er selbst ab und zu Nachrichten von großen Siegen der Entsatztruppen. Unter Kanonendonner wurden „eben eingetroffene Befehle der Regierung bekanntgegeben", aber auf die Dauer konnte er auf diese Weise seine Leute nicht aufmuntern. Zu gründlich arbeitete die Wühlarbeit der Mahdisten.

Da traf die Nachricht ein, daß sich Ummschanger, einer der letzten Posten Slatins, ergeben, und Zogal-Bei, ein früherer Untergebener Slatins, zur Belohnung hierfür vom Mahdi zum „Emir des Westens" ernannt worden sei.

Nun hielten sich nur noch Dara und Fascher. Noch immer zögerte Slatin mit der Übergabe, obgleich die verschiedenen Emire, mit denen er verhandelte, sich ihm nicht feindlich zeigten und gute Behandlung von seiten des Mahdi zusicherten. Sie schätzten in ihm den tapferen Mann und gewissenhaften Beamten.

Da erschien am Abend des 20. Dezember 1883 Achmed el Kritli, einer seiner Untergebenen, den er mit Botschaft nach

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dem Entsatzheer gesandt hatte, und brachte die niederschmetternde Kunde, daß Hicks-Pascha mit allen seinen Offizieren und fast dem gesamten Heer gefallen sei.

Das war das Ende. Wohl fühlte es Slatin.

Er berief seine Offiziere zu einer Versammlung und teilte ihnen seine Ansicht mit. Einstimmig erklärten sie sich für die Übergabe unter der Bedingung der Schonung von Leib und Leben. Nur zu gut war sich Slatin bewußt, welch furchtbarer Zeit er entgegengehen würde, er, der einzige Christ unter Millionen fanatischster Mohammedaner — denn er gab sich keiner Täuschung hin, daß wenigstens der Mahdi und seine Umgebung an den Ernst seines Religionswechsels nicht glaubten.

Am 24. Dezember verließ der Unglückliche Dara, um sich zu Zogal zu begeben. Traurige Weihnachten, die dieser heldenhafte Kämpfer, fern der Heimat, verleben mußte. Wie ein Hohn kam es ihm vor: „Friede auf Erden", und er ging einer Zukunft, einer Gefangenschaft entgegen, voll Leid und Demütigung, Jahren, in denen er auf jedes seiner Worte, seiner Gebärden achten mußte, wollte er nicht die furchtbarsten Strafen, den entsetzlichsten Martertod erleiden.

So fiel Dara. Wohl hielt Zogal sein Wort, daß den Gefangenen das Leben geschenkt würde, aber sonst wurde ihnen alles, alles genommen. Nur den notwendigsten Hausrat durften die Unglücklichen mit sich nehmen. Jeder Silber- und Kupferreif wurde den Frauen, Mädchen und Kindern von den Armen genommen. Dann folgte die Durchsuchung der Häuser. Wer nicht alles gab, was er besaß, wurde auf die entsetzlichste Weise gemartert. Unter den Hieben der aus Nilpferdhaut gefertigten langen Peitschen stöhnten und jammerten die Gepeinigten. Die beutegierigen Schufte knüpften die Gefangenen im glühenden Sonnenbrand mit den Beinen auf, ließen sie stundenlang hängen, bis sie, von Kopfschmerzen halb wahnsinnig, die Verstecke ihrer Habe angaben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Wer sich da noch weigerte, wurde Tag für Tag gemartert. Als Fascher fiel, und der Major Hamada-Effendi das Versteck seines Goldes nicht verriet, ließ Zogal, dessen Wut zur Raserei gesteigert war, dem Unglücklichen täglich 1000 Peitschenhiebe aufzählen, so daß das Fleisch in Fetzen vom Körper hing, aber der Mann blieb fest. Selbst als der entmenschte Peiniger ihn seinen Todfeinden übergab, die in die eiternden Wunden Salz- und Pfefferwasser gossen, um ihn vor Schmerzen rasend zu machen, schwieg der alte Major. Auch im Martertode hat er das Geheimnis nicht preisgegeben!

Nun begann Slatins Leidenszeit, die elf Jahre dauern sollte. —

In den Händen des Mahdi

Das Schicksal des Sudans erfüllte sich langsam weiter. Im Mai 1884 mußte Lupton-Bei die Bahr el Ghazal-Provinz übergeben, bald fiel auch im Norden Berber. Damit war das weite Land vom Roten Meer bis zum Bahr el Ghazal, von Berber bis Fashoda in der Hand des Mahdi. Im Süden hielt sich in der Äquatorialprovinz nur noch Emin-Pascha, und im Norden Gordon-Pascha in seiner Hauptstadt Khartum.

Erst im Mai, also nach fast fünfmonatiger Gefangenschaft, ließ der Mahdi Slatin zu sich kommen. Dieser hatte inzwischen natürlich vollkommen Tracht und Sitten der Mahdisten annehmen, ihre langen Glaubens- und Gebetsübungen mitmachen müssen. Durch Männer, die ihn von früher schätzten, wurde er gleich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft gewarnt, recht auf der Hut zu sein, ständig würde er umlauert, sei von Spionen umgeben, die jede Gebärde, jede Äußerung, die er machte, namentlich nachteilige, sofort Zogal oder dem Mahdi hinterbringen müßten. Zu gut kannte er ja seine verschlagenen Sudanesen, um an der Aufrichtigkeit dieser Warnung zu zweifeln. So war er vorsichtig, heuchelte, wo es der Augenblick erforderte, denn ein unbedachtes Wort hätte ihm Monate, ja Jahre schwerster körperlicher und seelischer Pein einbringen können.

Ehe er zum Mahdi selbst kam, ließ ihn dessen allmäch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

tiger Stellvertreter, der Kalif Abdullahi, zu sich kommen. Die Lanze schwingend, galoppierte Slatin auf ihn zu, der ihn nach den ersten Worten der Begrüßung an die Brust drückte mit den Worten: „Gott sei gepriesen, daß er uns vereinigt!“

Und Slatin antwortete: „Ja, Gott sei gepriesen, daß er mich diesen Tag erleben ließ!“

Welche Heuchelei auf beiden Seiten, aber es ist sudanesischer Brauch. Wehe, wer dagegen verstößt.

Aber gleich nach diesem Zusammensein erhielt Slatin wieder einen geheimen Wink: „Sei vorsichtig, halte die Zunge im Zaum, traue niemand“, und der Warner war verschwunden. Er fühlte, er hatte Freunde, auch in Feindesland, dank der Rechtschaffenheit, mit der er all die Jahre das Land verwaltet hatte. Damit wurde ihm aber auch mit jedem Tage klarer, daß der ganze Mahdismus auf tönernen Füßen stand, daß weitaus der größte Teil der Bevölkerung nur gezwungen sich dem Joch dieses heuchlerischen „Glaubensstreiters“ beugte, die Giubbe, das Gewand der Gleichheit und Armut, nur zum Schein trug.

Doch nicht nur Tage der Heuchelei, der ewigen Wachsamkeit folgten, sondern er mußte auch äußerlich suchen, das Vertrauen seiner Überwinder zu gewinnen, mußte die stundenlangen Glaubensübungen mitmachen, die Lobpreisungen des Mahdi über sich ergehen lassen. Sicher war ihm dabei mehr zum Fluchen zumute als zum Beten. Aber was half es? Auf Schritt und Tritt sah er die Unglücklichen, die täglich wegen der kleinsten Geringfügigkeit ausgepeitscht, mit riesigen Ketten und Fesseln belastet wurden, sah täglich Hinrichtungen. Allenthalben humpelten Verstümmelte herum, denen aus irgendeinem nichtigen Grunde Hand und Fuß abgeschnitten waren. Mit Blut und Marter ist die Geschichte des Mahdismus geschrieben. Bei jeder Gelegenheit wurde Slatin in hinterhältiger Weise auf die Probe gestellt. Einmal erlaubte ihm der Kalif, wenn er wolle, nach Dara zurückzukehren. Doch Slatin durch-

schaute ihn und lehnte das Anerbieten lächelnd ab; er sei glücklich, in der Nähe des Mahdi weilen zu dürfen und würde nicht gehen, wenn man ihn nicht dazu zwänge.

Und doch ließ er einmal die Vorsicht außer acht. Der Mahdi forderte ihn auf, an Gordon, seinen hochverehrten Vorgesetzten, Briefe zu schreiben und ihn zur Übergabe aufzufordern. Slatin tat das gezwungen, fügte aber Wendungen bei, die Aufklärung über die ganze strategische Lage geben konnten. Hierauf hatte der Mahdi offenbar nur gewartet. Durch einen des Englischen mächtigen Araber hatte er den Brief übersetzen lassen, und umgehend wurde Slatin in Eisen gelegt. Nun hatte der Gewaltherrscher den Schein des Rechts, auf den er lange gewartet hatte. Selbst heuchlerisch, glaubte er ja nie recht an die Äußerung der Zuneigung und Verehrung von seiten Slatins. Dessen Beine wurden zwischen zwei enge Eisenringe gezwängt, die mit einer schweren Eisenstange verbunden waren. Um den Hals bekam er einen vorn zugenieteten Eisenring mit schwerer Kette, die wieder an den Fußfesseln angeschmiedet war. So war der Held so vieler Schlachten unschädlich gemacht, jetzt konnte er nicht entfliehen.

Um sich an dem Anblick des Gefesselten immer weiden zu können, mußte Slatin den Mahdi auf seinen weiteren Zügen begleiten. Mit Schrecken nahm er wahr, daß sich das gewaltige Heer, zu dem unterwegs immer neue Haufen stießen, langsam nordwärts wälzte. Da war kein Zweifel: Khartum war das Ziel, der Mahdi holte zum letzten, vernichtenden Schlage aus. Hatte er erst die Hauptstadt genommen, dann war er unbestrittener Herr über den gesamten Sudan, dann war kaum noch zu fürchten, daß die Ägypter oder Engländer weiteres gegen ihn unternehmen würden, denn nördlich der Hauptstadt dehnte sich die gewaltige Wüste, zu deren Überwindung mit einem Heer es Wochen bedurft hätte; und wenn die Feinde etwa den Nil benutzen und mit Flußkanonenbooten kommen sollten, so war dem durch Befestigungen an den Stromschnellen

leicht vorzubeugen, die nötigen Geschütze würden ja in Khartum erbeutet werden. In jener Zeit erschien ganz unerwartet im Lager des Mahdi ein Franzose: Olivier Pain. Das Unternehmen dieses Mannes zeigt, wie die Franzosen versuchten, in jeder Weise den Engländern im Sudan und Ägypten Schwierigkeiten zu machen. Sie konnten es nicht verwinden, daß ihnen die kaufmännisch überlegenen Engländer die Suezkanalaktien abgenommen und sie auch sonst fast vollkommen aus Ägypten verdrängt hatten. Nun suchten sie die Feinde der Engländer und auch aller Weißen zu unterstützen, eine Tat, die dieser „Kulturnation", die immer behauptet, nur für die Zivilisation zu kämpfen, würdig ist. Durch diesen Olivier Pain boten sie dem Mahdi, dieser Geißel der Menschheit, zum Kampf gegen die Engländer Waffen und jede andere Unterstützung an. Doch sie hatten sich im Mahdi getäuscht. Hochmütig wies er ihr Angebot ab:

„Ich baue nicht auf menschliche Hilfe, sondern vertraue auf Gott allein und seine Propheten. Dein Volk ist ein Volk der Ungläubigen. Niemals werde ich mich mit ihnen verbinden. Meine Feinde aber werde ich schlagen mit Hilfe Gottes." Tausendstimmiges Geschrei der gespannt lauschenden Menge folgte diesen Worten. Für den Franzosen bedeutete es eine schwere, unerwartete Niederlage — er hatte die Mahdisten unterschätzt.

Hatte er nun gehofft, nach Mißlingen seiner Sendung bald in die Heimat zu seiner Frau und zwei kleinen Kindern zurückkehren zu können, so hatte er sich schwer getäuscht. Genau wie jeder andere Weiße, der in die Hände der Mahdisten fiel, wurde auch er als Gefangener gehalten, und ließen sie ihn auch nicht öffentlich ihre Verachtung fühlen, so sagte ihm ein mitgefangener farbiger ägyptischer Offizier einmal richtig die Meinung:

„Leute, die nur darauf ausgehen, Menschen zu morden, Beute zu machen und die Frauen und Mädchen eures Glaubens als Sklavinnen zu mißbrauchen, die unterstützt

ihr und bietet ihnen Geld und Waffen an. Wenn aber ein armer Mann von unserer Rasse einen Neger kauft — der sich von dem Tier nur dadurch unterscheidet, daß er gerade einige Worte sprechen kann —, damit er ihm bei der Bebauung seines Ackers behilflich ist, das nennt ihr sündhaft und grausam und nehmt euch heraus, eine solche Handlung zu bestrafen."

Deutlicher und besser konnte er die ganze Heuchelei der Politik, der Sklavereibekämpfung kaum zeichnen, denn wenn auch die privaten Wohlfahrtsgesellschaften in Europa und Amerika wirklich sich über die bei Sklavenjagden vorkommenden Grausamkeiten ereiferten und deshalb Abhilfe forderten, so war den Regierungen selbst, den Herren der hohen Politik, ganz gleichgültig, wie viele Tausende bei den Sklavenjagden und Transporten zugrunde gingen. Paßte es ihnen, so hatten sie ja hierin eine gute Handhabe, unter dem Deckmantel des „Kampfes für Kultur und Zivilisation" vorzugehen und das Schäfchen zu scheren. Paßte es ihnen nicht, so mochten die Grausamkeiten zum Himmel schreien, sie wurden nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt, wie hier in dem Fall Olivier Pain oder später bei Behandlung der eingeborenen Gummisammler im Kongostaat.

Diese moralische Niederlage hatte der Franzose nicht erwartet, und als er nun sah, daß er genau wie die übrigen gefangenen Weißen gehalten, dieselbe Kost wie diese essen, in seiner Bewegungsfreiheit in gleicher Weise beschränkt wurde, siechte der an sich schon schwache Mann dahin und erlag, noch ehe der Mahdi vor Khartum ankam, dem Fieber.

Für Slatin war der Zug dorthin ein Martyrium gewesen. Quer auf einem Esel hockend — seiner Fesseln wegen konnte er nicht im Männersitz reiten —, ohne Schutz der unbarmherzig herabbrennenden Sonne ausgesetzt, gequält von den durch die Bestrahlung glühendheißen schweren Fesseln, halb verhungert langte er vor der Hauptstadt an. Welche

Gefühle mögen ihn beschlichen haben, als er von Omdurman aus jenseits des Weißen Flusses die Mauern des langgestreckten Gouvernementspalastes zwischen Palmen ragen sah, Stätten, wo er so frohe Stunden und Tage verlebt hatte. Heute lag er davor als Gefesselter, sollte gezwungen werden, die Geschütze zu richten auf die Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden, gegen den Mann, den er wie einen Vater verehrte. Nein, das tat er nicht. Und die Folge? Erkannte der großmütige Mahdi, dieser „Gottgesandte", etwa das Mannhafte in Slatins Betragen an? Nein, er sah darin einen weiteren Beweis der Unzuverlässigkeit. Erfreut benutzte er die neue Gelegenheit, ihm weitere schwere Fesseln anzulegen.

Und bald donnerten die Geschütze. Die ersten Bomben flogen nach Khartum! Slatin aber lag in der Ecke des allgemeinen Gefängnisses, mit unzähligen andern Unglücklichen, die eng zusammengepfercht in dem schmutzigen Raum wehrlos den Myriaden schwarzer Fliegen preisgegeben, die den Fluch des Sudans, eine furchtbare Geißel aller Reisenden bilden. An Nase, Mund und Augen kleben sie, umschließen diese Körperteile wie mit einer schwarzen lebendigen Kruste. Und keine Möglichkeit bestand für den Gefesselten, sich ihrer zu erwehren. Dazu kam die durch die Ausdünstung der vielen Menschen verpestete Luft, der ewig wehende Staub und Sand, die unerträgliche Sonnenglut, von der seelischen Pein gar nicht zu reden.

Slatins Herz bebte für Gordon-Pascha, dessen Schicksal sich erfüllen mußte, wenn nicht bald Hilfe von außen kam. Und sie war so nahe. Nördlich von Khartum, etwa halbwegs nach Berber, bei Metemmeh, lag das englische Entsatzheer, ausgerüstet mit allem, was die Belagerten brauchten. Gordon hatte ihnen drei Heckraddampfer entgegengeschickt, dringend um Hilfe gebeten. Stündlich schweifte sein Blick den langsam dahingleitenden Nil abwärts. Die hochgebauten Dampfer mußten doch endlich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

kommen! Aber vergebens. Aufgewirbelter, vom Wüstenwind langsam ostwärts getriebener Sand und Staub zeigten an, daß immer neue Scharen dem Mahdistenheer zuströmten. Enger schloß sich der eiserne Kreis. Noch hielt sich auf dem linken Nilufer anfangs das kleine Fort Omdurman, aber am 18. Januar 1885 wurde es im Sturm genommen. Drüben unter Palmen halb verdeckt schimmerte der weiße Palast Gordon-Paschas. Sehnsüchtig, stolz spähte das Auge des Mahdi hinüber. Er wußte: noch wenige Tage, dann mußte die stolze Hauptstadt des Sudans fallen, dann würde er Einzug halten in Khartum, dann erst hatte er sein Eroberungswerk gekrönt.

Gordon versuchte nun, so gut wie möglich die Hauptstadt noch in Verteidigungszustand zu versetzen. Von der Landseite ging das, aber schwerer war es von der Nilseite. Hier sank das Wasser jetzt Ende Januar immer mehr, und so wurde ein etwaiger Flußübergang bedeutend erleichtert. Was kam es dem Mahdi darauf an, wieviel Menschen bei einem Sturm fallen würden? Ungezählte begeisterte Truppen standen ihm zur Verfügung, gern gaben sie ihr Leben hin, denn die ewige Seligkeit winkte ihnen. Ja, bei den gewaltigen Heerschauen, die er Freitags abzuhalten pflegte, verstand er es, die Menge in eine Art geistliche Hypnose zu versetzen, denn ständig wuchsen die Gerüchte von Engelserscheinungen und ähnlichem. Eine Massensuggestion hatte das Volk befallen.

Traurig war das Los eines gefangenen englischen Offiziers, dessen Frau und fünfjähriges Töchterchen gleichfalls in die Hände der Mahdisten gefallen waren. Wollte er dieses arme Kind nicht der größten Not aussetzen, so mußte er sich, nachdem man ihn vorher durch Anlegen von schweren Fesseln gequält hatte, dazu verstehen, eines der Belagerungsgeschütze zu bedienen. Man sieht hieraus die ganze Brutalität der Mahdisten, die mit den Gefangenen wie die Katze mit der Maus spielten, sich an ihrer Seelenqual weideten, denn innerlich wußten sie ja doch, daß die

Gefangenen sie hassen mußten, trotz aller Worte der Treue und des Lobes, das sie auf den Lippen führten.

Slatin hatte Kunde erhalten, daß ein Entsatzheer langsam herannahe, nur zu langsam, denn aus einem ihm hinterbrachten Zettel wußte er, daß sich Gordon nur werde bis Ende Januar halten können, und noch immer kamen die von diesem nach Norden geschickten Dampfer nicht zurück.

In dieser schweren Zeit kamen für Slatin ganz unerwartet Tage der Freude. Die Vorhut der Engländer war auf starke Mahdistentruppen unter Führung einer größeren Anzahl von Emiren gestoßen und hatte diese bei Abu Klea vollständig vernichtet, Tausende waren bei diesem Kampfe umgekommen. Schon die nächsten Tage brachten neue Siegesbotschaften und die Nachricht, daß die Engländer bis Metemmeh am Nil vorgedrungen und hier Schanzen aufgeworfen hätten.

Das waren harte Schläge für den Mahdi. Er berief seine Emire zu einer großen Beratung, die mit dem Entschluß endete, sobald wie möglich Khartum mit stürmender Hand zu nehmen. Sofort gingen die Boten nach allen Teilen des gewaltigen, sich um die Hauptstadt hinziehenden Lagers: Vorbereitung zum allgemeinen Sturm wurde befohlen. Slatin blieb all das nicht verborgen. Wie gern hätte er Gordon verständigt, aber es war unmöglich.

Merkwürdigerweise hatte dieser offenbar keine zuverlässigen Späher im Mahdistenlager, sonst wäre es unverständlich, daß er am Abend Feuerwerk abbrennen, die Militärmusik zur Aufheiterung des Volkes spielen ließ, während die Mahdisten sich zum letzten Kampf, der mit dem Fall von Khartum enden mußte, rüsteten.

So nahte Sonntag, der 25. Januar 1885. Der Mahdi mit allen seinen Großen setzte über den Fluß, versammelte das gesamte Belagerungsheer und durch seine große Rednergabe versetzte er die Truppen in einen wahren Begeisterungstaumel. Er selbst kehrte dann nach Omdurman zu-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

rück und mit ihm seine Kalifen, außer Scherif, der es als besondere Gnade sich ausbedungen hatte, den Entscheidungsschlag gegen die Christenhunde führen zu dürfen.

Ausnahmsweise herrschte trotz der großen Begeisterung der Truppen Ruhe in dem gewaltigen Lager. Der Mahdi hatte alle Beifalls- und Begeisterungsäußerungen ausdrücklich verboten, um die Aufmerksamkeit der Belagerten nicht zu erregen. Und er erreichte vollständig seinen Zweck.

Gordon ahnte nichts. Die Stadt schlief. Scheinbar paßten auch die Wachen nicht auf, denn im ersten Ansturm wurden die Befestigungen überrannt, nur ein paar Kanonenschüsse, einige Salven, dann einzelne Schüsse: Khartum war gefallen. Unbeschreibliches die Nacht über währendes, sich auf dem jenseitigen Ufer fortpflanzendes Freudengeschrei, das weithin hallende Trillern der Araberfrauen kündeten besser als Eilboten den Fall der Hauptstadt.

Jetzt hatte der Mahdi erreicht, was er wollte: der letzte feste Platz war in seiner Hand. Gordons Haupt aber brachte man ihm. Dieser Sieger in unzähligen Schlachten war tot, der Sudan endgültig für Ägypten, für die Engländer verloren, das Entsatzheer hatte zu lange gezögert — man sagt, daß politische Momente hierbei eine Rolle spielten, daß die englische Diplomatie einen ihrer größten Kolonialhelden geopfert habe. Heute steht ein wundervolles Bronzedenkmal Gordons vor dem Gouvernementspalast in Khartum. Was nützt das? Dadurch wird der Mann nicht wieder lebendig, ein häßlicher Fleck vom Schilde der englischen Geschichte nicht beseitigt.

Mit jähem Schreck war Slatin bei den ersten Schüssen aus dem Schlaf gefahren. Wußte er doch, was sie zu bedeuten hatten. Bangend wartete er, als das Jubelgeschrei um ihn die Luft erzittern machte, auf Nachrichten. Was war mit Gordon geworden? Da nahten grinsend ein paar Derwische in besudelten Giubben. In ein blutiges Tuch eingeschlagen trugen sie ein Etwas. Bei seiner dürftigen Hütte machten sie halt, schlugen die Zipfel auseinander —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

und vor ihm lag Gordons abgeschnittenes Haupt. Ein Zittern befiel seine Knie. Der sonst durch keinen Schicksalsschlag zu beugende Mann drohte umzusinken. So furchtbar traf ihn die grausige Gewißheit. Da war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende, und der Folgen nicht achtend, pries er Gordon als einen hervorragenden Menschen, einen Helden. Dann sank er auf sein Lager. Nun war alles, alles aus, die letzte Hoffnung dahin.

Vor seiner Hütte aber packten die Mörder lachend ihre blutige Last wieder ein und verließen ihn. „Du wirst es bereuen, daß du den Feind des Mahdi gelobt hast", hörte er sie noch sagen. Dann sank alles um ihn nieder.

Eisengeklirre weckte ihn aus seinem dumpfen Brüten. Es waren die Schergen des Mahdi, die ihm neue, schwerere Fesseln anlegten, ihn in ein noch schlimmeres Gefängnis schleppten.

Drüben in Khartum feierte die mahdistische Grausamkeit aber Triumphe. Hier wurde nach Herzenslust gemordet, geplündert. Fast alle Männer wurden niedergestochen. Nur die Sklaven, hübschen Mädchen und Frauen wurden geschont, um als Beute verteilt zu werden. Aber auch diese wurden oft in der entsetzlichsten Weise gemartert, um ihnen die Geständnisse zu erpressen, wo ihre Herren, ihre Gatten ihre Wertgegenstände versteckt hätten. Unter Peitschenhieben, die das Fleisch von den Knochen trennten, suchte man den Zweck zu erreichen, hing die Unglücklichen mit dünnen Schnuren an den Daumen gefesselt auf, band ihnen Hanfstricke eng um die Handgelenke und begoß sie mit Wasser, so daß sie aufquellend tief ins Fleisch schnitten und entsetzlichste, sich ständig steigernde Schmerzen bereiteten. Aber noch eine ganz besonders teuflische Art der Folter hatten sie ersonnen: sie legten den zu Marternden kurze, biegsame Bambusstäbe um die Schläfen, bogen diese an den Enden mit Gewalt zusammen, so daß sie, fest zusammengebunden, den Kopf einzwängten, und schlugen dann mit einem Stock auf die

hervorstehenden Enden, so daß diese, vibrierend, einen solchen Schmerz im Kopf hervorriefen, daß die Unglücklichen unter gräßlichem Jammergeschrei um Gnade flehten. War ein Mann besonders hartnäckig im Leugnen, halfen alle Martern nichts, so schlitzten die Bluthunde ihm mit ihren breitblätterigen Lanzen den Leib auf und ließen den Unglücklichen, dem die Eingeweide aus dem Leibe quollen, hilflos in der Sonnenglut liegen, einem langsamen, qualvollen Tode preisgegeben. Ganze Volksstämme, die der Regierung treu geblieben und gegen den Mahdi gekämpft hatten, wurden für vogelfrei erklärt, Türken und Weiße ohne Ansehen von Geschlecht und Stellung hingeschlachtet, und um sie im Tode noch zu schmähen, zusammen mit den Leichen ihrer erschlagenen Hunde verbrannt und in den Nil geworfen.

Und der Mahdi sah all dem wüsten Treiben lächelnd zu. Er hatte sein Ziel erreicht. Mochten seine Horden sich nun austoben. Wußte er doch, daß seine Getreuen für ihn gewaltige Beute zusammenschleppten, daß ihm die schönsten Frauen zufallen und seinen schon nach Hunderten zählenden Harem gewaltig vermehren würden. Auf den Lippen führte er aber die Worte der Enthaltsamkeit, der Demut und Barmherzigkeit gegen die Armen weiter.

Doch trotz allen Siegesjubels blickte er sorgenvoll nach Norden, denn nur zu gut wußte er, daß die Engländer nicht weit waren. Und richtig, am Mittwoch, also am dritten Tage nach dem Fall Khartums verkündete Kanonendonner vom Nil her, daß die von Gordon den Engländern entgegengesandten Dampfer zurückkehrten. Unterwegs erhielten die Engländer die Nachricht von dem Siege des Mahdi, dem Tode Gordons. Deshalb kehrten sie, allerdings mit Verlust zweier Dampfer unter großen Schwierigkeiten um. Damit nahm die Hilfsexpedition ein wenig ruhmvolles Ende. Der Sudan wurde endgültig, wenigstens für die nächsten Jahre, den Mahdisten preisgegeben, die nun in einer Weise hausten, daß in kurzer Zeit das weite Land mehr als

die Hälfte seiner Einwohner durch Krankheit und Kampf, großenteils aber auch durch die massenhaften Hinrichtungen einbüßte.

Für Slatin oder Abd el Kadir, wie er schon seit längerer Zeit von den Derwischen genannt wurde, kam nun eine ganz böse Zeit, denn unter den erbeuteten Papieren waren ihn belastende Schriftstücke gefunden worden, die er heimlich an Gordon geschrieben und in denen er ihn zum Widerstand ermutigt hatte. So wurden ihm die schwersten Fesseln angelegt, die es ihm fast unmöglich machten, sich vorwärts zu bewegen. Im allgemeinen Gefängnis, zusammen mit Mördern ihrer Herren, ohne jegliche Unterlage, nur auf dem nackten harten Boden, verbrachte er die nächsten Monate. Obendrein brachen in Omdurman die Pocken aus, die sich natürlich schnell in dem von Schmutz starrenden Gefängnis verbreiteten und unter den Einwohnern wie unter den vielen Gefangenen eine Unzahl Opfer forderten. So vergingen lange Wochen, bis der Kalif eines Tages das Gefängnis besuchte und Abd el Kadir seine Fesseln abnehmen ließ, nachdem dieser sich wegen seiner bisherigen Haltung gerechtfertigt hatte.

Auf der Höhe seiner Macht, nicht mehr von äußeren Feinden bedrängt, kleine Aufstände mit Leichtigkeit niederwerfend, setzte der Mahdi nun seine Verwandten und Freunde überall in gute Stellen ein, ließ ihnen Häuser bauen, kurz, er sorgte für die ihm treu Ergebenen. Aber sein Körper hatte unter dem Wohlleben, den Ausschweifungen, denen er sich, im Gegensatz zu seinen immer wieder dem Volke vorgetragenen Worten, hingab, gelitten; er war unmäßig dick geworden, aufgeschwemmt. Plötzlich, fünf Monate nach dem Fall Khartums erkrankte er. Aber man legte dem keine Bedeutung bei, da er immer verkündet hatte, die Engel seien ihm erschienen und hätten ihm mitgeteilt, daß er Mekka, Medina und Jerusalem erobern und in Kufa nach langem, ruhmreichem Leben sterben werde. Die Krankheit nahm zu. Sorgenvoll



Schillukdorf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

saß sein vertrautester Freund, der Kalif, Tag und Nacht an seinem Lager; dem Volke wurde von der Erkrankung des Mahdi nichts mitgeteilt. Erst am sechsten Tage, als es nicht mehr möglich war, die Tatsache zu verheimlichen, denn der Mahdi war schon lange nicht zu den öffentlichen Gebeten erschienen, ließ der Kalif das ganze Volk für die Genesung des Mahdi beten. Inzwischen machte die Krankheit Fortschritte, das Fieber stieg, alle Quacksalbereien seiner Weiber und der sudanesischen Medizinmänner halfen nichts; der ägyptische Arzt, der, in Khartum gefangengenommen, in einem Gefängnis schmachtete, wurde herbeigerufen, aber aus Furcht, daß man ihn für den sicher zu erwartenden Tod verantwortlich machen würde, erklärte er, in diesem Stadium der Krankheit wirke Medizin wie Gift. So rettete er wenigstens sein Leben. Am siebenten Tage der Erkrankung merkte der Mahdi, daß er sterben müsse, und ernannte seinen treuesten Anhänger Abdullahi zum Nachfolger. Noch ein Gebet, und der Mahdi el Monteser hatte seine Seele ausgehaucht. Im Sterbezimmer selbst wurde ihm das Grab bereitet, dann trat der Kalifa el Mahdi vor das Volk und leistete das Treugelöbnis.

Mit ihm kam ein Herrscher auf den Thron, dem alle religiösen Zeremonien rein äußerlicher Formenkram waren, die er notgedrungen in der Öffentlichkeit erfüllte, um sein Ansehen nicht zu schädigen, im übrigen gab er sich aber, umgeben von einer zuverlässigen, verschwiegenen Dienerschaft und Leibwache, hinter den Mauern seines Hauses einem ausschweifenden, üppigen Leben hin, das in krassem Widerspruch stand zu den Lehren, die auch er ständig durch das Land verbreiten ließ.

Grausam, rücksichtslos, falsch und mißtrauisch belauerte er ständig seine Umgebung. Wer durch eine Gebärde, ein unbedachtes Wort nur seinen geringsten Argwohn erregt hatte, verlor das Vermögen, meist auch den Kopf, in günstigsten Fällen kam er mit Verbannung davon. Gehorchten Völkerschaften nicht seinem eisernen Befehl, so

ließ er sie abschlachten. Immer war es ihm aber bei allen seinen Handlungen darum zu tun, möglichst viel Geld herauszuschlagen.

Daß Slatin unter einem solchen Herrscher, an dessen Person er gebunden war, dem er Tag und Nacht folgen mußte, seelisch wie körperlich ungemein litt, ist selbstverständlich, und nur seiner alles Schwere möglichst leicht nehmenden Natur und Lebensauffassung war es zu danken, daß nicht auch er wie fast alle die andern Weißen, die lange unter des Mahdi Geißel zu schmachten hatten, zugrunde ging.

Unter dem Kalifa el Mahdi erreichte der Mahdismus seinen Höhepunkt, aber nur für kurze Zeit. Gleich nach dem Tode des Mahdi begann es im Reich zu kriseln. Hier und dort regte sich Unzufriedenheit, Handel, Landwirtschaft und Viehzucht gingen ihrem Untergang entgegen, Raub, Mord, Unsicherheit waren an der Tagesordnung, und Hungersnöte, gegen die keine Vorkehrungen getroffen wurden, nagten am Volke. Mit eiserner Hand suchte Abdullahi das Reich zusammenzuhalten, mit unerhörter Grausamkeit warf er seine Widersacher nieder, aber den Sturz konnte er nicht aufhalten, er kam.

Dem Mahdi gleich, wollte er sein Land möglichst ausdehnen. Der ganze Westen bis zur Wüste hin war unterworfen, im Süden drangen seine Scharen gegen die von Emin-Pascha verwaltete Äquatorialprovinz vor. Im Osten dehnte sich, von dem energischen, kriegsgewandten Emir Osman Digna verwaltet, das Reich fast bis zum Roten Meer. Sennar, der wichtige Handelsplatz am Blauen Nil, fiel in seine Hand, desgleichen das reiche Kassala. Unbesiegbar schienen seine Heere. Nun lockte Abessinien, dessen christlicher Kaiser ihm ein Dorn im Auge war. So brachen die Mahdisten, dem Rahat, einem Nebenfluß des Blauen Nils, folgend, gegen das Bergland vor. Johannes, der Kaiser von Abessinien, zog ihnen entgegen, und in einer furchtbaren, mörderischen Schlacht wurden die Derwische

vollständig geschlagen. Das Munitionsmagazin sprengte der treue Verteidiger von Kassala in die Luft, als er sah, daß er sich gegen die todesmutigen Abessinier nicht halten konnte, und kam hierbei selbst um. Gallabat wurde genommen, geplündert, die Weiber und Kinder wurden weggeschleppt, genau, wie es sonst die Mahdisten zu tun pflegten. Die Stadt ging in Flammen auf. Nichts als die rauchgeschwärzten Trümmer und unzählige Leichen blieben übrig, ein Platz für Geier und Hyänen.

Für Slatin schien nun endlich die Zeit zu kommen, wo er hoffen konnte, daß er sich durch Flucht der Gefangenschaft entziehen konnte. Der Kalif hatte ihn mit Junis, einem seiner Feldherrn, nach dem Blauen Nil geschickt, um gegen die unbotmäßigen Stämme vorzugehen. Es war ein böser Marsch dorthin. Anfangs benutzten sie einen der wieder in Ordnung gebrachten Gordonschen Dampfer, in Goz Abu Djuma verließen sie diesen, und nun ging es durch die Tebki-tuskut, jene wasserlose Wüste zwischen dem Weißen und Blauen Nil, keine Kleinigkeit für ein Heer von 10 000 Mann, denn drei Tage lang kamen sie an keine Wasserstelle. Durch diese Wegabkürzung wurden aber sieben Marschtage gespart, und darauf kam es dem Kalifen vor allem an. In der Nähe von Sennar erhielt Slatin bereits einen Brief von ihm mit der Nachricht, daß seine Verwandten nach Ägypten gekommen seien und alles für seine Flucht vorbereiteten. Da wußte Slatin, daß er von Stund an vorsichtiger denn je sein mußte, wollte er nicht wieder in Eisen gelegt werden. Deshalb kam er auch der Aufforderung des Junis, mit einer Botschaft nach Omdurman zu gehen, ohne Widerrede nach, wohl wissend, daß er nur so das Mißtrauen zerstreuen könnte.

Aber allenthalben gärte es im Reiche, denn der Kalif bedrückte die Stämme auf das schmachvollste. So nahm er den nördlich von Khartum in der Wüste lebenden Arabern ihre großen Kamelherden ab, schaffte sich auf diese

Weise aber neue Feinde, deren er schwer habhaft werden konnte, denn, mit allen Winkeln der Wüste vertraut, kannten nur sie die wenigen, verstreut liegenden geheimen Wasserstellen, ein ganzes Heer konnte sie aber naturgemäß in ihren Verstecken nicht aufsuchen. Am Bahr el Ghazal regte es sich gleichfalls, und im Süden war es namentlich der tapfere Madibbo, der sich, die despotische, heuchlerische Rolle, die der Kalif spielte, wohl durchschauend, diesem scheinheiligen Mann nicht beugen wollte. Doch durch Hinterlist gelang es diesem, sich seiner zu bemächtigen, und auch das Haupt dieses Mannes fiel.

Währenddessen stand Junis mit seinem Heere in den Grenzgebieten von Abessinien, plünderte und brandschatzte, aber verstand es dann auch wieder, mit den koptischen Christen in Handelsbeziehung zu treten. Kaffee, Wachs, Häute, Strauße, schöne Sklavinnen wurden zum Markte gebracht. Als aber eines Tages eine besonders reich ausgestattete Handelskarawane erschien, ließ er sie unter dem Vorwand der versuchten Spionage festnehmen, beraubte sie aller Habe und schickte die gewaltige Beute nach Omdurman, zur Freude des Kalifen. Zugleich reizte er damit seine Habsucht. Ein Land, das so reiche Handelskarawanen schicken konnte, mußte er in seine Hand bringen. Junis erhielt Befehl, sich vorläufig mit kleinen Streifzügen zu begnügen. Inzwischen sandte er Boten nach Süden und befahl Abu Anga, mit seinen starken Scharen nach Omdurman zu kommen. Monate vergingen, dann traf das gewaltige Heer ein. Der Kalif selbst holte den Heerführer wie einen Sieger in die Hauptstadt ein, und an dem bald folgenden Beiramfest versammelten sich zu der großen Heerschau mehr als 100000 Zuschauer. So gewaltige Menschenmengen hatte man bisher auf der weiten vegetationslosen Ebene noch nie beisammen gesehen.

Ein Überfall auf die reichen Arab Abu Rof gab den Truppen Gelegenheit, einmal leichte Beute zu machen. Dann setzten sich die Scharen gegen Abessinien in Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wegung. In der Nähe von Gallabat vereinigten sie sich mit den Truppen von Junis, und in einer mörderischen Schlacht wurde das abessinische Heer, das törichterweise den Feind nicht in seinem Bergland erwartete, sondern sich den an Gewehren weit überlegenen Gegnern in offener Feldschlacht stellte, vernichtet. Der Feldherr selbst fiel, sein Weib und seine Kinder gerieten in die Hände der Sieger und gingen wie ungezählte andere Sklaven auf den langen trostlosen Märschen durch das öde, sonnendurchglühte Land nach Omdurman unter Hunger und Entbehrungen, unter Peitschenhieben und Grausamkeiten der Derwische zugrunde. Die Sieger aber zogen weiter, nahmen ohne Mühe die Hauptstadt Gondar ein, aber außer Waren fanden sie keine Beute.

Trotz seiner großen Erfolge schien der Kalifa el Mahdi sich auf seinem Thron nicht sicher zu fühlen, denn allenthalben hatte er Spione, die ihm jedes unbedachte Wort, das gegen ihn gesprochen wurde, hinterbrachten; ein Todesurteil war die Folge. Jeden einzelnen machte er für die Worte seines Hausnachbarn verantwortlich. Tagtäglich wurde eine ganze Anzahl harmloser Einwohner von Omdurman in Eisen gelegt, da und dort einem die Hände, die Füße abgehackt, und behaglich vor sich hinlächelnd, sah dieser „gottgesandte“ Mann all den Grausamkeiten zu. Und Slatin konnte und durfte nichts unternehmen, ja nicht einmal den Versuch zur Rettung solcher Unglücklichen machen, wollte nicht auch er in den Verdacht kommen, sein Schicksal noch furchtbarer gestalten, als es schon war. Immer waren seine Gedanken mit Hoffnung auf eine Möglichkeit zur Flucht gerichtet. Da kam endlich ein Brief aus der Heimat, von seinen Geschwistern. Zitternd öffnete er ihn, eine Todesnachricht; die Mutter war in Sehnsucht nach dem Sohne gestorben, kaum vermochte Slatin den Brief weiter dem Kalifen vorzulesen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Doch hart, grausam überhebend sagte der Kalif:

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

„Abd el Kadir, dir ist verboten, um deine Mutter zu trauern. Sie ist als Christin gestorben, sie hat nicht an den Propheten geglaubt und nicht an den Mahdi, sie war eine Ungläubige und hat auf die Barmherzigkeit Gottes nicht zu hoffen."

Slatin schoß das Blut zum Kopf. Alles arbeitete in ihm, sich auf diesen frechen Farbigen zu stürzen, doch er beherrschte sich auch diesmal. Was hätte er erreicht? Nichts, nur einem furchtbaren Tode wäre er entgegengegangen, an ihm hätte der Kalif seine ganze Grausamkeit austoben lassen. —

Weithin breitete sich die mit Blut getränkte Macht des Kalifen aus, aber auch die Feinde blieben nicht untätig. König Johannes von Abessinien hatte ein gewaltiges Heer gesammelt und zog gegen Gallabat, um sein Land vom Todfeind des Christentums zu befreien. Von allen Seiten erfolgte der Angriff auf die Stadt. An einer Stelle drangen die Amara, ein räuberischer abessinischer Stamm, in Gallabat ein, machten reiche Beute, zogen sich dann aber, hiermit zufrieden, zurück, während die übrigen Abessinier hart gegen die Befestigungen anrannten. Da ließ sich König Johannes, umgeben mit großem Gefolge, in die Reihen seiner Kämpfer tragen, lenkte hierdurch natürlich die Aufmerksamkeit und das Feuer der Mahdisten auf sich und sank, von einer Kugel getroffen, nieder. Seine Truppen aber zogen sich zurück, ja, als Johannes in der Nacht verschied, brachen sie sogar das Lager ab. Am nächsten Morgen sahen zu ihrem Erstaunen die Mahdisten den Lagerplatz leer, machten sich zur Verfolgung auf, und es gelang ihnen tatsächlich, das nächste aufgeschlagene Lager zu nehmen, wobei ihnen sogar die Krone und das Schwert des Kaisers Johannes in die Hände fielen, ein unerwarteter, unverdienter Erfolg.

Hier waren sie also siegreich. Doch in Dar-Fur brach ein gefährlicher Aufstand aus. Harter Kämpfe, schwerer Opfer bedurfte es, ihn niederzuschlagen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nirgends war Ruhe im Lande. Bald hier, bald dort ein Einfall, ein Aufruhr. So ging es jahrelang, und ständig mußte Slatin, Liebe und Verehrung für den blutdürstigen, falschen, grausamen Herrscher heuchelnd, in seiner Nähe sein, ständig in Sorge, daß irgendwelche Neider oder persönliche Gegner ihn anklagen, ihm nicht genügend Hochachtung gegenüber seinem Herrn vorwerfen würden. Trat das ein, und er sah fast täglich, wie mißliebige Große auf diese Weise gestürzt wurden, so war es um ihn geschehen, denn ein ganz ungeheuerliches Gesetz hatte diese Bestie in Menschengestalt eingeführt und bediente sich seiner mit Hilfe seiner Kreaturen nach Gutdünken: Wenn gegen einen Mann zwei Zeugen auftraten, so war weiter gar keine Gerichtsverhandlung nötig, der Beklagte galt als überführt und ihn traf die ganze Schwere des Gesetzes, das heißt vor allem Vermögensbeschlagnahme, Kerkerhaft und schwere Ketten, Abschneiden von Händen und Füßen und schließlich Hinrichtung. Andere Strafen wären unbequem, und Gerichtssitzungen bei der ungeheuren Fülle der Anklagen auf die Dauer gar nicht durchzuführen gewesen.

So beseitigte der Kalif, dieser „gottesfürchtige" Mensch, alle ihm irgendwie lästigen Menschen. Der Reihe nach fielen seiner Habsucht, seinem Mißtrauen und seiner Blutgier alle Großen, denen er in den meisten Fällen seine Macht verdankte, zum Opfer. Mit ganz besonderem Hasse verfolgte er bezeichnenderweise die Verwandten des Mahdi, seines einstigen Herrn, in dessen Herz er sich durch heuchlerische Ergebenheit geschlichen, der ihn wie einen Sohn geliebt, ihn zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Aus Furcht und weil er sie alle um Hab und Gut gebracht hatte, suchte er sie unter einem Schein des Rechtes möglichst unschädlich zu machen, zu beseitigen.

Eine willkommene Gelegenheit hierzu gab ihm eine Erhebung der Aschraf in Omdurman selbst. Es waren dies der um seine Macht gebrachte Kalif Mohammed Scherif

und die beiden Söhne des Mahdi nebst ihrem Anhang. Sie wollten das Joch des verhaßten Kalifen Abdullahi abschütteln, wurden aber durch einen Mitverschworenen verraten, gefangengenommen und auf die furchtbarste Weise umgebracht. Erst ließ er sie verschleppen, dann fast verschmachten, die Pein dadurch steigernd, daß er ihnen hin und wieder scharf gewürzte Speisen verabreichen ließ, die die Halbverhungerten herabschlangen und auf die sie um so mehr von Durst gepeinigt wurden. Zum Schluß nach wochenlanger Peinigung wurden die Unglücklichen mit frisch abgeschnittenen Dornzweigen zu Tode gepeitscht, ihnen das Fleisch buchstäblich langsam von den Knochen heruntergeschlagen. Man sieht, dieser Gottesmann war erfinderisch in bezug auf neue Folterarten.

In seinem Länderhunger hatte der Kalif sein Augenmerk nun auf Ägypten gerichtet, nachdem er rundum die Länder seiner Macht, wenn auch teilweise nur äußerlich, untertan gemacht hatte. Da brach ganz unerwartet nördlich von Khartum ein Aufstand der tapferen Batahim aus, die sich weigerten, abermals für den Kalifen ins Feld zu ziehen, nachdem bereits der größte Teil ihres Volkes auf den Schlachtfeldern umgekommen war. Sofort schickte der „Herr der Gläubigen“ ein Heer gegen sie. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht flohen sie, doch durch schnelle Kamelreiter wurden sie eingeholt und unter Johlen der Bevölkerung nach Omdurman gebracht: nur noch ein kleiner Rest des einst so streitbaren Volkes: 67 Männer, nebst ihren Weibern und Kindern.

Der Kalif hielt es für angebracht, wieder einmal allen unruhigen Geistern eine Warnung zukommen zu lassen. Selbstverständlich wurden die Männer sämtlich zum Tode verurteilt, der Herrscher selbst wollte der Hinrichtung beiwohnen. Erst wurden die Unglücklichen gefesselt durch die ganze Stadt geführt, begleitet von ihren wehklagenden Weibern und Kindern. Dann bewegte sich der Zug auf das Paradefeld vor die Stadt, wo drei große Galgen errichtet

waren. Im Viereck stellten sich die Truppen und das schaulustige Volk auf. Die Opfer wurden zu den Galgen geführt und vor den Augen des Kalifen und seiner Umgebung, zu der auch Slatin gehörte und nichts gegen diesen Akt der Barbarei unternehmen durfte, wurden die Batahim vor den Augen ihrer Frauen zum Teil gehenkt, ein anderer Teil geköpft, dem letzten Drittel je eine Hand und ein Fuß abgeschnitten. Die Verstümmelten blieben in der Sonnenglut liegen, bis sie unter entsetzlichen Qualen ihren Geist aufgaben. Mit Paukenschall zog aber der Herrscher in Omdurman wieder ein, stolz der vollbrachten Tat. Und Slatin durfte seinen Haß gegen diesen Bluthund nicht zeigen, nicht die geringste abfällige Äußerung wagen, nicht einmal seinem Entsetzen Ausdruck geben, der mißtrauische Herrscher hätte es sofort bemerkt und als persönliche Mißachtung bestraft. Doppelt vorsichtig mußte Slatin gerade jetzt sein, denn nach mehrjähriger Gefangenschaft war es dem Pater Ohrwalder und den seinerzeit mit ihm gefangenen Schwestern gelungen, während der Unruhen in Omdurman zu entfliehen. Slatin durfte Briefe seiner Brüder, die ab und zu kamen, nicht mehr beantworten, da die Brüder eine Einladung des Kalifen, nach Khartum zu kommen, unter dem Vorwand der Unabkömmlichkeit abgeschlagen hatten. So war Slatin wieder, wie nun schon acht Jahre, von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen.

Da wurde er ganz unerwartet eines Abends zum Kalifen gerufen. Er hatte keine Ahnung, was dieser zu so ungewöhnlicher Stunde von ihm wollte; aber Böses ahnend beeilte er sich, dem Befehl zu folgen. Er traf den Herrscher, umgeben von seinen Emiren, also mußte etwas Besonderes vorliegen. Zum erstenmal seit langer Zeit erwiderte er den Gruß Slatins nicht. Ruhe heuchelnd ließ sich Slatin auf einen Wink nieder. Dann ließ ihm der Kalif, den Blick scharf auf ihn gerichtet, einen Ring von etwa vier Zentimeter Durchmesser reichen, an dem eine kleine

Metallkapsel befestigt war. Siedendheiß überlief es Slatin. Die Sache schien böse für ihn zu stehen. Offenbar hatten die Späher einen heimlichen Boten abgefaßt, der ihm irgendwelche vielleicht auf Flucht bezügliche Nachricht bringen sollte. Er gab wenig für sein Leben. Die Knie drohten ihm zu versagen. Aber im Laufe der Jahre daran gewöhnt, auch in Augenblicken höchster seelischer Erregung Gleichmut zu heucheln, ergriff er den Ring, betrachtete ihn aufmerksam und versuchte die kleine Kapsel zu öffnen. Erst widerstand sie seinen Versuchen, dann konnte er ihr zwei schmale Papierstreifen entnehmen. Das Herz drohte ihm stille zu stehen. Jetzt wußte er: die Entscheidung war da. Langsam entzifferte er die fein geschriebenen Zeichen. Ein Lächeln des Verstehens glitt über seine Züge. Aufmerksam blickten unbeweglich der Kalif und seine Großen auf ihn. Da stand in deutscher, französischer, englischer und russischer Sprache:

„Dieser Kranich ist in meiner Besitzung Askania nova, Gouvernement Taurien, Südrußland, geboren und erzogen. Es wird gebeten, bekanntzugeben, wo dieser Vogel gefangen oder getötet worden ist. September 1892. Fr. Falz-Fein*)."

Ein Stein war Slatin vom Herzen gefallen. Jetzt hatte er des Rätsels Lösung. „Den Ring hat offenbar ein Vogel getragen, dieser Vogel stammt aus Südrußland, und der Besitzer dieses Vogels bittet um Nachricht, wo er erlegt ist."

„Du sagst die Wahrheit, meine Jäger haben den Vogel geschossen."

---

*) Fr. v. Falz-Fein ist 1922 in Berlin gestorben. Er hatte in Askania nova ein Tierparadies geschaffen, wie es in der Welt einzig war. Auf seinen weiten Steppen tummelten sich Gnus, Zebras, Oryx, Gazellen und anderes Wild aller Art, auf künstlichen Teichen und in Gebüschen sammelten sich in ungeheuren Scharen die Zugvögel. Durch die russische Revolution wurde dieser große Tierfreund aus der Heimat vertrieben, seine Schöpfungen scheinen unter der bolschewistischen Herrschaft allmählich zu verfallen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Auf und ab ging es mit dem Kriegsglück des Kalifen. Kassala, die wichtige Stadt im Osten, fiel in die Hände der Italiener, dann erfocht er hier und da wieder einen Sieg. Er zwang Emin-Pascha, seine so zäh verteidigte Äquatorialprovinz zu verlassen und mit Stanley abzuziehen, aber im Norden erlitt er gegen die englisch-ägyptischen Truppen eine Niederlage nach der andern. Ein Glück war es für ihn, daß der breite Wüstengürtel Omdurman wenigstens vorläufig vor Angriffen von dieser Seite schützte. Aber ein anderer, furchtbarerer Feind tat sich auf: der Hunger. Mißernten, wie sie seit Menschengedenken nicht dagewesen waren, machten die Ernährung der vielen in den Städten versammelten Menschen unmöglich. Durch die ewigen Kriege und Bedrückungen der Landbevölkerung, die fast alles, was sie erntete, meist ohne richtige Bezahlung, abgeben mußte, hatte diese die Lust am Feldbau verloren. Dazu waren weitaus die meisten Männer in den vielen Schlachten, große Teile der übrigen Bevölkerung an Seuchen zugrunde gegangen. Vieh zur Feldbestellung gab es auch wenig, und so brach die Katastrophe über das Land herein. Wohl selten hat ein Volk solche gewaltige Verluste durch Hungertod erlitten. Ganze Stämme gingen zugrunde, weite Besitze wurden entvölkert. Der Verfasser selbst kam auf seiner Reise am Dinder an vielen weiten Flächen vorüber, auf denen noch zur Mahdistenzeit blühende, große Städte gestanden hatten. Heute verrieten nur wenige emporragende halbverkohlte Balken und Unmässen zerschlagener Tongefäße, daß hier einst viele Menschen gewohnt. Jetzt weidet dort Wild, Elefanten und Löwen durchstreifen die einstmaligen Felder. In Omdurman suchten die Mütter ihre Töchter zu verkaufen, zu verschenken, nur damit sie im Hause eines wohlhabenden Mannes ein Unterkommen fänden, nicht dem Hungertode anheimfielen.

Im nächsten Jahr wurde es kaum besser, denn die eben aufsprießende Saat wurde durch ungeheure Heuschreckenschwärme vernichtet. Da dieser Hungersnot aber in der

Hauptsache Volksstämme erlagen, die nicht zu den dem Kalifen am nächsten stehenden gehörten — für diese sorgte er nach Möglichkeit —, so bekümmerte ihn das nicht sonderlich, empfand es sogar als eine mittelbare Stärkung seiner Macht, wenn sie starben, denn er wußte nur zu gut, daß ihn im Grunde ihres Herzens gar viele seiner Untertanen haßten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Slatins Flucht

Je mehr Jahre der Gefangenschaft verstrichen, um so unerträglicher wurde für Slatin die Lage unter den Mahdisten. Zwar versuchte der Kalif ihn durch Geschenke von Sklavinnen oder gelegentliche Ehrungen, indem er ihm zum Beispiel eine Giubbe verehrte, die der Mahdi selbst getragen hatte, an sich zu fesseln, ihm seine Zuneigung zu zeigen. Aber Abd el Kadir glaubte ihm im Grunde seines Herzens doch nicht, genau wie er wußte, daß der schlaue Farbige auch seiner Freundlichkeit mißtraute. Immer wieder kam das zum Ausdruck, ständig mußte Slatin auf der Hut sein, jedes gesprochene Wort überlegen, auf jede Geste, jedes Mienenspiel achten, um nach außen seine Unterwürfigkeit und Verehrung zur Schau zu tragen, sein Innerstes, seine Abneigung, seine unablässig auf die Flucht gerichteten Gedanken zu verbergen.

Bei der ständigen Wachsamkeit, dem Mißtrauen, das ihn umgab, den vielen Spähern, die darauf lauerten, dem Herrscher jede Begegnung, jede heimliche Nachricht, die an Slatin gelangte, zu hinterbringen, gehörte wahrlich ein großes Maß von Ruhe und Selbstbeherrschung dazu, sich nie zu verraten. Fast täglich rief ihn der Kalif zu sich, fragte ihn nach jeder verbrachten Minute des Tages aus; für jede Begegnung, jedes geführte Gespräch mußte Slatin sofort die richtige, befriedigende Antwort haben. Und er hatte sie. Ein Wunder nur, daß bei dieser ständigen Gefahr seine Nerven nie versagten, er immer ruhig Blut —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wenigstens äußerlich — behielt, selbst wenn der Haß in ihm gegen diesen Bluthund aufschäumen wollte. Auf die schwerste Probe wurde seine Willenskraft wohl gestellt, als ihm im Februar 1892 ein nach Omdurman gebrachter früherer Postmeister der ägyptischen Regierung namens Babiker im Vorübergehen zuflüsterte, er habe für ihn eine geheime Botschaft und werde ihn am nächsten Abend besuchen. Zweifel stiegen in ihm auf, ob ihm nicht durch den Kalifen eine Falle gestellt sei, um seine Zuverlässigkeit zu prüfen. Trotzdem traf er sich mit dem Mann, und rasch steckte dieser ihm eine kleine Büchse zu mit den Worten: „Nimm sie, sie hat einen doppelten Boden, darin liegt eine Nachricht für dich."

Damit war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

Kaum hatte Slatin die Büchse unter seiner Giubbe verborgen, so erhielt er den Befehl des Kalifen, zu ihm zu kommen, mit ihm zu speisen. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Slatin zu diesem Mahle ging, denn mit Sicherheit mußte er annehmen, daß der Fürst im geheimen unterrichtet war, die Büchse zu sehen wünschte. Zwar wußte Slatin schon, daß gebrannter Kaffee darin war, aber wer verbürgte ihm, daß der Gewaltige nicht die Büchse haben wollte, dann war alles verraten, er selbst der Hinrichtung, wenn nicht den grausamsten Martern verfallen. Wie Feuer brannte Slatin das Gefäß unter dem Kittel, aber glücklicherweise war der Kalif an diesem Abend mit allerhand andern Sachen beschäftigt, beobachtete ihn nicht so scharf als sonst, und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß er gerade an diesem Abend zum erstenmal Slatin nicht an sein Treugelöbnis mahnte, ihm nicht alle irdischen und Höllenstrafen in Aussicht stellte, falls er ihm nicht voll ergeben sei.

Ein Unwohlsein vorschützend, brach Slatin bald auf und las beim schwachen Schein eines kleinen Lichtes in fieberhafter Aufregung den in der Büchse verborgenen Zettel. Er enthielt nur die Mitteilung, daß Babiker ein treuer, zu-

verlässiger Mann sei, auf den er sich verlassen könnte. Bei einer nächsten Zusammenkunft teilte dieser ihm kurz mit, daß er im Juni wiederkommen und ihm dann gelegentlich der großen Manöver der Mahdistenheere zur Flucht verhelfen wolle.

Unendlich langsam verstrichen die Tage, die Monate. Endlich kam der Juni und, wie verabredet, auch Babiker. Er hatte vier Reitkamele mit, aber fürchtete, daß diese bei der furchtbaren Hitze und Dürre den langen Wüstenritt jetzt in der heißesten Jahreszeit nicht aushalten würden, zumal die Flüchtlinge voraussichtlich wegen der Kürze der Nächte nur einen Vorsprung von wenigen Stunden hätten. So wurde beschlossen, den Winter abzuwarten, dann würde alles günstiger sein. Abermals harrte Slatin, fast die Stunden zählend, Monat auf Monat, aber Dezember, Neujahr gingen vorüber, Woche auf Woche, Monat nach Monat verrann. Endlich, im Juli 1893, erschien der Bote wieder, aber mit nur zwei Kamelen, er wollte ein drittes besorgen. Diesmal sollte die Flucht also mit weniger Tragtieren doch im Sommer ausgeführt werden. Wohl sah Slatin die Unmöglichkeit ein und zugleich auch, daß Babiker aus Angst diesen Vorschlag gemacht hatte, in der festen Zuversicht, daß Slatin ihn abschlagen würde. So geschah es auch. Also ging wieder eine Hoffnung dahin. Nutzlos war ein Jahr verbracht. Dazu türmten sich neue Gewitterwolken auf. Den Spähern des Kalifen war die unbegründete Ankunft des Boten, sein Zusammentreffen mit Slatin nicht entgangen. Sie hatten berichtet. Deshalb verbot er Babiker, Omdurman ohne seine Erlaubnis zu verlassen. Das paßte diesem nicht, und er entfloh, kam auch wohlbehalten nach Ägypten.

So war Slatin wieder um seine Hoffnung auf Flucht getäuscht. Er ahnte ja nicht, daß seine Freunde einen neuen Plan ausgesonnen hatten. Im Winter 1893 erhielt er hierüber Nachricht, und im Juni 1894 schien alles soweit vorbereitet. Nacht und Stunde waren besprochen, Slatin ent-

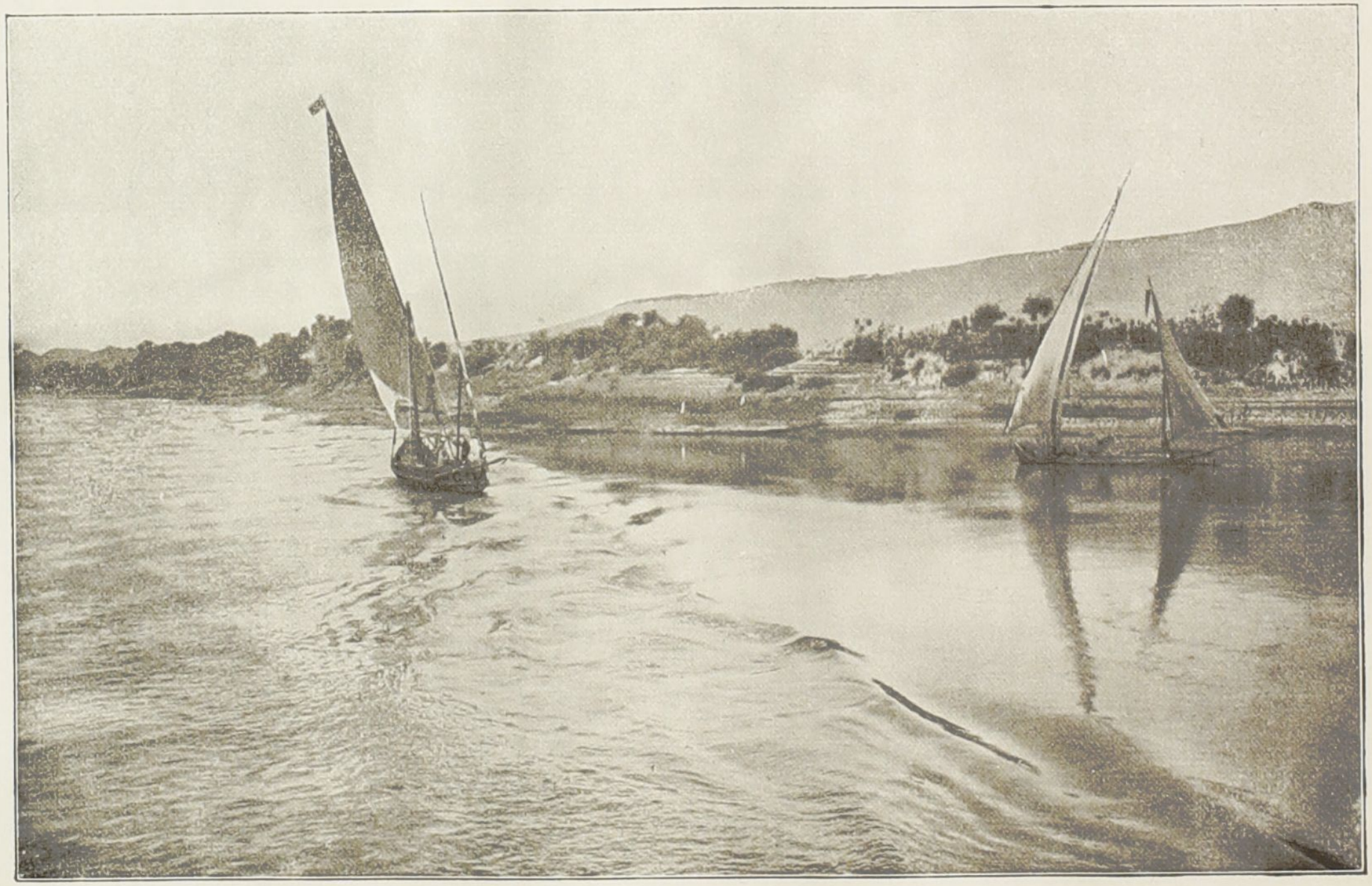
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

fernte sich aus seinem Haus und schlich zum verabredeten Platz. Die Nacht schien günstig, denn die Regenzeit hatte eingesetzt. Kein Stern glänzte am Himmel. Aber umsonst harrte Slatin, rief leise die Namen derer, die ihn erwarten sollten — keine Antwort. Stunde um Stunde verstrich. Slatin hatte sich beim Weg über den Begräbnisplatz noch den Fuß dadurch verletzt, daß er durch eines der nur oberflächlich bedeckten Gräber durchgetreten und an einem Leichenknochen den Knöchel aufgerissen hatte. Traurig, niedergeschlagen trat er den Heimweg an. Gerade mit Morgengrauen erreichte er seine Hütte, ohne daß einer der Diener es bemerkt hätte. Elend lag er darnieder, und glaubwürdig konnte er sein Fernbleiben vom Morgengebet mit Krankheit beim Kalifen entschuldigen. Später erst erfuhr er, daß den Helfern die Nächte zu kurz für eine Flucht erschienen seien und sie deshalb davon Abstand genommen hatten. Halb verzweifelt schleppte Slatin sein schweres Geschick weiter. Fast schien es, als sei er verdammt, ewig in dem unglücklichen Sudan auszuhalten, da traf endlich 1895, also nach zwei weiteren langen Jahren der Niedergeschlagenheit, wieder ein Bote ein, gab sich als von Wingate-Pascha und Pater Ohrwalder geschickt zu erkennen. Aber nochmals türmten sich Schwierigkeiten auf, bis endlich nach ewiger Sorge und Angst ihm mitgeteilt wurde, daß alles zur Flucht bereit sei.

Schon am Tage vor der Flucht täuschte er bei den vor der Pforte des Kalifen anwesenden Mulazemie (das sind treue Diener) Unwohlsein vor und entschuldigte sein voraussichtliches Fehlen beim Morgengebet damit, daß er Medizin nehmen wolle und den nächsten Tag Ruhe haben müsse.

Die Gefahr bestand aber nun, daß sein nächtliches Weggehen von einem seiner Diener irgendeinem der Wächter des Herrschers hinterbracht würde, falls er es nicht genügend begründete. Da kam ihm die Habgier der Sudanesen zustatten. Er teilte ihnen unter dem Siegel der Verschwiegen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Auf dem Bahr el Abiad

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

heit mit, daß für ihn ein heimlicher Bote mit Geld und Uhren angekommen sei, zu dem müsse er noch bei Nacht. Zugleich gab er jedem eine Summe Geldes, da er am nächsten Tag über größere Mittel verfügen würde. So hatte er ihre Verschwiegenheit erkauft; sie waren in sein angebliches Geheimnis eingeweiht.

Endlich kam der 20. Februar 1895 heran, der Tag, den er seit zehn Jahren herbeigesehnt hatte, nach dem er gebangt, auf den er gehofft hatte. Nun war es so weit. „Gebe Gott, daß es diesmal gelingt", sagten wohl seine Blicke, die er zum Himmel richtete, als er seine Hütte verließ. Kalt wehte der Nordwind ihm entgegen, für den Europäer eine Wohltat, für den Sudanesen, der ihn fürchtet, ein Schrecken, dem man möglichst aus dem Wege geht. Daher traf er auch auf seinem nächtlichen Gang über den Betplatz keinen Menschen. Nur Mohammed, der wartend im Schatten stand, räusperte sich, hieß ihn einen Esel besteigen. So verließ Slatin die Stadt des Schreckens, der Willkür. Draußen harrte der gedungene Führer Seki Bilal mit einem Reitkamel auf sie. Beide stiegen auf. Hinaus ging es in die schweigende Nacht. Bald kamen sie zum Platz, wo die für die eigentliche Flucht bestimmten Kamele standen. Bei Morgengrauen begegneten sie einigen Reitern. Einer von ihnen kam näher, und nur durch den glücklichen Zufall, daß der Führer mit dem Fremden bekannt war und ihm schnell 20 Taler geben konnte, erkaufte er dessen Schweigen, denn trotz der großen Entfernung hatte der Araber bereits erkannt, daß es ein Weißer war, der nordwärts ritt.

Damit war die erste Gefahr überstanden, aber zugleich Zeit verloren, die einzuholen unbedingt nötig war. Ohne Pause ritten sie 21 Stunden, dann hielt es Slatin für angezeigt, die Tiere zu füttern.

Wer nie längere Zeit auf einem Kamel gesessen hat, ahnt nicht, welche Anstrengung ein solch langer Ritt bei dem ewig schaukelnden Gang der Tiere bedeutet. Aber was machte das aus? Das Leben stand auf dem Spiel. Für ihn

und seine Führer war es verwirkt, wenn die Schergen des Kalifen sie einholten. Plötzlich verweigerten die Tiere die Nahrung, auch trotz eines Zaubers, den Hamed anwandte, indem er mit einem Feuerbrand um sie herumging, da er fürchtete, der Zauberer des Kalifen habe etwas gegen die Flucht unternommen. So mußten die Tiere ohne Nahrung weiterlaufen. Bis zum Nachmittag ritten sie und beschlossen, als die Kamele noch immer nicht fraßen, wenigstens das etwa eine Tagereise entfernte Gilfgebirge zu erreichen und dort neue Reittiere zu besorgen. Das gelang. Am Morgen schon waren die Flüchtlinge am Fuße der hier gänzlich unbewohnten Berge; sie befanden sich im Lande der Kababisch, eines Stammes, zu dem die Führer gehörten. Zu Fuß ging es auf schwierigem Gelände bergauf, und nach drei Stunden wurde haltgemacht. Hier verließen ihn seine Führer. Der eine wollte für neue Kamele sorgen, der andere Wasser holen.

Slatin war allein. Welch ein Bild: rundum das öde Felsen- und Sandmeer, am Himmel die glühende, alles ausdörrende Sonne und hier der Mann, der es gewagt hat, nach mehr als zehnjähriger Gefangenschaft die Fesseln der Sklaverei von sich zu werfen, zerquält durch alle die Demütigungen, seelischen und körperlichen Martern, der Mann, der zurück will zur Heimat, zur Kultur. Stundenlang saß er grübelnd allein, überdachte sein Leben, die vergangenen schrecklichen Jahre. Endlich kam Hamed zurück, eine Girba mit frischem Wasser gefüllt. Durstig trank Slatin.

Sorglich hielten sie Ausschau, ständig auf Wacht, denn daß der Kalif alles daransetzen würde, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, war sicher. Da sahen sie plötzlich, sich zufällig umwendend, einen Mann sich gerade um einen Felsenvorsprung entfernen. Sogleich stand Hamed auf, folgte ihm auf alle Fälle und erkannte zu seiner Freude einen seiner vielen Vettern. Bald saßen die drei plaudernd zusammen. Und da kam es heraus, daß der Fremde wohl bemerkt hatte, daß dort zwischen den Felsen

ein Weißer saß. Bei Nacht wollte er wiederkommen und ihm durch Abnahme seiner Habseligkeiten die Weiterreise erleichtern, wie er lachend erzählte. Gut war es also, daß Hamed ihm nachgegangen war.

Aber noch einen Rat gab der Fremde: „Wechselt für die Nacht euer Lager, es ist möglich, daß irgendein Landsmann euch hier bei Tage bemerkt hat und dieselbe menschenfreundliche Absicht hat wie ich. Seid ihr im selben Lager wie am Tage, so wird er euch im Schlaf überraschen. Habt ihr aber inzwischen ein anderes bezogen, so hat er das Nachsehen."

So lernte Slatin, der durch viele Kriegszüge, den langen Aufenthalt im Sudan wohl glauben konnte, mit allen Schlichen der wilden Völker, der verschlagenen Sudanesen vertraut zu sein, hier von dem Sohn der Wüste noch etwas Neues.

Von nun ab wechselten sie jede Nacht den Schlaf- oder Rastplatz.

Langsam verstrichen die Tage. Da kam am Donnerstag, also viel früher, als sie gehofft hatten, Seki bereits mit den frischen Kamelen.

War bisher die Flucht bis zum Gilfgebirge in fast nördlicher Richtung verlaufen, so wandten sie sich nun scharf nordöstlich, um bei El Kerebba, nördlich von Berber, über den Nil zu setzen. Das war die gefährlichste Stelle der ganzen Reise, denn es war zu fürchten, daß die Uferbewohner oder streifende Mahdisten sie hier bemerkten und verrieten.

Weithin glitt der Blick von der Höhe über die flache Landschaft. Viele Spuren von Kamelen, Eseln und Schafen bezeugten, daß die Gegend bewohnt war, aber kein Mensch war zu sehen. In der Ferne ein grauer Streifen im gelben Wüstensand, die vielbegangene Karawanenstraße von Berber nach Wadi Gamer. Auch sie war menschenleer.

Nach rechts und links schweiften ihre Blicke, straßauf und -ab, nirgends etwas Verdächtiges. Aber trotzdem

blieben die Führer vorsichtig. Nicht alle drei zusammen, sondern in Abständen von etwa 500 Schritt ritten sie langsam zur Straße, bogen dann in sie ein und folgten ihr. Damit verwischten sie in dem Gewirr von Spuren ihre eigenen, machten einem etwaigen Verfolger unmöglich, ihnen weiter nachzuhängen. Ein Stück weit zogen die drei Reiter, als gingen sie einander gar nichts an, die Straße entlang; dann bog der eine von ihr ab, ein Stück weiter der andere und endlich der dritte. Ein ferner Hügel war der verabredete Treffpunkt.

Was die Kamele laufen konnten, fegten sie über die gelbe staubige Wüste, bewegungslos lag die Luft, vor Glut leicht erzitternd. Hin und wieder eilte flüchtig ein kleines Rudel Gazellen vor den Reitern davon, doch sie hatten jetzt keinen Blick für die reizenden Tiere, nicht für die Fata Morgana, die ihnen glitzernde Seen, Palmen und Hütten vorzauberte; vielleicht war es auch dieses Trugbild, das die Kamele zu ihrem so eiligen Lauf veranlaßte. Eine Zeitlang schwebte es vor den Flüchtigen her, dann löste es sich auf, verrann in nichts. Öde, trostlos lag wieder die Wüste vor ihnen, rötlicher färbte sie sich, dunkler, in violetten Tinten versank die Ferne, glutrot erstrahlte der Himmel im Westen.

Die Reittiere ermatteten, durch Stockhiebe mußten sie vorwärts getrieben werden. Jede Minute war kostbar. Ein unglücklicher Zufall konnte die Verfolger auf ihre Fährte bringen, sie verraten. Endlich war die Kerraba erreicht, ein trostloses Hochplateau, dessen Boden eine Wüstenei von kindskopfgroßen Steinen mit eingestreuten Felsblöcken bildet, entsetzlich zu durchwandern. Nur mühsam schleppten die Tiere sich diese halsbrecherischen Pfade hinauf, langsam ging es vorwärts, doch da, noch im Schein des sinkenden Tages, blitzte in weiter Ferne, kaum noch als leuchtender Streifen wahrnehmbar, der Nil, der heilige Nil! Vor wenigen Tagen hatte ihn der Flüchtling bei Omdurman verlassen. Was mochten seine Wogen jetzt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

flüstern? Raunten sie sich etwas zu vom Zorn des Kalifen, der auf den Entwichenen alle Höllenstrafen herabbeschwor? Lag dieser breite Strom erst hinter ihnen, dann war die letzte große Gefahr überwunden. Einmal drüben, konnten sie hoffen nicht weiter verfolgt oder gar eingeholt zu werden.

Am Himmel glänzten die Sterne; Schweigen rundum. Hin und wieder nur das Bellen eines Schakals, in der Ferne das Kläffen eines Beduinenhundes.

Sie hielten an. In dieser Nacht war es unmöglich, noch über den Fluß zu setzen, denn erst mußten Slatins Führer die Gefährten suchen, welche das Boot bereit hielten.

So verging wieder ein Tag, währenddessen Slatin zwischen den Hügeln sich aus Steinen ein Versteck zurechtgemacht hatte und geduldig harrte, bis die Freunde ihn abholten. Auch das Übersetzen über den Nil ging gut vonstatten. Das kleine hierzu benutzte Boot wurde versenkt, um auch hier die Spuren zu verwischen. Weiter unterhalb des Flusses waren die Rennkamele über den Nil gebracht worden. Um sie am Ertrinken zu verhindern, hatten ihnen die Beduinen aufgeblasene Girben (Wassersäcke aus umgekehrten Ziegenhäuten hergestellt) als Schwimmkissen um den Hals gebunden. Drüben ging es weiter, tagelang, bei kärglichster Kost, die nur aus getrockneten Datteln bestand, dazu Durrhafladen und Wasser. Doch noch immer mußten die Flüchtlinge vorsichtig sein, denn an alle Posten war, wie sie sich denken konnten, vom Kalifen der Befehl ergangen, Straßen und Flußübergänge streng zu bewachen, jeden Reisenden zu untersuchen und auszufragen. Aber die Bevölkerung am Nil haßte den Bedrücker, und selbst wenn der Flüchtling erkannt worden wäre, würde sich wohl kaum ein Verräter gefunden haben.

Fast täglich lösten die Führer sich ab, denn jeder geleitete Slatin immer nur durch sein Heimatgebiet.

Unendlich langsam verstrichen die Tage der Flucht, unwegsame Berge, öde Wüsten wechselten, Durst und

Hunger waren ihre ständigen Begleiter, und dazu die ewige Sorge nicht nur Slatins, sondern auch der Leute, denn jeder fürchtete, es würde bekannt, daß er den Entwichenen weitergebracht habe. Selbst noch, als sie bereits das Machtgebiet der Mahdisten verlassen hatten, waren die Führer in Angst, denn weithin zogen die Kaufleute, aus dem ägyptischen Sudan bis hin nach Khartum, da hieß es vorsichtig sein.

Allmählich ließen auch die Kräfte nach. Die Reittiere kamen auf den Geröllhügeln kaum noch vorwärts. Da ging Slatin zu Fuß, barfuß, denn seine Sandalen waren aufgebraucht. Mit zerrissenen, von dem glühenden Gestein halbverbrannten, blutenden Füßen schleppte er sich vorwärts. Aber nordwärts ging es ja, der Freiheit, der Heimat entgegen.

Schlimm waren die Nächte. Eisig wehte der Nordwind, doppelt fühlbar nach der Hitze der Tage. Und da schien es, als sollte noch im letzten Augenblick alles zusammenbrechen. Slatins Führer erkrankte. Es war ein alter Mann, der den Anstrengungen des langen Marsches auf die Dauer nicht gewachsen war, deshalb gab ihm Slatin sein Reittier. Außerdem litt er zu sehr unter der Kälte. Auch hier half der Flüchtling und gab ihm seine Giubbe, so daß er selbst nur Ferda (Kopftuch) und Hisam (lange, breite Baumwollenbinde) sowie eine wollene Leibbinde um den Körper trug. Und da wollte es obendrein das Unglück, daß sich das Kamel wundlief und an einem spitzen Stein den Fuß schwer verletzte. Nun opferte Slatin auch noch seine Leibbinde, um dem Tier einen Verband zu machen, damit es wenigstens einigermaßen auftreten konnte. (Die Leibbinde ist ein Kleidungsstück, das in den heißen Gegenden von allen Weißen getragen wird, denn sie ist der beste Schutz gegen Erkältung des Magens und der Därme.)

Und endlich am 16. März, dem siebenundzwanzigsten Tage der Flucht, glitzerte es wieder in der Ferne. Viereckige Häuser tauchten auf, Palmenhaine. Menschen be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gegneten den Flüchtigen, vor denen sie nicht mehr auszuweichen brauchten. Freundliche Grüße, erstaunte Blicke. Wer mochte der sonnenverbrannte Weiße sein, der elend, abgemagert aus der Wüste auftauchte?

Unerkannt ritt Slatin in Assuan ein. In ihm arbeiteten alle Nerven, kaum konnte er es fassen, daß er frei, ohne jede Gefahr, sicher vor allen Verfolgern war, daß ihm die überhitzte Phantasie nicht ein Trugbild vorgaukelte, sondern daß all das Wahrheit war. Ganz unerwartet war er erschienen. Ein Staunen, Freude, Begeisterung durchlief ganz Assuan, hoch und niedrig. Er, der Mann, der so Unendliches erlitten, mit eisernem Willen alles Ungemach mehr als elf Jahre getragen, war nun wieder in der Zivilisation, der einzige, der Auskunft geben konnte, wie es drüben in dem Mahdistenreiche aussah, ein Weißer, der mit scharfer Beobachtungsgabe die Stärke, aber auch die Schwächen des Gewaltherrschers kannte, dessen Urteil maßgebend, entscheidend sein sollte für die spätere Bekämpfung dieses Scheusals.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht nicht nur durch Assuan und Ägypten, sondern durch die ganze zivilisierte Welt, und einem Triumphzug glich Slatins Reise nach Kairo und weiter nach der Heimat, die er nach siebzehnjähriger Abwesenheit endlich wiedersah.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Nach Khartum

So gleiten Stätten der Erinnerung an Slatins Kämpfe an uns vorüber. Rauschend plätschert das Wasser, hochgeworfen von den Schaufelrädern unseres Dampfers. Wir denken zurück an die schöne, lange Reise, die hinter uns liegt. Unser Blick schweift über die Ufer hin. Da stehen sie, dichtgedrängt, die nordischen Gäste in großer Zahl, Kraniche, märkische Freunde, eigentümlich, halb klagend klingt ihr Trompeten. Sie rüsten sich zur Heimreise. Immer neue Scharen gesellen sich ihnen zu, gleich niederschwebenden grauen Wolken, und doch scheint sich ihre Zahl nicht zu vermehren. Hin und wieder die schönen graziösen Jungfernkraniche, Schwarzstörche und Reiher. Ab und zu taucht ein Dorf auf. Hier und dort legen wir an, nehmen Holz, weiter geht es, nordwärts.

Die „nackten Wilden" verschwinden. Weiße Gewänder herrschen vor, wir nähern uns der Zivilisation. In lange blaue Tücher gehüllt, mit blitzenden Arm- und Fußringen kommen Frauen zum Wasser, schöpfen das heilige Naß mit gewaltigen Tontöpfen. Man staunt, wie diese feingliedrigen Gestalten so schwere Lasten heimtragen können. Lustig spielen Kinder am Ufer, wälzen sich im Sand, schauen neugierig dem vorübergleitenden Dampfer nach.

Immer seltener werden unsere treuen Begleiter, die Flußpferde, die Zahl der auf Schlammbänken ruhenden Krokodile nimmt ab, sie werden auch vorsichtiger, schon von weitem sehen wir sie ins Wasser verschwinden — sie wissen, warum!

Spärlicher wird der Dornenbuschbestand des Ufers, dünner der Grasstreifen, der es säumt. Da ziehen, eines hinter dem andern, hochbepackte Kamele. Sie folgen der uralten

Karawanenstraße, die hart am rechten Nilufer hinläuft. Auch auf dem linken findet sich eine solche, doch sie liegt weiter ab, die vielen kleinen Regenstrombetten, alte, nur in der Regenzeit mit Wasser gefüllte Flußarme, zwingen sie zu Umwegen.

Gewaltige Viehherden werden zum Fluß herabgetrieben, klein wie Spielzeug sehen sie aus bei der großen Entfernung. Aber sie sprechen für den Reichtum der Dörfer, der einzelnen Scheichs. Hunderte, ja Tausende von Schafen, Kamelen und Eseln wimmeln durcheinander. Alles drängt nach der Glut des Tages zum Wasser. In der Ferne tauchen ab und zu Berge auf, flach, wie abgeschnitten ist ihr Gipfel. Hier müssen einst gewaltige Hochebenen bestanden haben, doch die verwitternden Wirkungen von Sonne und nächtlicher Kühle haben das Gestein zermürbt, der ständig mahlende Wüstenwind hat die lockeren, zerriebenen Bröckel verweht, Regen und Bergstürze haben größere zu Tale geführt. Heute stehen nur noch die Reste einstiger Plateaus. Auch sie werden dereinst verschwunden sein. Alles wird eben, soweit der Wind nicht den Sand zu wandernden Bergen zusammenweht, hier verschüttet, dort aufbaut.

Jetzt werden Palmen, die ihr Federhaupt über den Dörfern erheben, häufiger. Dattelpalmen sind es; sie spenden die Hauptnahrung der Wüstenbewohner. Es sind nicht die süßen Früchte, wie wir sie kennen, sondern in getrocknetem Zustand werden sie aufbewahrt, halten sich so sehr lange und geben eine leichte und außerordentlich vorhaltende Nahrung, die ähnlich wie das Johannisbrot (Schote der Ceratonia siliqua) schmeckt, das wir als Kinder auf dem Jahrmarkt kauften und heimlich in der Schule knabberten. Ich habe die getrockneten Datteln im Sudan vielfach als Tagesration auf Jagdzügen in der Tasche mitgeführt.

Auf dem Fluß begegnet uns ein Dampfer mit Vergnügungsreisenden, die Thomas Cook in die Wildnis führt. Dahabies mit großem Dreiecksegel gleiten vorüber, hin

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

und wieder eines der merkwürdigen breiten Eingeborenenboote, die langsam mit Ruder und Segel stromabwärts gleiten.

Häufiger werden die Dörfer. Da kommt mir eines bekannt vor. Richtig, es ist Goz Abu Gomez. Dort endete mein fast viertägiger Wüstenritt drei Jahre zuvor. —

Nun liegt die Wildnis ganz hinter uns, mit Riesenschritten kehren wir in die Kultur zurück. —

Drüben auf dem rechten Flußufer taucht ein einsamer Baum auf, allein, als einziger auf der unendlichen gelben Fläche, die die Wüste um ihn bildet! Gordons Baum. Hier hatte der Held am Abend vor seinem Tode gestanden, hinübergeblickt nach dem feindlichen Ufer, wo, gedeckt durch den Schleier ewig wehenden Staubes, aufgewühlt durch die unzähligen Füße seiner Leute, der Mahdi seine Truppen zusammenzog, den Sturm auf Khartum vorbereitete. Von hier schaute Gordon sehnsüchtig so oft nilabwärts, dorthin, von wo die von ihm ausgesandten Dampfer kommen sollten, um Hilfe zu bringen, ihm und den vielen Tausenden in Khartum, denen vor dem grausamen Beherrscher von Omdurman bangte. Doch vergebens. Kein aufsteigender Rauch zeigte das Nahen eines Dampfers, kein Geschützdonner die bevorstehende Rettung an. So ging er heim wie schon so viele Abende, zum letztenmal! Wohl ahnte er, daß die Stunde der Entscheidung, des Todes nahe war, wußte vielleicht, daß er niemals zu diesem ihm so lieb gewordenen Platz zurückkehren würde.

Heute blickt gelangweilt irgendeine weltbummelnde Dame aus bequemem Liegestuhl des Dampfers durch das Augenglas hinüber und lispelt: „Oh, how interesting“ — und nimmt einen Schluck eisgekühlten Zitronenwassers. Die Welt vergißt schnell.

Näher kommen wir den Häusern zur Linken. Nun biegt unser Dampferchen rechts um, dem Lauf des Flusses folgend. Palmen, Häuser, Gärten tauchen auf, mir wohlbekannt. Da wohnt Mr. Buttler, der große Zoologe, der den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Zoo von Khartum gegründet und zu hoher Blüte gebracht hat, ein strenger Wächter über die ihm unterstellten Jagdgebiete. Am Ufer sehen wir auf der breiten Straße Damen und Herren zu Pferd. Ja, die Wildnis liegt nun wirklich ganz hinter uns. Bis hierher hat Europa schon seine Fühler vorgeschoben.

Rauschend rollen die gelben Wasser sich kräuselnd auf. Von rechts her dringt klares, blaugrünes in sie hinein. In einem langen, schäumenden Streifen treffen sich hier die Fluten des Blauen und Weißen Nils, um brüderlich vereint talwärts zu gleiten, als Segenspender für das glückliche Ägypten.

Staunend stehen unsere schwarzen Diener an Bord. Eine so große Stadt haben sie noch nicht gesehen, sie, die wir aus dem Herzen Afrikas mitgebracht haben. Das ist also das berühmte Khartum, von dem sie schon seit Wochen schwärmen, die „Hauptstadt von Afrika", der Inbegriff aller irdischen Genüsse.

Langsam arbeitet die Maschine. Wir nähern uns dem rechten Ufer. Unser Dampfer legt an. Träger sind bald zur Stelle, laden unser aus vielen Kisten und Ballen bestehendes Gepäck auf und in langem Zuge geht es ins Grand Hotel, wieder einmal bin ich hier. Und da — ich traue meinen Augen kaum — noch ist es derselbe deutsche Wirt, den ich von früher her kannte. Wohlbehalten sind unsere Koffer bereits angekommen, die wir auf weitem Umweg von Ostafrika aus über Ägypten hierher gesandt haben, um uns gleich in „Kulturmenschen" verwandeln zu können, sobald wir den Staub der Wildnis von uns abgespült haben.

Die Ankunft unseres großen Gepäcks, der Elefantenzähne, Tierhäute und unserer Schwarzen erregt natürlich unter den vielen Hotelgästen berechtigtes Aufsehen, denn es hat sich herumgesprochen, daß wir aus dem Herzen des schwarzen Erdteils kommen.

Der Abend findet uns wieder ganz als „Mitteleuropäer" in Abendanzug an einem sauber gedeckten Tisch im Garten

des Hotels, rundum Damen und Herren in großer Toilette, auf den Tischen kleine Windlichter mit bunten Schirmen, blitzendes Tafelsilber, Musik und Fröhlichkeit.

Wie oft hatten wir uns auf diesen Abend gefreut, auf den ersten nach dem langen Safarileben! Wie wollten wir feiern, übermütig sein! Und nun saßen wir fast in wehmütiger Stimmung da. Jetzt erst kam es uns voll zum Bewußtsein, was uns die Wildnis, die Steppe, das Löwengebrüll und Hyänengeheul gewesen waren, was uns Gottes freie unberührte Natur gegeben hatte, daß sie uns viel mehr war als alle Kultur, die ja doch letzten Endes nichts weiter ist als übertünchte Schlechtigkeit und verkappter Egoismus, Grausamkeit und Heuchelei — ein Zerrbild der Natur! Eigentümlich schlich es sich an unser Herz, als wir um uns die flirtenden Herren und Damen sahen, die sich Höflichkeiten sagten, um einander warben und im Grunde des Herzens doch nur miteinander spielten, vielleicht um des Genusses einer flüchtigen Stunde willen.

Hier mehr als je wurde uns klar, daß die Natur allein, die echte, unverfälschte, dem Menschen volle, innere Befriedigung geben kann, tausendmal mehr als das, was wir Zivilisation nennen. Fast ernst verlief für uns der Abend. Er war nicht, wie wir anfangs geglaubt hatten, der Zukunft geweiht, sondern der Erinnerung an das herrliche hinter uns liegende Jahr. Wehmut beschlich unser Herz, und zum erstenmal habe ich wohl mit einer gewissen Sehnsucht nach dem südlichen Kreuze geblickt, nach dem Sternbild, das ich, im Gegensatz zu so vielen andern Reisenden, sonst gar nicht recht mag. Aber an diesem Tage deutete es mir mit seinem untersten Stern nach Süden, dorthin, wo die Länder lagen, die uns so unendlich viel gegeben, und der Wunsch verdichtete sich fast zum Gelöbnis: dorthin kehre ich nochmals zurück und, so Gott will, mit meiner Frau — und 1912 waren wir beide drüben in unserer schönen, uns nun leider geraubten Kolonie Deutsch-Ostafrika.

Unsern schwarzen ostafrikanischen Jungen war natür-

lich Khartum der Inbegriff aller Pracht und Verführung, und obgleich für sie die Verständigung nicht so ganz einfach war, so kam sie doch zwischen ihnen und den Khartumern beiderlei Geschlechts offenbar zustande, denn meist waren sie „aus", bummelten irgendwo, gaben sich ganz dem Genuß der Großstadt hin, verjubelten in unglaublich kurzer Zeit den Verdienst von fast elf Monaten, betranken sich mehr als uns angenehm, kurz, sie akklimatisierten sich unheimlich schnell, nahmen „Kultur" an. Wir hatten keinen Vorteil mehr von ihnen, nur Ärger, und als wir früher abreisen mußten, während sie noch bis zum Abgang des nächsten Dampfers von Suakim, von wo sie nach Ostafrika zurückreisen sollten, blieben, vertranken und verspielten sie nicht nur ihr Reisegeld, sondern auch ihre Fahrkarten, so daß wir mit Hilfe des Konsulates ihnen alles nochmals zugehen lassen mußten, denn wir waren dem Gouvernement von Englisch-Ostafrika verantwortlich, daß unsere Schwarzen, mit dem Nötigen ausgestattet, die Rückreise mit dem Schiff antraten.

Hier in Khartum sah ich so recht, wie schnell sich eine solche Handelsstadt in Afrika, wenn eine tüchtige Regierung dahintersteht, entwickelt, denn die Hauptstadt des Sudans war in den drei Jahren, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, gewaltig gewachsen. Nicht nur die Zahl der Europäerwohnungen und namentlich der freundlichen Gärten hatte bedeutend zugenommen, sondern auch das Viertel der Handel treibenden Eingeborenen. Sehr angenehm berührte es, daß man jetzt eine große Anzahl Europäerinnen sah. Es ist dies etwas, was für die Entwicklung einer Kolonie ungemein ins Gewicht fällt. Sofort werden die Sitten „sanfter". Fehlt die weiße Frau, so geben sich die Ansiedler mit farbigen ab; es herrscht vielfach ein recht wüstes Junggesellenleben, und namentlich wird dem Alkohol gewaltig gehuldigt. Hier in Khartum, der großen Handels-, Regierungs- und Militärstadt, wimmelte es geradezu von Engländerinnen, und viele Feste, die gegeben wurden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

legten Zeugnis davon ab, daß man an der Grenze der Wüste zu leben wußte.

Eigentümlich kam es uns vor, daß wir nun zum erstenmal wieder in einem Zimmer schlafen sollten. Die Mauern beengten uns, und hinzu kam noch etwas, was uns den Schlaf raubte: ganz kleine stechende Tierchen. Doch nicht, wie vielleicht der Leser glaubt, die breiten, flachleibigen Ungeheuer, die man leider manchmal in Gasthausbetten namentlich des Orients antrifft, sondern unendlich kleine Stechfliegen, die bei Nacht schwärmen und so winzig sind, daß sie durch die engste Masche des Moskitonetzes schlüpfen können. Und sie taten es mit Wonne. Doch wie oft das Gute nahe beim Bösen liegt, so auch hier: die Fliegen halten sich nur dicht über dem Erdboden auf, etwa bis dreiviertel Meter Höhe. Und hierin liegt die Möglichkeit, sich ihnen zu entziehen; man braucht nur nicht im Erdgeschoß zu schlafen, sondern im ersten Stock. Ganz einfach — wenn man es erst weiß. So ließen wir am zweiten Tage unsere Betten auf der das ganze Obergeschoß umlaufenden breiten Galerie aufstellen.

Mein Bett hatte einen guten Platz, vorn mit Aussicht auf den Nil, auf die Gärten, auf die im Westwind sich neigenden Dattelpalmen. Und über dem ganzen das silberne Licht des Vollmondes, ein herrliches Bild. Eine ganze Zeitlang stand ich am Geländer, dann kroch ich in mein Bett, denn der Wind wehte immer heftiger. Ich merkte schon, daß ein Sandsturm im Anzuge war. Das allmählich fahl und gelblich werdende Licht des Mondes verriet es. Angenehm sind diese Winde ja nicht gerade, aber wenn man wie ich, in eine dünne Lederdecke eingewickelt, dem Sturm seine Kehrseite zudreht, dann geht es. Ich muß gestehen, die Nacht wird mir unvergeßlich bleiben, denn wenn ich auch nur wenig schlafen konnte, nur die Stunden durchdämmerte, so boten sich mir doch so prachtvolle Bilder, die Gedanken arbeiteten im Sturmgebraus, im Rauschen der Palmen, dem Plätschern des

aufgeregten Nils so wunderbar, daß ich einen wahren Genuß davon hatte.

Mehr als Khartum selbst interessierte uns natürlich Omdurman, die alte Hauptstadt des Mahdi und Kalifen. Am Blauen Nil entlang, wo uns auf Schritt und Tritt die für Ägypten typische Musik der quietschenden Sakkieh, der Schöpfräder, die Gärten und Felder mit Wasser versorgen, begleitet, ging es mit der kleinen Dampfbahn bis zur Einmündungsstelle des Blauen in den Weißen Nil, von hier mit einer Dampffähre über den Fluß. Drüben am Strande reihten sich Schiff an Schiff, große Dahabiehen, die mit Handelsware vom oberen Nil oder Bahr el Ghazal gekommen waren. Großenteils brachten sie Gummi arabikum, das Harz einer Mimosenart, das in ungeheuren Mengen im Sudan gesammelt und als einer der Haupthandelsartikel ausgeführt wird, daneben Elfenbein, Straußfedern, Durrha und anderes mehr.

Auf dem ansteigenden Ufer reihen sich dicht zusammengewürfelt Strohhütten und aus Nilschlamm errichtete kastenförmige Häuser. Eseltreiber drängen sich mit viel Geschrei zudringlich vor, bieten ihre Reittiere an, schimpfen aufeinander, denn jeder will das Geschäft machen. Die kräftigen, schönen Maskatesel bringen uns schnell aus dem Gewirr, das am Ufer herrscht, in die eigentliche Stadt. Man unterscheidet die südliche Mohammedanerstadt, dann in der Mitte die El Buga, wo einst der Mahdi mit seinem gewaltigen Anhang wohnte: wo das Staatsgefängnis steht, in dem die gefangenen Europäer oft unter den fürchterlichsten Entbehrungen schmachten mußten, dahinstarben wie die oft noch grausamer behandelten farbigen Eingekerkerten. Hier steht auch die von den Engländern gelegentlich der Beschießung von Omdurman zerstörte Kubba, das Grab des Mahdi. Nördlich schließt sich die Stadt der Zugewanderten, der Christen (Kopten aus Abessinien) und Griechen an. Zu sehen ist im allgemeinen nicht viel, die Baulichkeiten haben eben nur historisches

Interesse. Mich zog, wie überall im Orient, die Bazarstraße an. Hier arbeiteten die Drechsler, die die feinen Arbeiten für die Haremsfenster anfertigten, daneben die Ziseleure und Metallarbeiter, die Silber- und Kupferfäden in feinen Mustern in große Metallplatten oder Gefäße hämmerten. Dann kamen wieder Händler mit Straußfedern, und wer die Sache versteht, außerdem Spaß am Handeln mit den Eingeborenen hat, kann hier schöne Stücke kaufen. Den Wert der Feder macht aber nicht allein die Größe und Feinheit der Pose aus, sondern die Feder muß auch „leben", sie muß sich kräuseln, wenn man mit ihr über die Erde fährt. Erst bekam ich einen Schreck, wie ein Händler eine wundervolle große weiße Feder, die ich erwerben wollte, durch den Staub der Straße wischte, bis ich erkannte, worauf es ankam. Es handelt sich bei den guten Federn um solche von lebenden Vögeln, während die minderwertigen, schlechteren, denen man ihren geringeren Wert aber nicht sogleich ansieht, ausgefallene oder abgestorbene sind.

Beim Gehen durch die engen Straßen fiel mir ein wunderbarer Duft auf, berauschend, wie ich ihn nie zuvor gerochen. Mit erhobener Nase ging ich ihm nach, schließlich langte ich an einem schmutzigen Laden an. Da stand eine Reihe von Fläschen, ich schnupperte, endlich fand ich die richtige. Einst war Rotwein in ihr gewesen, jetzt eine trübe, häßlich aussehende Flüssigkeit — das war mein „Parfüm", doch in diesem Zustand konnte ich es nicht brauchen.

Wenig bekannt ist übrigens, daß ein im Sudan sehr geschätzter Wohlgeruch aus einer sich am Kopf alter Krokodile findenden großen Moschusdrüse gewonnen wird. —

Durstig vom langen staubigen Wandern betraten wir ein kleines türkisches Café, und bald nahten auch einige Händler. Der eine bot in einer kleinen Schachtel Skorpione an, ein anderer hatte ein Chamäleon und stachelige Wüsteneidechsen. Für all das hatten wir kein Interesse, wir hatten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

jetzt — Zoologieferien! Dann aber kam ein alter Araber mit einem großen Sack, dem er allerhand Kleinigkeiten entnahm, meist Metallgefäße, Kugeln, die auf dem Schlachtfeld aufgelesen waren, und ähnliche Dinge. Dann aber nahm er aus den tiefsten Tiefen seines weiten, faltenreichen Gewandes ein aus Leinentüchern geformtes Paket. Wir wurden neugierig, und nun packte er aus, unendlich langsam Hülle um Hülle lösend, bis er endlich, sich ängstlich nach den andern Händlern und nach der Tür umsehend, ob nicht etwa ein Polizist käme, einen großen leuchtenden Rubin herausschälte und das Licht in seinem satten Taubenblutrot spielen ließ. Ein prächtiges Stück. Kaum ließ er es uns in die Hand nehmen.

Nun war die Frage: ist der Stein echt, wenn ja, wem hat er ihn gestohlen? Gerade die Heimlichtuerei machte uns stutzig, und schließlich kamen wir zu der Überzeugung, daß der Rubin nichts weiter als ein künstlicher, allerdings sehr gut ausgeführter war. Gerade das Versteckte, Geheimnisvolle sollte die Käufer locken. Aber wir fielen nicht darauf hinein, waren vorsichtiger als zwei Amerikaner, die trotz meiner Warnung bei meiner ersten Anwesenheit in Kairo auf einen plumpen Schwindel eingingen. Auch ihnen war in einem Café ganz heimlich im halben Dämmerlicht ein dreifarbiger „Diamant“ gezeigt worden, grün, weiß, rot nebeneinander. Sie erzählten mir davon, ich sagte ihnen, daß es solche Naturspiele kaum gäbe, und kämen sie vor, dann würde man sie wohl in den teuersten Juweliergeschäften, aber nicht in der Hand irgendeines schmutzigen Händlers eines versteckten Cafés von Kairo finden. Doch sie ließen sich nicht belehren und kauften tatsächlich den „Stein“, der nichts anderes als eine noch dazu ziemlich plumpe Fälschung war, wie ich ihnen mit Hilfe der Lupe klar bewies.

Ein weiter staubiger Ritt brachte uns nach dem Schlachtfeld von Kerreri, wo Kitchener am 2. September 1898 die Heere der Mahdisten vernichtete.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Der Untergang des Reiches des Mahdi

Die Kaufleute und Häuptlinge, die sich nur äußerlich mit den Mahdisten gut gestellt hatten, deren innere Überzeugung es aber immer geblieben war, daß über kurz oder lang das durch innere Kämpfe und Mißwirtschaft zermürbte Reich einem tatkräftigen Angriff von außen erliegen würde, sollten letzten Endes recht behalten. Doch vorläufig hielt sich der Kalif noch. Mit beispielloser Grausamkeit zwang er seine Widersacher im Innern des Landes auf die Knie, aber immer tiefer fraß sich der Haß gegen den Gewaltherrscher in die Herzen der von ihm unterjochten Völker. Dazu kamen Hungersnöte und fürchterliche Epidemien, die es schließlich so weit brachten, daß der Sudan Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nur noch etwa ein Viertel seiner früheren Einwohnerschaft besaß.

Aufmerksam hatten die Ägypter und Engländer den inneren Verfall verfolgt, wohlunterrichtet über alles, was im Sudan vor sich ging. Hier und dort machten sie kleinere Vorstöße, überall warfen sie die Derwische, trotz deren Tapferkeit. Langsam zogen sie ihre Militärbahn am Nil entlang von Wadi Halfa südwärts, dann aber gelang es ihnen, die Geleise quer durch die Nubische Wüste in gerader Richtung nach Abu Hamed vorzuführen. Das war ein großer Erfolg, denn hiermit waren der große Nilbogen und namentlich die die Schiffahrt gefährdenden Stromschnellen, in denen schon mancher Dampfer, ungeheure

Mengen Kriegsmaterial verlorengegangen waren, zu umgehen. Abu Hamed, etwa in der Mitte zwischen Wadi Halfa und Berber gelegen, fiel im Sturm in die Hände der englisch-ägyptischen Truppen, und da die Derwische einen weiteren Vorstoß fürchteten, räumten sie freiwillig das wichtige Berber, nördlich der Einmündung des Atbara in den Nil. Das war von höchster Wichtigkeit für die weiteren Unternehmungen, und sofort wurde die Bahn über Berber weiter bis zur Atbaramündung geführt.

Da rafften sich die Mahdisten nochmals auf, sie fürchteten, daß bei weiterem Vorrücken der Feinde die Hauptstadt Omdurman bedrängt würde, und warfen sich unter Führung des Emir Machmud auf die weißen Heere. Mit wilder Begeisterung stürmten sie an, aber alle Tapferkeit half ihnen nichts, mit einem Verlust von 20000 Mann endete die Schlacht, das ganze Mahdistenheer war vernichtet.

Kühn gemacht durch die Erfolge, mit Hilfe der Bahn immer gut und schnell mit Nachschub an Proviant, Munition und Menschenmaterial versehen, schob nun Kitchener, dem der Oberbefehl über das Expeditionskorps übertragen war, dieses im August 1898 mit großer Schnelligkeit zum letzten Stoß vor. Ihm lag daran, dem Reich der Mahdisten ein Ende zu machen, endlich Gordons Tod, das Blut, die unendlichen Qualen, die so viele Weiße unter der Herrschaft des Mahdi und Kalifen erlitten hatten, zu rächen. Als Begleiter stand ihm der beste Kenner des Landes, Slatin-Pascha, zur Seite, der nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat wieder nach dem Sudan zurückgekehrt war. Keine Frage gab es, den Sudan, seine Geographie, seine Bevölkerung, die Art und Weise der Behandlung der Eingeborenen betreffend, die er nicht hätte richtig beantworten können. Dabei war Slatin selbst von berückender Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, die ihm die Herzen aller, die mit ihm zusammenkamen, im Sturm eroberten. Leicht war seine Aufgabe nicht, mußte er

doch, da er alle Dialekte des Landes beherrschte, die eingebrachten Kriegsgefangenen, Spione und Überläufer verhören, aus den oft ungeheuer langen, umschweifigen Antworten den Kern herausschälen, sichten, was für den Erfolg der Expedition von Wert war.

Das Heer, das Kitchener gegen den Kalifen führte, war in seiner Zusammensetzung wohl eines der interessantesten der Weltgeschichte und dürfte in seiner Buntscheckigkeit den gewaltigen Truppenmassen Alexanders des Großen geglichen haben. Da waren die Schottländer in ihren kurzen karierten Röckchen neben den Ägyptern, Bischari mit gezackten Wurfspießen, Schilden aus Rhinozeroshaut und geraden Schwertern, da wieder langaufgeschossene Engländer und hier die wilden Söhne der Kababischberge, weiße, braune und schwarze Soldaten. Dazu Tausende und aber Tausende von Kamelen, Pferden und Eseln, Feld- und Gebirgsartillerie, schwere Belagerungsgeschütze und Maschinengewehre, dazu der Lärm der vielen Stimmen, das Blöken der Tiere, die Musik so vieler Volksstämme, all das muß ein Leben gewesen sein, wie auf einem riesigen, schier unübersehbaren Jahrmarkt. Und inmitten dieses wilden Lebenswirbels ernst, immer tadellos sauber, wie auf dem europäischen Paradefeld gekleidet der Sirdar Kitchener, mit eisigem, stahlgrauem Auge alles beobachtend, ein Mann, der für jeden einen Blick, ein Ohr hatte, trotz der größten Arbeit immer Zeit fand, hier und dort eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. So hatte er die Herzen aller seiner Offiziere, seiner Mannschaften gewonnen, aber so konnte er auch von ihnen verlangen, daß sie bis zum äußersten alles hergaben, was an Kraft und Lebenssaft in ihnen steckte, um das große Ziel mit eisernem Willen zu erreichen. Und das war ein hohes. Sollte nicht das ganze gewaltige Heer, wie schon so viele frühere, unter den Hieben und Stichen der Mahdisten bis auf den letzten Mann vernichtet werden, so mußte das Gelingen erzwungen werden. Siegen oder sterben war die Parole, das wußten alle.

Ende August brachen die Truppen von Wadi Hamed, etwa halbwegs zwischen der Atbaramündung und Khartum, auf, gewaltige Staubsäulen bezeichneten weithin sichtbar ihren Weg, die Sonne erschien hinter ihnen, wie mit gelben Gläsern verdeckt. Allenthalben tönten die Militärkapellen, Dudelsäcke der Schottländer, Trompeten der Ulanen, dazwischen der dumpfe Klang der Eingeborenentrommeln. Ab und zu tauchten in weiter Ferne flüchtige Kamelreiter auf, Späher des Kalifen. Sofort begann jedesmal eine wilde Jagd auf sie; doch bald waren sie wieder zwischen den Sanddünen der Wüste oder hinter kleinen felsigen Höhenzügen verschwunden. Bei Tage wurde in den heißesten Stunden gerastet, die kühleren Nächte waren besser zum Marschieren. Doch allzuviel Ruhe fanden die lagernden Truppen nicht, die Fliegen, jener Fluch des Sudans, überfielen Mensch und Tier, quälten sie nicht nur, sondern übertrugen Krankheiten, namentlich die Ruhr, der gerade hier im Sudan die Weißen ganz besonders ausgesetzt sind.

Auf dem westlichen Ufer des Nils entlang schoben sich die Heere vor, während Kanonenboote mit hohem Aufbau, so daß sie die hochrandigen Ufer des Flusses bestreichen konnten, gleichen Schritt mit ihnen hielten oder gelegentlich einen Vorstoß machten, um sich ansammelnde Feinde zu zerstreuen oder um zu kundschaften.

Auf dem östlichen Nilufer marschierten, geführt von einem Engländer und einem alten Araberscheich, gegen 3000 Mann, das aus allen möglichen, von den Mahdisten vernichteten Volksstämmen zusammengesetzte Heer der Irregulären. Sie sowie ein etwa aus 1000 Kamelreitern bestehendes Korps der Bajuda trieben wohl in der Hauptsache Haß auf die Derwische und Hoffnung auf Beute beim Fall des reichen Omdurman.

So war die Kitchenerarmee in einer sehr günstigen Lage. Auf dem Nil fuhr eine große Flotte, die Kriegsmaterial und Proviant mitführte, so daß die eigentliche Kampftruppe sehr beweglich war, da sie nicht durch den langsam

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

marschierenden Troß behindert wurde. Der Nil bot Flankendeckung, im Westen dehnte sich die wasserlose Wüste, in der zudem den Derwischen feindliche Völker wohnten, so daß von dieser Seite ein Angriff nicht möglich war. Dazu kam, daß das Gelände völlig unbewachsen war, weite Übersicht bot.

Traurig sah das Land aus, durch das Kitchener zog, nicht ein Haus stand mehr, alles war auf Befehl des Kalifen niedergebrannt, von Grund aus alles zerstört; abgehackte Palmenstämme zeigten einstige Gärten an, zerschlagene Tongefäße, daß die Flüchtigen nicht das geringste in die Hände der vordringenden Heere fallen lassen wollten.

Da brach ein Feind über die anmarschierenden Heere herein, der schlimmer war, als ein Angriff der Derwische: Sandstürme und nachfolgende wolkenbruchartige Regen. Nur wer beides kennt, weiß, was diese, in Verbindung miteinander gebracht, zu bedeuten haben. Der Staub besteht aus pulverartigem, rotem Lehm, dringt in alles, selbst die feinsten Ritzen, durchsetzt die Gewebe der Kleider. Wenn man sich nun vorstellt, daß Truppen, die tagelang in diesem Staub marschiert, deren Kleidung durch die Stürme noch mit ihm durchsetzt ist, nun in wolkenbruchartigen Regen kommen, der das ganze Erdreich knöcheltief aufweicht, in eine zähe Schlammasse verwandelt, da kann man sich denken, wie die Soldaten ausgesehen haben müssen. Nachts wurde es obendrein noch recht kalt, doppelt empfindlich nach der furchtbaren Hitze, mit der die Augustsonne herabbrannte. Man muß sich überhaupt wundern, warum die Engländer diese Jahreszeit zum Vorstoß wählten. Vielleicht spielte es eine Rolle, daß der Nil gerade im August im unteren Sudan Hochwasser führt, die Kanonen- und Proviantboote also nicht der sonst ständig drohenden Gefahr des Auflaufens ausgesetzt waren.

Täglich kamen Überläufer und berichteten über Anzahl und Stellung der Derwische. Diese selbst ließen sich kaum sehen, nur daß eines Abends, kurz nach Sonnenuntergang,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

zwischen den Vorposten ein junger Derwisch erschien, seinen gezackten Speer schleuderte und auf flüchtigem Araber wieder im Schatten der Nacht verschwand. Für die Vorposten war dies kleine Ereignis ein Ansporn, aufmerksamer in die Nacht hinauszuspähen und zu lauschen. Wußten sie doch, daß der Tag des Entscheidungskampfes um die Vorherrschaft im Sudan unmittelbar bevorstand, daß alles auf ihre Wachsamkeit ankam. Gelang den Mahdisten ein nächtlicher Überfall, so war bei dem Fanatismus der Derwische damit zu rechnen, daß ein großer Teil des englisch-ägyptischen Heeres dasselbe Schicksal teilen würde wie so manches vor ihnen.

Über die Truppenmacht, die der Kalif den Weißen entgegenwerfen konnte, gingen die Ansichten der Späher und Überläufer sehr auseinander.

Ihre Angaben schwankten zwischen 100000 und 300000 Mann. Jedenfalls war der Kalif voll bester Zuversicht, und keiner der mahdistischen Heerführer hielt eine Niederlage für möglich. Interessant ist, daß eine alte mohammedanische Sage bestand, nach der prophezeit wurde, daß nördlich von Omdurman eine große Schlacht stattfinden und mit der Vernichtung des einen Heeres enden werde. Bisher waren die Derwische ja fast immer siegreich gewesen, also rechneten sie, daß dieses Orakel auch diesmal ihnen günstig zu deuten sei.

Ruhig, zielbewußt schob inzwischen Kitchener seine Heersäulen weiter. Voraus die englischen Lanzenreiter auf kleinen Pferden, dann ägyptische Reiterei, berittene Batterien, Kamelreiter als rechte Seitendeckung, zur Linken dampften die Flußkanonenboote stromaufwärts. Erst im zweiten Treffen zogen Infanterie, Artillerie und Maschinengewehre, den Beschluß machte der ungeheure Zelttroß, der in seiner Buntfarbigkeit die Erinnerung an alte Zeiten, an die Züge eines Dschingiskhan weckte.

War das Gelände auch nicht mit Bäumen oder Gebüschen bestanden, so wurde es durch die vielen Chore

(trockene Flußbetten) doch recht unübersichtlich. Nur so war es möglich, daß aus einer solchen Schlucht am 31. August plötzlich mit wildem Geschrei gegen 2000 Derwische auf die Vorhut losstürmten. Aber hier zeigte sich der große Vorteil, den die Kanonenboote bildeten: ein wohlgezieltes Granatfeuer entlud sich sofort über die heranjagenden weißen Scharen, explodierend rissen die Schrapnells blutige Bahnen, die Pferde wurden scheu, und ohne daß es zum eigentlichen Kampf gekommen wäre, mußten sich die Derwische auf Omdurman zurückziehen.

Die Kanonenboote gingen nun weiter vor, legten sich vor die Hauptstadt, brachten auf dem östlichen Nilufer zwei schwere Geschütze in Stellung, und nun begannen die dumpfen schweren Stimmen der Kanonen ihren eisernen Gruß hinüberzubrüllen. Hier und da aufsteigende Rauchsäulen zeigten den Angreifern, daß ihre Geschosse gezündet hatten. Da traf eine Granate die Kubba, durchschlug das Kuppeldach und explodierte im Grabdenkmal des Mahdi — eine böse Vorbedeutung.

Der Kalif raste, wütend drohte er mit geballter Faust gegen das Heer der Ungläubigen, er wollte und würde es zerschmettern, des war er gewiß.

So gab er Befehl, daß sich alle Krieger zum Kampfe rüsteten. Noch einmal hielt er gewaltige Heerschau ab, ließ die Truppen an sich vorbeimarschieren, entflammte durch begeisternde wilde Reden ihren Haß zum wilden Fanatismus, versprach ihnen im Falle des Todes alle himmlische Seligkeit, ja er verstieg sich so weit, zu versichern, Allah sei ihm erschienen, habe ihm ein Heer von 200000 unsichtbaren Engeln zugesagt, und alle, die für den Glauben fallen würden, sollten am dritten Tage wieder auferstehen. Das war zwar selbst für mohammedanische Ohren etwas viel, aber verfehlte auf die unzivilisierten Scharen, die bisher fast jedes große feindliche Heer vernichtet hatten, nicht seine Wirkung.

Auf etwa 15 Kilometer waren inzwischen die englisch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ägyptischen Truppen herangekommen, Kitchener hielt mit seinem Stabe auf einem Hügel, blickte hinüber nach der langgestreckten Hauptstadt, über der sich die hochgewölbte weiße Kubba erhob, von deren Spitze im Sonnenstrahl drohend die vergoldete Spitze des Kampfspeeres des Mahdi funkelte. Ernst ruhte das stahlharte Auge des Führers auf dem Bild, kein Wort hatte er für seine Umgebung, er wußte, daß nun der Tag kam, der über das Lebensschicksal vieler Millionen Menschen entschied, daß jetzt der Entscheidungskampf ausgefochten wurde um die Vorherrschaft im Sudan, daß die Entscheidung fiel zwischen Christentum und Mohammedanismus — und er war der Mann, der die Würfel jetzt schüttelte, auf seinen Wurf kam alles an. Wenn sein großes Heer das Schicksal des von Hicks-Pascha gegen den Mahdi geführten teilte, dann war auf unberechenbare Zeit die Macht der Mahdisten, die Blutherrschaft des Kalifen auf feste Grundlage gestellt.

Die letzte Nacht war für die Truppen wieder übel gewesen, Regen und Sturm hatten die im tiefen Schlamm Liegenden nicht zur Ruhe kommen lassen, doch die Aussicht auf den Kampf hatte sie alle schnell das Ungemach vergessen lassen.

Von den Hügeln stiegen Rauchwolken auf, offenbar Signale der vorgeschobenen mahdistischen Posten. Inzwischen war die Meldung vom Herannahen des Feindes bei Kitchener eingetroffen, in Hufeisenform nahmen die Truppen um das Lager Aufstellung, aber da meldete auch schon ein Reiter, daß die Mahdisten haltgemacht, ein Lager bezogen hatten, offenbar wollte der Kalif noch neue Truppen heranwerfen. So vergingen die Stunden. Schweigend ritt der ernste Führer seine Reihen ab, dann gab er Befehl, eine Seriba, einen dichten Dornverhau und Graben, um das Lager zu ziehen, denn mit Sicherheit rechnete er auf einen nächtlichen Angriff der Mahdisten. Und wahrlich, er hatte Grund, besorgt zu sein, denn erfolgte ein nächtlicher Überfall, so war bei der ungeheuren Zahl, der beispiel-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

losen Tapferkeit und Todesverachtung, die des Kalifen Scharen in so vielen Schlachten bewiesen hatten, der Ausgang eines solchen Kampfes für die vereinigten weißen Truppen doch sehr ungewiß. Im Dunkel der Nacht, bei dem allgemeinen Durcheinander, das bei einem Angriff von 100 000 und mehr wildbegeisterten Kriegern entstehen mußte, konnten die höhere Waffentechnik der Weißen, Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze, nicht zur vollen Entfaltung kommen, da entschied der Kampf Mann gegen Mann — und das wußte Kitchener nur zu gut. Er war sehr ernst.

Da kam ihm Hilfe. Slatin, der die Besorgnisse des Sirdar teilte, aber auch die Mahdisten nur zu genau kannte, verfiel auf eine Kriegslist. Er schickte einen Spion, der für ihn arbeitete, aber das volle Vertrauen des Kalifen genoß, an diesen mit der Nachricht, die Engländer planten einen nächtlichen Überfall auf das mahdistische Lager. Der Kalif, einsehend, daß er bei einem derartigen Angriff einer kleineren Truppenmacht besser tat, im Lager zu bleiben und durch einen energischen Gegenstoß den Feind zu vernichten, wartete. So war Slatins Plan gelungen. Und der Himmel schien ihm ein sichtbares Zeichen zu geben, ihm Glück zu verheißen, denn im Gegensatz zu all den bisherigen Nächten strahlte das ganze Firmament in milchigem Licht, der Vollmond zog, silbernen Schein über das weite Wüstenland werfend, seine Bahn, unzählige Sterne funkelten, es war eine herrliche, milde Tropennacht — und hier auf Erden lagen sich zwei gewaltige Heere gegenüber, die nächsten Stunden sollten die Entscheidung über weite Länderstriche bringen, Zehntausenden das Leben kosten.

Im Lager der Weißen saßen die Offiziere und mancher Soldat wach, schrieben Briefe, vielleicht die letzten, denn konnten sie wissen, ob sie den kommenden Tag überleben würden?

Fast taghell war die Nacht, draußen, weit vorgeschoben vor dem Lager, standen die Posten, heute ermüdete keiner,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

die Aufregung hielt sie wach, von ferne hallten die gewaltigen Kriegstrommeln, in der Wüste heulten ein paar Hyänen, sie taten sich gütlich an den erschlagenen Menschen, gefallenen Kamelen, Opfern der Mahdisten, die auf ihrem Rückzug nach Omdurman noch schnell einen Beweis ihrer grausamen Herrschaft gegeben hatten.

Noch ist der Tag nicht angebrochen, da erheben sich die Schläfer, es wird lebendig im Lager, ein kühler Morgenwind streicht vom Nil herüber, der selbst unter einem weißen Nebelschleier liegt. Jeder weiß, daß der heutige Tag Großes bringen muß. Daher kein tosender Lagerlärm, mehr ein Flüstern, nur unterdrückte Laute. Ein kurzes kräftiges Frühstück. Nun erscheint am östlichen Himmel ein heller Streifen, schnell in Rot übergehend verbreitert er sich, und bald steigt golden rotleuchtend der Sonnenball hoch. Der 2. September ist angebrochen. Da jagen die ersten Meldereiter heran, bringen Nachricht, daß die Derwische im Anzug sind. Nochmals hat der Kalif die Seinen wild begeistert, hat ihnen die Furcht der Feinde vor Augen geführt, die nicht einmal gewagt hätten, den beabsichtigten nächtlichen Ausfall auszuführen! Ja, er war klug und verstand alles zu seinen Gunsten auszulegen.

Das englische Lager lag, mit dem Rücken gegen den Nil, in einer großen flachen Senkung, nach Westen zu durch eine lange Reihe leichter Hügel gegen die dahinterliegende Wüste abgeschlossen, rechts und links flankiert von dem in Südwesten sich erhebenden, steil abfallenden Gebel Surgham, während sich im Nordwesten der gleichhohe Um Matragan erhob. Über die Hügelkette hinweg war der Angriff der Mahdisten zu erwarten. Kurz nach Tagesanbruch drang von Westen her ein eigentümliches summendes, aufheulendes, dann wieder ersterbendes Getön zum Lager herüber, es war der Sterbe- und Kampfgesang der Derwische.

In Hufeisenform standen die vereinigten Truppen um das Lager, zwischen den einzelnen kleinen Abteilungen

waren Geschütze und Maximgewehre aufgestellt, eine damals neue Waffe. Der Sirdar und sein Stab hielten inmitten der Truppen noch immer schweigsam, scharf den Blick auf den Hügelzug gerichtet. Und nun wälzte es sich weiß über denselben weg. In ungeheurer Ausdehnung schimmerten die flatternden weißen Gewänder der Angreifer, blitzten die Waffen im Morgenstrahl, flatterten die grünen und schwarzen Fahnen. Hoch schwangen die Streiter ihre langen breitblätterigen Speere, ihre geraden Schwerter. Allen voran ritten aber die Emire, wie sarazenische Ritter aus alter Zeit im gleißenden Kettenpanzer, die kesselförmige mittelalterliche, mit hoher Spitze gezierte Sturmhaube auf dem Kopf, hinter ihnen wehten die mit Koransprüchen gezierten Fahnen, gewiß ein überwältigender Anblick — doch das Schauspiel war blutiger Ernst, das sich hier vorbereitete.

Und nun erklangen die Kriegstrommeln mit dumpfen Schlägen, hell und tief dröhnten die Tamtams, und plötzlich hallte es wie aus einem Munde, gewaltig, den Feind erbeben machend, das langgezogene halb wilde, halb klagende: „Allahuuu!“ Wie eine Mauer, regungslos, des Befehles gewärtig, standen die englisch-ägyptischen Truppen. Gar manchen mag beim Anblick dieser gewaltigen, speerstarrenden, fanatischen, todesmutigen Reihen ein leichtes Gruseln befallen haben, zugleich ein Staunen über diese Todesverachtung, diesen religiösen Fanatismus. — So wie sie gingen auch im Weltkrieg unsere herrlichen Freiwilligenregimenter in den Tod, singend marschierten sie gegen die Maschinengewehre, die todspeienden Reihen der Feinde an, verbluteten auf Flanderns Erde! —

Schweigen im Lager, wie eine erwartungsvolle Lähmung liegt es auf allen. Da, vom Fluß her, der erste schwere Schlag, das erste Geschütz hat gesprochen, ein Heulen in der Luft, und explodierend schlägt drüben die erste Granate ein. Zu weit, doch schon die zweite sitzt mitten in den Reihen der Derwische. Körper werden zur Seite ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

worfen, einen Augenblick, dann ist die blutig gerissene Bresche in dem lebenden Wall wieder geschlossen und nun hämmern in schneller Folge Schrapnells auf die anrückenden Mahdisten; gar mancher zu Boden Sinkende beweist die Wirkung des Geschoßhagels. Nun rattern die Maschinengewehre, krachend, schlagartig fallen die Salven der Engländer. Zu ganzen Haufen, reihenweise sinken die Mahdisten nieder, wenn die Streugarbe der Maschinengewehre ihre langen weißen Reihen entlang fährt. Staub, Pulverrauch weht über das weite Feld, wie weiß betupft erscheint die gelbe Wüste von all den gefallenen oder sich am Boden windenden Mohammedanern.

Doch ihr Kampfesmut ist nicht gebrochen, weithin hallt unaufhörlich ihr Schlachtruf. Schon auf gewaltige Entfernung beginnen auch sie das Feuer auf das Lager, und hier und da schlägt eine Kugel ein, reißt einen Kämpfer aus den Reihen. Merkwürdig war, daß bei den wenigen Treffern gerade höhere Offiziere die Opfer wurden.

Gewaltig türmen sich die Leichenhaufen der Derwische, aber nichts scheint ihren Ansturm aufhalten zu können. Immer dichter bedeckt sich weithin die Wüste mit Toten und Verwundeten, die Dumdumgeschosse, die gegen diese wilden Horden zur Anwendung gebracht wurden, wüten furchtbar. Bis auf 300—500 Meter sind die weißen Derwischlinien herangestürmt, dann bricht ihr Mut, sie biegen ab nach den Hügeln zu, seitlich noch gefaßt von einem rasenden Feuer.

Beweise bewundernswerter Tapferkeit werden berichtet. So ritt ein Emir einem anstürmenden Derwischhaufen voran, hoch flatterte über ihm eine große weiße, mit Koransprüchen gezierte Fahne; einer nach dem andern seiner Begleiter fiel, aber obgleich er von den englischen Schützen unter ständiges Feuer genommen wurde, schien er kugelfest zu sein. So kam er bis auf 150 Schritt an das Lager heran, allein, denn alle seine Begleiter waren in den Sand gesunken, da stemmte er die Fahne in den Boden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

stand, den Blick auf das Lager gerichtet, bis plötzlich sein Schimmel unter ihm zusammenbrach, sich seine Giubbe rot färbte. Noch einmal richtete er sich auf, kniete nieder, wandte das Gesicht nach Mekka, und betend sank er, von der letzten Kugel durchbohrt, tot zusammen, gewiß ein Gegner, der Bewunderung abzwingt.

Langsam erstarb das Feuer, der Angriff war glänzend abgeschlagen, ein großer Teil des Heeres lag verblutet, niedergemäht von den Geschossen im Sande, die Technik hatte über Tapferkeit gesiegt. Nur eine Stunde hatte der Kampf gedauert, und doch hatte er bereits dem Kalifen viele, viele Tausende seiner besten Truppen gekostet.

Während hier der große Erfolg erreicht wurde, hätten die Engländer beinahe einige Kilometer weiter nördlich eine schwere Einbuße erlitten. Hier standen die ägyptische Reiterei, eine reitende englische Batterie und das Kamelreiterkorps. Plötzlich sahen sie sich von einer größeren unter dem Sohn des Kalifen Etman heranstürmenden Schar Mahdisten angegriffen, und mußten sich vor ihnen zurückziehen, ja, wurden sogar vom Lager selbst abgesprengt. Zum Glück konnten die Kanonenboote im rechten Augenblick eingreifen und warfen die Derwische, aber leicht hätte dieser Zwischenfall böse Folgen haben können.

Schon hoffte Kitchener den entscheidenden Sieg errungen zu haben, doch Slatin, dieser gute Kenner der Eingeborenen, warnte. Noch war die wirkliche Macht der Derwische nicht gebrochen, noch standen dem Kalifen zehntausende todesverachtende Krieger zur Verfügung.

Da aber ein Angriff in der nächsten Stunde nicht erfolgte, gab der Sirdar, glaubend, daß Slatin übertrieben vorsichtig sei, den Befehl zum Vormarsch auf Omdurman, Alles ging auch anfangs gut vonstatten. Als aber ein großer Teil der Truppen an dem Gebel Surgham vorübergezogen war, brach aus den Schluchten desselben plötzlich ein Heer von etwa 15000 Mahdisten vor, der Kalif selbst befand sich bei ihnen, die schwarze Fahne des Mahdi

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

wehte. Wieder erfolgte der Angriff mit vollster Todesverachtung, rücksichtslos, und nur dem geschickten Eingreifen der Brigade Macdonald, die im rechten Augenblick schwenkte, war es zu verdanken, daß hier nicht die Macht des Sirdar zerschellte. Erst einmal in Stellung und Kampffront, war das wohlbewaffnete Heer nicht mehr zu schlagen. Rasend hämmerten die Maschinengewehre, unaufhörlich rollten die Salven, wieder türmten sich die Leichen zu Haufen.

Eine flotte Attacke ritten die 21er Ulanen, aber sie gerieten hierbei in einen Hinterhalt und hatten sehr schwere Verluste. Die schlimmste Folge dieses schneidigen Reiterangriffes war aber die Erschöpfung, denn gerade die Reiter hätte Kitchener am Schluß des Tages sehr nötig gehabt, um den auf der Flucht begriffenen Kalifen zu fassen. Dieser hatte, nachdem ihm der Überfall auf die marschierenden englischen Truppen anfangs geglückt war, auf eine Wendung zum Guten gehofft, doch bald sah er auch diese Angriffsscharen zusammenschmelzen, sah sein schwarzes Banner sinken und es wurde nicht wieder aufgerichtet. Da verlor er allen Mut. Nach der Hauptstadt lenkte er sein Pferd. Anders hatte er sich gewiß seinen Einzug in die Stadt gedacht, darauf gebaut, heute ein für allemal seine Feinde zu zerschmettern. —

Mittag war es, der Kampflärm schwieg, nur von den Kanonenbooten hallten noch die Schüsse, aus der Hauptstadt die Explosion der einschlagenden Granaten. Das Angriffsheer lagerte. Kitchener aber ritt auf eine kleine Anhöhe bei Wadi Shamba, blickte hinüber nach dem vor ihm liegenden Omdurman, aus dem die schwarzen Rauchfahnen wehten, nach der Kubba, unter der der Mahdi ruhte, englische Granaten hatten das heilige Gebäude halb in Trümmer gelegt. Schon als das erste Geschoß hier eingeschlagen war, hatte sich der abergläubischen Bevölkerung bange Sorge bemächtigt, sie faßten es als eine furchtbare Vorbedeutung auf, daß Allah nicht

Feuer und Schwefel auf die Gotteslästerer, die das Grab des Mahdi zu beschädigen wagten, herabschleuderte, und starres Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als mehr und mehr Geschosse dieses Ziel trafen.

Ernst, starren Blickes hielt Kitchener; er wußte, heute war der größte Tag seines Lebens, heute befreite er die Menschheit von einer Geißel, unter der Millionen und aber Millionen mehr als zehn Jahre geschmachtet, gelitten hatten, verröchelt waren. Und nun, nach einer Ruhepause für die Truppen, ritt er mit seinem Stabe nach Omdurman, empfangen von Tausenden und aber Tausenden, die ihn mit dem für den Sudan eigenen merkwürdigen Trillern willkommen hießen. Jubel allenthalben. Sie, die unglücklichen Einwohner der Stadt, die der Kalif Hungers sterben ließ, während seine Speicher im Innern der Stadt von Vorrat strotzten, bewillkommneten den Sieger. Aus dem Mittelpunkt der Stadt aber, dort, wo die Häuser des Herrschers und seiner Anhänger, seine Schatzkammern und Harems lagen, dröhnte brüllend die Ombaia, das elfenbeinerne Kriegshorn des Kalifen, hallten die großen bronzenen Kriegstrommeln. Noch einmal schien er seine Anhänger zum letzten Widerstand sammeln zu wollen. Aber es fanden sich nur wenige ein, die übrigen hatten die Lage erkannt: daß seine Macht gebrochen war. So floh auch er, nur begleitet von seiner Lieblingsfrau und etwa 150 Reitern. Ihm nach aber jagte Slatin-Pascha, ihn, den Verhaßten, den Mann, der ihm elf Jahre lang so unendliches Leid zugefügt hatte, der ihn so entsetzlich gequält hatte, zu fassen, war sein höchster Ehrgeiz. Doch ihm fehlte es an schneller Reiterei, auch er und sein Pferd waren durch den langen Kampftag erschöpft.

So entkam der Kalif, doch seine Lieblingsfrau fiel in die Hände der Verfolger. Bis nach Kordofan, seiner Heimat, flüchtete der Besiegte, hoffte hier wieder Anhänger um sich sammeln zu können, das Reich des Mahdi wieder aufzurichten. Doch nur ein kleines Häuflein war es, das

er um sich scharen konnte; alle die Volksstämme aber, die bisher willenlose Werkzeuge in seiner Hand gewesen waren, hatten sich von ihm gewandt, seine Macht hatte nur auf brutaler Gewalt beruht, war nur durch beispiellose Grausamkeit aufrechtzuerhalten gewesen, solange er die Zahl seiner Glaubensstreiter hinter sich hatte, die an seine göttliche Sendung glaubten. Doch diese lagen tot auf dem Schlachtfeld von Kerreri, standen am dritten Tage nicht wieder auf, wie der Kalif versprochen hatte. Geier und Hyänen stritten sich um ihre Knochen.

So war an einem Tage dieses gewaltige Reich zerfallen, zerplatzt wie eine Seifenblase, die Welt von dem furchtbaren Despoten befreit.

Noch etwa ein Jahr lang hielt sich der entthronte Kalif in Kordofan, ständig gehetzt von ägyptischen Truppen, bis es endlich gelang, ihn zum offenen Kampfe zu zwingen, in dem er unterlag und mit dem Rest seiner Anhänger getötet wurde.

Kitchener war mit seinem Stabe in Omdurman als Sieger eingezogen. Wohl fielen noch vereinzelte Schüsse, einige Fanatiker wehrten sich gegen die Sieger. In Wut über ihre Niederlage versuchten die Derwische noch die Hunderte von Gefangenen, die in dem Staatsgefängnis eingepfercht waren, zu verbrennen, indem sie Fackeln in dieses leicht zündende Gebäude warfen. Doch es gelang ihnen nicht. Trotz ihrer schweren Fesseln vermochten es die unglücklichen Eingesperrten, immer wieder der Flammen Herr zu werden.

Mit welcher Freude begrüßten sie die Sieger, humpelnd, sich mühsam vorwärtsschleppend, kamen sie heran. Dem einen waren die Arme, die Hände, dem andern die Füße abgeschnitten und doch waren sie obendrein noch mit schweren Eisenfesseln und -ketten beschwert. Alle waren sie Opfer der Blutgier des Kalifen, hatten vielleicht, gepeinigt bis aufs Blut, einen Fluchtversuch gewagt oder ein unüberlegtes Wort gegen diesen „Halbgott" gesprochen, mit Verstümmelung mußten sie es büßen.

Unter den Gefangenen, die jetzt befreit wurden, befand sich auch ein Deutscher, Karl Neufeld. Um ihn zu erlösen, ritt der Sirdar nach dem Saier, dem Gefängnis, und hier fand man den Unglücklichen, der zwölf Jahre lang in den „Ketten des Kalifen" geschmachtet hatte. Über diesen Mann ist während seiner furchtbaren Gefangenschaft und auch nachher sehr viel in deutschen und ausländischen Zeitungen geschrieben und gelästert worden, ob zu Recht oder Unrecht, mag dahingestellt sein. Traurig aber ist es, einem Mann, der so Beispielloses erduldet hat, der unter den Peitschenhieben der Mahdisten seine Arbeit verrichten mußte, Vorwürfe zu machen, wenn er gelegentlich, wenigstens zum Schein, auch für die Derwische tätig war. Während des Weltkrieges habe ich Gelegenheit gehabt, öfters mit ihm über seine Gefangenschaft und die Anfeindungen zu sprechen, aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß er niemals in irgendwelcher Weise den Mahdisten auch nur im geringsten wirklich behilflich gewesen ist, und trotz seines hohen Alters unternahm er noch während des Weltkrieges weite Reisen, suchte die Mohammedaner zum „Heiligen Krieg" zu begeistern. Daß er nicht einen vollen Erfolg gehabt hat, war nicht seine Schuld, das lag an andern Verhältnissen.

Jetzt ist er gestorben.

Es ist viel geschrieben worden über die Höhe der Todesopfer, die die Schlacht von Omdurman, oder wie sie in der Geschichte heißt: bei Kerreri, gefordert hat. Die Derwische dürften rund 20000 Mann verloren haben, dem gegenüber auf seiten der verbündeten Engländer und Ägypter 140 Tote und 580 Verwundete zu buchen sind. Diese Zahlen würden noch geringer sein, wenn nicht eine ganze Anzahl Soldaten, die verwundeten Derwischen helfen wollten, von diesen heimtückisch erschossen worden wären. So ist ein Fall bekannt, daß sich ein Soldat über einen jungen Derwisch, der nach Wasser stöhnte, neigte, ihn aufrichtete und ihm zu trinken gab, und diesen Augenblick

benutzte der Fanatiker, dem Weißen das Messer in den Leib zu stoßen. Nur zu verständlich war der Befehl, die auf dem Schlachtfeld liegenden Derwische zu töten, so sehr es auch unsern Ansichten von Humanität widerspricht, aber es war die einzige Möglichkeit, sich gegen diese blutdürstigen Bestien zu schützen, zumal auch in Lazaretten Angriffe Verwundeter auf Ärzte vorgekommen waren.

So hat Kitcheners Sieg den Sudan von der Herrschaft der Mahdisten befreit, Ruhe und Frieden zogen ins Land, England aber richtete den Union-Jack neben dem Halbmond auf, England war nun im Besitz des Verbindungsweges über Land durch Afrika nach dem Indischen Ozean. Und das ist von höchster Wichtigkeit. Gelingt es heute einem Feinde, den Suezkanal zu sperren, so steht den Engländern doch der Weg durch Afrika zu Land und auf dem Nil offen, drei Balken des Verbindungskreuzes durch Afrika sind heute in englischer Hand, die Linie Kapstadt—Kairo mit dem Viktoria-See als Mittelpunkt, und von hier nach Osten die Ugandabahn zum Indischen Ozean. Wann wird es sich noch den letzten Kreuzbalken, vom See zum Atlantischen Ozean holen?

Im allgemeinen herrscht seit dieser Schlacht im Sudan Friede, der Handel steigt, die Städte entwickeln sich, Straßen, Bahnen und Brücken sind angelegt. Heute schon führt ein Gleis am Blauen Nil hinauf bis nach Sennar, wendet sich dann nach Westen, überspannt auf mächtiger Brücke den Weißen Nil und dringt weiter in das sagenhafte El Obeïd vor. So werden diese Gebiete erschlossen, die unendlich langsame Beförderung auf dem Rücken der Kamele durch die wasserlosen Wüsten hört auf, schnell bringt das Dampfroß alles nach den großen Handelsmetropolen Omdurman und Khartum.

Hin und wieder kommt es wohl zu kleinen Aufständen, doch sind diese meist nur lokaler Natur. Dabei darf man aber nicht etwa annehmen, daß die Engländer beliebt wären. Äußerlich sind die Eingeborenen demütig und

neigen sich, innerlich aber hassen sie die weißen Fremden. Während des Weltkrieges haben sie ja auch einen Aufstand versucht, aber es fehlte an einheitlicher Führung. Daß sie mit guten modernen Waffen ausgerüstet sind, wußte ich bereits seit 1906, wo mir ein Baggara, dem ich meine Repetierbüchse zu einem Probeschuß gab, die Waffe hinterher gesichert zurückreichte, indem er lachend hinzufügte, mir als Nichtengländer könne er es ja sagen, daß sie alle derartige Gewehre besäßen, auch englische Militärgewehre, die sie versteckt hielten. Offen dürften sie diese nicht tragen, denn außer blanken Waffen, Schwert, Lanze und Dolch wären ihnen alle verboten, und auch mit letzteren, dürften sie Khartum nicht betreten.

Sehr zustatten kam den Engländern und Ägyptern, daß Slatin-Pascha im Lande blieb. Er ist bei den Eingeborenen ungemein beliebt, auf ihren „Saladini-Pascha" schwören sie, und wenn sie hören, daß man ein Bekannter von ihm ist, so wird man mit offenen Armen aufgenommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

In den Wildnissen am Blauen Nil

Das Innere von Khartum hatte sich, wie schon erwähnt, in den drei Jahren, seit ich es nicht gesehen hatte, ganz auffallend verändert. Hatte es bei meinem ersten Besuch den Eindruck einer eben im Anwachsen begriffenen Stadt gemacht, waren die Häuser noch traurige Lehmhütten, die Läden nur Schuppen, angefüllt mit allerhand mehr oder weniger verstaubten Waren, viel Gerümpel, aus dem sich die Weißen und Farbigen heraussuchten, was ihnen zusagte, so war es jetzt ganz anders: die Straßen breit und sauber, Ordnung, kein Schmutz. Die Geier hatten keine so guten Zeiten mehr wie früher, als die Mahdisten hier hausten. Damals wurde aller Kehricht einfach auf die Straße geworfen, bei Seuchen selbst die Leichen der unzähligen Opfer, möglichst vor das Haus des Nachbarn, der dann, nach einem Befehl des Kalifen, für ihre Beseitigung zu sorgen hatte.

Heute war von all dieser Mißwirtschaft nichts mehr zu sehen. Die Läden glichen vollkommen den europäischen, sauber lag hier alles, ordentlich, elegante Damen waren die Käuferinnen, in weißen duftigen Kleidern, ganz wie in Kairo. Ja, in Afrika geht das „Vergehen“ schnell, aber auch das „Werden“. Unaufhaltsam wird kultiviert, wilde Länder erschlossen, ausgebeutet, Bahnen vorgetrieben, die Landesprodukte wegführen, europäische Waren bringen, durch die das einheimische Handwerk verdrängt, erstickt

wird. Die Eingeborenen werden auf diese Weise allmählich ganz abhängig vom europäischen Markt, werden Sklaven, nur in milderer Form als früher. Bis einmal der Tag anbricht, an dem sie erwachen und zurückfordern, was die Weißen ihnen genommen haben. —

Als ich meine Expedition an die abessinische Grenze unternahm, war das noch recht unbequem. Erst zehn Tagemärsche durch trostlose Öde nach Senga, wo wir endlich den Blauen Fluß überschritten, um dem eigentlichen Jagdgebiet näher zu kommen. Und doch, es lag trotz allen Ungemaches auch eine gewisse Poesie darin. Unvergeßlich wird mir der Weihnachtsmorgen bleiben, an dem ich reisefertig das Hotel verließ und das Bepacken der für meine Expedition bestimmten Kamele überwachte. Das war ein Schimpfen der Treiber, ein Blöken der „Wüstenschiffe", die so taten, als würde ihnen etwas ganz Ungeheuerliches zugemutet. Länger als eine Stunde dauerte es, bis alle Lasten wohlverschnürt auf den Packsätteln lagen. Aber die Kamele sind manchmal hinterlistig — dumm nennt es der Mitteleuropäer —, so auch eines der meinigen. Kaum stand es auf, da schüttelte es sich und „holterdiepolter" flogen Kisten und Kasten im Hof herum, der kleine eiserne Backofen, ohne den der Koch nicht auskommen zu können behauptete, bohrte aber einen seiner eisernen Füße durch meinen Lederkoffer. Das war sein Ende; der Koch backte zwar für die Folge kein vernünftiges Brot, aber ich glaube, das lag weniger daran, daß der Backofen fehlte, als vielmehr an mangelnden Kochkünsten.

Endlich war alles gepackt, ich schwang mich auf meinen wundervollen kräftigen Maskatesel, mein treuer Hassan aber drehte sich noch eine Zigarette, ließ seine langen Beine baumeln, und hin ging es durch die Straßen von Khartum, hinaus auf die weiten Felder. Öde und verlassen lagen sie, als „Felder" würde ich sie niemals angesprochen haben, hätten nicht herumliegende Halme daran erinnert. Und doch, wie ungeheuer fruchtbar sind sie, wenn

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

der Regen den saftigen Lehmboden aufgeweicht, der Nil sich zur Überschwemmungszeit über sie gebreitet hat. In der Trockenzeit sorgen quietschende Schöpfräder am Nil für fruchtspendendes Naß, in dünner Bahn wird es zu kleinen Pflanzungen, zu den Gärten geleitet.

Hin und wieder begegnen uns Eingeborene, schon von weitem springen sie vom Reittier, auch Frauen und weißbärtige Männer, sie dürfen laut englischer Verfügung nicht an einem Europäer vorüberreiten, müssen absteigen, ihn zu Fuß begrüßen. Sie beugen sich dem englischen Machtspruch, doch in ihren Augen glimmt es verstohlen, mögen sie sich auch noch so demütig neigen, das Gesicht lächelt verbindlich, wie das des Mahdi, des Kalifen, selbst wenn er mit seinem Todfeind sprach, den er im nächsten Augenblick dem Henker überantwortete. Im Innern flackert der Haß, wehe, wenn diese Eingeborenen einmal wieder zur Macht gelangen! Mir widerstrebte es, daß selbst die ältesten Männer, oft schwerfällig, von ihren Kamelen herabkletterten, daß die Frauen von ihren Reiteseln zu Boden glitten, und durch Hassan ließ ich ihnen zurufen, ich sei Deutscher, ein Freund Saladini-Paschas, sie sollten ruhig auf ihren Tieren bleiben. Und sie dankten es mir.

Auf den Feldern stolzierten in dichten, graublau schimmernden Scharen Kraniche, mit lautem Trompeten senkten sich immer neue Flüge zu ihnen herab. In den Lüften kreisten Milane oder Geier, namentlich letztere waren nun für Monate meine ständigen Begleiter.

Unendlich weite Flächen dehnten sich vor und um uns, fruchtbarstes Land, das dereinst, wenn erst die Bewässerungsanlagen durchgeführt sind, den Ertrag vervielfachen wird. Aber nicht nur für Negerkorn und Mais ist der Boden geeignet, sondern vor allem auch für Baumwolle. Ein gewaltiges Areal zur Anpflanzung dieses für die englische Industrie unerläßlichen Rohmaterials steht ihnen hier zur Verfügung, weithin, nilauf- und -abwärts, ein gleich guter Boden. In Uganda blüht heute schon, kaum zwei Jahr-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

zehnte nach den ersten Versuchen, die Baumwollenkultur, Ostafrika eignet sich auch, also ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß England sich im Laufe weniger Jahre vom amerikanischen Markt freimachen wird, selbst seine Preise vorschreibt. Hieraus ist wohl auch ein gewisses Mißtrauen zu erklären, mit dem namentlich die südlichen der Vereinigten Staaten die koloniale Arbeit Englands verfolgen. Nicht lange wird es mehr dauern, da verschwinden die quietschenden Schöpfräder am Nil, Staudämme werden entstehen, Turbinen allenthalben aufgestellt werden, um auch das Grundwasser nutzbar zu machen.

Ja, Wasser. Wer daheim die Leitung aufdreht, wenn es ihn dürstet, macht sich keinen Begriff davon, was das himmlische Naß für den Tropen-, namentlich den Wüsten- und Steppenreisenden bedeutet. Die vom ehern blauen Himmel herabglühende Sonne, der leicht dahinziehende ständige warme Wind trocknet alles aus. Jeder Halm splittert unter dem Huf des Reittieres wie Glas, der Erdboden ist zerrissen in unzählige kleine Stückchen, zwischen denen sich weite Spalten bilden, flimmernd liegt das Sonnenlicht auf dem Boden, läßt die Luft erzittern. Stunde um Stunde verrinnt, stumm reiten wir dahin, längst ist das Interesse für die Kraniche, ab und zu auffliegende Lerchen, vorüberziehende Raubvögel, an irgendeinem Aas sich zankende Geier erloschen, gleichförmig, einschläfernd tönt das Glöckchen des Leitkameles. Alles scheint in einem Traumzustand zu sein, nur die Fliegen sind wach, immerzu summen neue heran. Der Rücken des vor mir reitenden Hassan ist von ihnen wie mit einer schwarzen Schicht bedeckt, auch meiner wird nicht anders aussehen, der Sattelknopf des ägyptischen Sattels ist in seiner ganzen, mit glänzendem Leder bezogenen Rundung von ihnen in Besitz genommen. Eine unbedachte Bewegung meinerseits, und schon erhebt sich das Geschmeiß brummend, wirft sich auf das Gesicht, Mund und namentlich die Augen — ekelhaft!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Windend hebt das führende Tier den Kopf. Sein Schritt wird schneller, ich blicke nach vorn: „Endlich", entringt es sich mir: da drüben sind Bäume, da schimmert Wasser, Hütten scheinen dabei zu stehen.

Flotter laufen die strammen Esel, die Kamele blöken auf, Stimmung kommt in die Karawane. Weiter, immer weiter im Sonnenglast.

Nun sehen wir schon eine Stunde den Platz vor uns, der uns so lockt, und doch, wir kommen ihm nicht näher, merkwürdig. Jetzt scheinen die Bäume und Hütten dort vorn ins Schwanken zu kommen, sie schrumpfen zusammen, das Wasser verrinnt, Sand starrt hart und gelb aus ihm empor, ein paar Steine, kleine Erdhaufen.

„Teufelswasser", sagt mein Hassan und steckt sich schimpfend eine Zigarette an, die benimmt den Durst: Eine Fata morgana!

Täglich dasselbe, täglich fallen Esel, Kamel und Mensch auf die Täuschung herein. Ich nenne absichtlich die Tiere zuerst — nicht aus Bescheidenheit —, denn ihnen ist eigentlich der Irrtum am wenigsten zu verzeihen, sie sind ja, was Witterung betrifft, den Menschen weit überlegen, deshalb dürften sie sich eigentlich nicht immer wieder von dem Trugbild anführen lassen.

Tag um Tag verrinnt, ewig das gleiche Bild, trostloser Marsch. Nur die Rastplätze lohnen uns die Mühe des Tages. Der Nil macht hier unzählige Krümmungen, ihnen zu folgen, wäre ja unterhaltender, aber nähme uns zuviel Zeit, so schneiden wir immer möglichst eine Anzahl derselben auf dem Tagesmarsche ab und lagern am Abend an seinen Ufern. Hier stehen gewaltige Bäume, dichtes Gebüsch zieht sich hin, in den Fluten taucht hin und wieder das gewaltige Haupt eines Flußpferdes auf, wir nähern uns der wirklichen Wildnis. Affen turnen in den Zweigen, kommen gelegentlich, wenn ich ganz still in meinem Stuhl liege, an das Zelt, holen sich eine weggeworfene Konservenbüchse und schlecken den Rest der eingekochten

Früchte auf. Auf den Flußbänken tummeln sich graue und Jungfernkraniche, sogar die prächtigen Kronenkraniche zeigen sich schon vereinzelt, Sporenkiebitze, Strandläufer und Kampfhähne, Nacht- und Edelreiher, hin und wieder Gänse sorgen für Unterhaltung und für einen gelegentlichen Küchenbraten.

Wad Medani liegt hinter uns, bald auch einer der wichtigsten Gummimärkte: Sennar, einst die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, um die Mahdisten und Ägypter hart gerungen haben.

Weiter geht es durch durstiges Land. Eine eigentümliche Müdigkeit erfaßt mich, der Kopf glüht, die Augen schmerzen. Plötzlich befällt mich ein Schwindel, ich schwanke im Sitz, gerade kann ich meinen Hassan noch rufen, weiter weiß ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir komme, erzählt er: Gerade als ich aus dem Sattel glitt, konnte er mich noch auffangen, dann hat er mich auf den Boden gebettet, eine Zeltbahn als Schattenspender über einen kleinen Busch gebreitet als Notzelt. Getreu hat er sich neben mich gesetzt und mir aus der Feldflasche tropfenweise Tee in den Mund gegeben. Länger als eine Stunde habe ich bewußtlos gelegen, dann sind die Lebensgeister wiedergekehrt.

Noch längere Zeit ruhte ich hier aus, erst als die Sonne tiefer stand, stieg ich wieder in den Sattel und ritt der Karawane nach. Ich hatte einen regelrechten Anfall von Sonnenstich, ein wenig angenehmer Auftakt, der auf mehrere Monate berechneten Expedition. Zur Vorsicht wurde ein Ruhetag eingeschoben, denn am nächsten Morgen war ich doch recht schlapp.

Etwas Unterhaltung bot der kleine Ort, bei dem wir lagerten. Der Ortsvorsteher hatte ein Flußpferd geschossen, das unter riesigem Freudengeheul, Getriller der Weiber unter die Menge verteilt wurde. Ich selbst schoß von meinem Frühstückstisch aus einen prächtigen Schreiseeadler.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

An einem kleinen englischen Posten führte uns der Weg vorüber, hier saß ein blutjunger englischer Offizier. Ich wollte ihn in seiner Einsamkeit nicht stören, suchte auch den verlorenen Marschtag möglichst einzuholen. Hätte ich geahnt, wie er unter der Einsamkeit litt, so hätte ich ihn aufgesucht, mein Lager bei ihm aufgeschlagen. Kurze Zeit darauf hörte ich, daß er sich erschossen habe, aus Heimweh!

Endlich war Senga erreicht, tiefblau wälzt der Bahr el Azrak seine Wogen vorüber. Hier sah ich so recht, wie berechtigt der Fluß seinen Namen trägt. Herzlich empfingen mich die englischen Offiziere, halfen mir mit Rat und Tat, ehe ich den Fluß überschritt, um nun, nach Verlassen des letzten vorgeschobenen Postens, den Weg geradezu auf die abessinische Grenze einzuschlagen.

Mit einem Schlage änderte sich das Landschaftsbild. Die weiten Felder lagen hinter uns, voraus dehnte sich licht bewachsene Steppe, Dornbüsche herrschten. Kleiner wurden die Felder, nur gerade groß genug, um die paar Familien, die in den kleinen Dörfern wohnten, zu nähren. Wie hatte sich hier alles geändert, seitdem die Mahdisten ihre eiserne Hand auf dieses fruchtbare Land hatten fallen lassen. Einst blühten große Orte und Städte, Reichtum und Kultur weithin am Blauen Nil und an seinen Nebenflüssen, dem Rahat und Dinder, jetzt waren es nur noch kümmerliche Örtchen, hin und wieder eine große Fläche, auf der Reste von Hütten, unzählige Scherben den Platz bezeichnen, wo einst Tausende von Menschen gelebt hatten.

Bald zeigte sich auch das erste Wild, Gazellen, die schnellfüßig beim Nahen der Karawane flüchteten.

Da es die Sonne ganz besonders freundlich mit uns meinte, so beschloß ich, lieber bei Nacht zu marschieren, womit die Kameltreiber aber gar nicht einverstanden waren; sie behaupteten, in dieser Gegend gäbe es Elefanten, und wenn diese Kamelwitterung bekämen, so packte sie furchtbare Wut und sie brächten die langhalsigen Fremdlinge

um. Ich lächelte: schön, wenn sie kommen, habe ich gute Gelegenheit, sie zu schießen. Da kamen sie mit etwas anderm: sie erzählten Schauermärchen von Löwen. Doch ich blieb hart, hörte ihren mit vielen Gesten begleiteten Erzählungen zu — verstanden habe ich sie zwar nicht, aber Hassan übersetzte sie mir —, und ich befahl, in der nächsten Nacht weiterzuziehen. Das Südliche Kreuz war unser Leitgestirn, sein unterster Stern die Richtungsmarke.

Der Dinder selbst ist nicht so wasserreich als der Blaue Nil, doch müssen zur Regenzeit gewaltige Wassermassen sich in seinem Bett hinwälzen, denn die Ufer fallen senkrecht, tief ausgefressen herab. Der Boden des Stromes zeigt hier und da einige Tümpel klaren Wassers, die durch Sand- oder Kiesbänke voneinander getrennt sind. Hier findet sich das Wild in großen Scharen ein. Nicht nur allerhand Vögel, sondern auch Antilopen, Löwen und Elefanten, hin und wieder Giraffen und Nashörner. Beide Tierarten gab es früher hier in großer Zahl, aber den ständigen Verfolgungen sind sie erlegen. Heute kommen sie nur noch vereinzelt vor und sind, obgleich sie ein sehr gutes Jagdgesetz schützt, sehr scheu. Nach Aussage meiner eingeborenen Jagdbegleiter kommen sie nur alle 3—4 Tage zum Wasser, genau so wie die Elefanten. Auch diese haben es hier nicht leicht, denn nicht nur die jagenden Europäer sind hinter ihnen her, sondern auch die Eingeborenen. Nach altem Brauch jagen sie noch heutzutage, soweit sie sich nicht der alten Fallgruben oder moderner Büchsen bedienen, mit dem Speer und Schwert. Ein berittener Jäger neckt und reizt das Tier, bringt es allmählich in solche Wut, daß es sich auf ihn stürzt. Doch auf schnellfüßigem Renner wendet der Jäger, und wenn der Elefant hinter ihm herstürzt, kommen von hinten seine Gefährten zu Pferd oder auch zu Fuß — die Kerle können fabelhaft laufen — und hauen dem Elefanten mit dem Schwert die Hackensehnen durch, oder stoßen ihm ihre breiten Speere in die Hinterbeine. Damit ist der Elefant für jeden weiteren Angriff un-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

fähig, ja wehrlos gemacht. Die schwerverletzten Beine vermögen nicht mehr die gewaltige Last des Körpers zu tragen, das Tier knickt ein, hockt sich hin wie ein Hund. Wohl sucht es sich noch mit dem Rüssel seiner Widersacher zu erwehren, packt blitzschnell zu, doch gewandt weichen die Eingeborenen seinem gefürchteten Greiforgan aus. Sie umschwärmen und reizen das unglückliche Tier immer von neuem, und wenn sie des rohen Spieles müde sind, hauen sie ihm den Greifer des Rüssels ab. In wahnsinnigem Schmerz, ohnmächtiger Wut will der Riese sich auf seinen Feind werfen, doch unter Hohngelächter der grausamen Baggara bricht er immer wieder zusammen.

Schon fliegt ihm der erste Wurfspeer zwischen die Rippen, andere folgen, langsam, sich an den Schmerzen, der Angst des wehrlosen Elefanten weidend, schlachten sie ihn ab. Es sind noch dieselben wilden Horden, die zur Zeit des Mahdi die Einwohner brandschatzten. Hassan erzählte mir, daß sich, wenn sie damals ein Dorf überfielen, gewöhnlich ihr Scheich unter einem Baume vor dem Dorf niederließ. Dorthin beorderte er den Ortsschulzen und verlangte alles Gold und Silber, allen Schmuck, der im Dorfe war — eine Stunde Zeit wurde gewährt. Währenddessen brachten die geängstigten Einwohner alles zusammen, natürlich auch Nahrungsmittel aller Art. Die Wertgegenstände häuften sich, der Dorfschulze hoffte nun, davonzukommen.

„Das ist nicht genug, ihr habt mehr. Wenn in einer Stunde nicht alles da ist, wehe dir, auch die jungen Mädchen fehlen, bringe auch sie."

Wieder wurden neue Ringe und anderes mehr abgeliefert, zitternd stand der Dorfbeherrscher. Doch der Räuber war nicht zufrieden, am Fuß eines Mädchens hatte er wohl noch einen dünnen Silberreifen gesehen. Dem unglücklichen vor ihm Stehenden rannte er seinen breiten Speer in den Leib, daß die Eingeweide herausquollen. Seine Leute durchsuchten nun gründlich die ärmlichen Hütten, brachten aus

Verstecken noch Wertgegenstände und junge Weiber. Männer, die sich zur Wehr setzten, wurden niedergestochen. Bald loderten Flammen aus dem bisher so friedlichen Orte auf, und während der unglückliche Dorfschulze verröchelte, die Hütten zusammenfielen, zogen die Baggara ab, sie hatten wieder einmal ein Dorf ihres eigenen Herrn zerstört, eines von den vielen, deren Reste wir auf der langen Reise fanden.

Heute versuchen die Engländer und Ägypter, in diesen fruchtbaren Gegenden wieder Dörfer anzulegen. Hierbei soll ihnen eine Straße helfen, die sie quer durch die Wildnis in schnurgerader Richtung auf die Grenze Abessiniens zu durch den Wald geschlagen haben. Sie hoffen, daß sich hier ein Handelsverkehr anbahnen soll. Doch die Abessinier scheinen wenig Lust hierzu zu verspüren; den ersten ankommenden, von Engländern geschickten Karawanen haben sie das Betreten ihres Landes verboten.

Herrscht auf dieser Straße erst einmal reges Leben, dann ist es mit dem Wildparadies, das sich jetzt hier über die Stätten einstiger menschlicher Ansiedlungen verbreitet hat, zu Ende. —

Schon bei dem Marsch nach dem Jagdgebiet trafen wir bei einem der letzten Dörfer, die wir durchwanderten, Elefantenspuren und erfuhren, daß diese sonst so scheuen Dickhäuter sich hier recht ungehörig benommen hätten, indem sie einfach die Getreidespeicher aufgebrochen und ihres Inhaltes beraubt hatten. Soweit die Körnerfrucht von ihnen nicht gefressen, war sie umhergestreut. Ein zufällig vorüberziehender amerikanischer Jäger hatte die am nächsten Tage tatsächlich wiederkommenden Tiere auch angetroffen, aber keinen zur Strecke gebracht.

Bedauerlich, gern wäre ich an seiner Stelle gewesen. Und doch sollte auch ich gar bald merken, daß so ein großes Tier nicht so einfach zu erlegen ist, denn die Stellen, wo sie sterblich sind, sind im Verhältnis zur Größe des übrigen Körpers recht klein. Mit vieler Mühe gelang es mir, im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

dichtesten Urwald an die Herde heranzukommen, ganz nahe; nur etwa 15 Schritt trennten uns noch, da sah ich durch das Blattgewirr etwas Graues schimmern, flüsterte meinem Jäger zu, ob er denn den Kopf sehen könnte, ein Nicken, er zeigte mit den Armen im Bogen nach vorn: „ — — so groß sind die Zähne." Aber ich sah nichts weiter als ein Stück der Haut. Da räusperte sich mein Jäger, und im selben Augenblick erschien, fast zum Greifen nahe, der Elefantenkopf vor mir.

Hm! Das ist doch eine andere Sache, so einen Wildnisriesen plötzlich in Freiheit vor sich zu haben, als den guten Jumbo aus dem Zoo, der einen freundlichen Kratzfuß macht, wenn man ihm ein Stück Brot hinwirft. Ich muß gestehen, ein eigentümliches Gefühl befiel auch mich, selbst mein Hassan, der schon mehr Elefanten in Freiheit gesehen hatte, wurde aschfahl, sah gar nicht gut aus! Daß uns der Elefant wahrgenommen hatte, bezweifle ich, zumal wir ganz ruhig standen und ich die Büchse, mit der ich schon im Anschlag lag, nur unmerklich zu heben brauchte.

Der Schuß von vorne, namentlich auf so kurze Entfernung, hat seine Schwierigkeiten. Nicht, daß man an dem großen Kopf vorbeischießt, aber man kann dann, wenn man nicht ganz genau Bescheid weiß, im Augenblick zu schwer berechnen, wo das verhältnismäßig kleine Gehirn liegt, das sich ja, zwischen gewaltigen Hohlräumen des Schädels eingebettet, weit hinten befindet.

So gut es in der Eile ging, überlegte ich es mir und schoß das Tier zwischen die Augen, aber wohl zu hoch. Die Kugel durchbohrte, ohne tödlich zu wirken, nur einen Teil der oberen Zellenräume des Schädels. Im Augenblick des Schusses warf sich das Riesentier mit fabelhafter Schnelligkeit herum. Hätte es sich auf mich gestürzt, so würde es mich erreicht haben, ehe ich in der Lage gewesen wäre, den zweiten Schuß abzugeben, denn naturgemäß war ich durch den Rückstoß des ersten, bei der außerordentlich

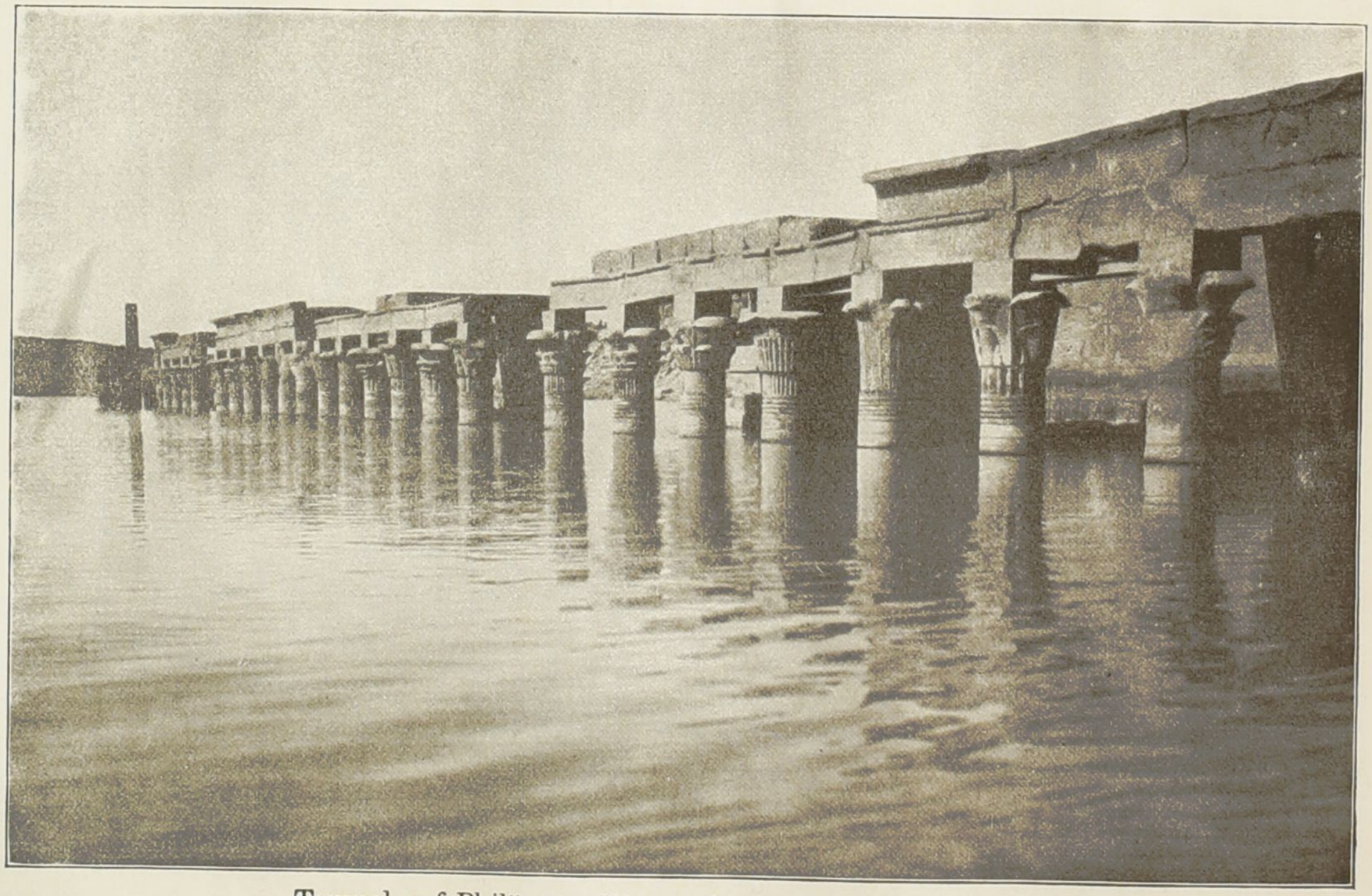
starken Pulverladung, zurückgeworfen worden. Krachen und Splittern niedergebrochener Bäume zeigten den Weg, den die Elefanten genommen, wir konnten leicht folgen. Aus der Ferne tönte wildes Trompeten, dazwischen schmerzlich klingende Laute.

Ängstlich lauschte mein Jäger, machte ein besorgtes Gesicht, denn die Tiere nahmen Richtung auf die Stelle zu, wo wir am Rand des Waldes unsere Reitesel gelassen hatten. Und da erzählte er mir, daß in dieser Gegend sich im Jahr zuvor ein Unglücksfall ereignet habe. Ein gleichfalls angeschossener Elefant sei mit seiner Herde auf die Esel des Jägers gestoßen und habe den Treiber sowohl wie die Grautiere einfach zu Mus zerstampft. Glücklicherweise entgingen die unsrigen diesem Schicksal.

Sehr oft bin ich gefragt worden, welche Gefühle ich bei der ersten Begegnung mit einem Elefanten, auf so kurze Entfernung, gehabt, ob mich nicht Furcht beschlichen hätte. Ich muß offen gestehen: nein, auch niemals in andern gefährlichen Augenblicken. Es war vielmehr eine Art Neugierde: wie wird das wohl abgehen? Ich habe mir auch nicht — wie das in manchen Büchern so schön zu lesen ist — gesagt: jetzt kommt alles darauf an, nimm die Nerven zusammen, sonst bist du verloren. Nichts von dem. Ich schoß, genau so wie sonst auf Wild, bin der Ansicht, daß man in solchen Fällen instinktiv richtig handelt, falls einem nicht das Herz in die Hosen fällt, wie ich es auch gehört habe. Solche „Jäger" sollen daheim bleiben, für sie ist das Großwild zu schade, bestenfalls eignen sie sich zur Hühnerjagd. Von einem Jäger habe ich gehört, daß er in der Aufregung einfach die Büchse herunternahm und automatisch die Patronen aus dem Magazin herausrepetierte, ohne zu schießen. Glücklicherweise hatte er einen treffsicheren Kameraden bei sich, der den annehmenden Löwen — um einen solchen handelte es sich — niederschoß.

Wir folgten nun den Spuren unseres Elefanten, bekamen ihn aber leider nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Tempel auf Philä vom Wasser des Stausees überschwemmt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Langsam schoben wir unser Lager weiter nach Süden vor. In den kleinen Tümpeln, die sich noch im trockenen Flußbett des Dinder fanden, wimmelte es von Krokodilen, die sich an den unzähligen Fischen, die beim Verlaufen des Wassers hier zusammengedrängt wurden, gütlich taten.

In größere Teiche hatten sich die Flußpferde zurückgezogen, und auch von ihnen erbeutete ich hier meine ersten.

Außerordentlich zahlreich waren die Antilopenarten vertreten: Hartebeeste und Leierantilopen, Pferdeantilopen und Sömmeringgazellen, letzteres herrliche Tiere, die oft in geradezu riesigen Rudeln, zu Tausenden, auftraten. Dabei waren sie gar nicht scheu, kamen eines Tages auf etwa 30 Schritt an meinem Lager vorübergezogen wie eine zahme Schafherde.

Bei dem Laien herrscht vielfach die falsche Vorstellung, daß das Tier der Wildnis, das den Menschen zum erstenmal sieht, vor ihm flüchtet. Das ist nicht der Fall. Jedes Tier muß erst seine schlechten Erfahrungen machen, es muß die Gefahr kennenlernen, genau so wie die Kinder. Jung aufgezogene Hunde und Katzen tun sich gegenseitig nichts, in ihnen besteht nicht die „angeborene Feindschaft zwischen Hund und Katze". Junges Wild kommt, wenn es vereinsamt ist, ruhig zum Menschen, genau so auch zum Löwen, wenn es das Schicksal wollte, denn es sucht Anschluß. So kamen auf einer späteren Expedition einmal ein junges Büffel- und ein andermal ein Elenantilopenkalb einfach zu mir hingelaufen, als die Mutter mit dem übrigen Rudel flüchtig abgegangen war. Die Tiere folgten uns ruhig zum Lager, genau wie zahme. Es ist so wie mit unsern Kindern. Sie spielen ahnungslos mit der Miezekatze, bis sie einmal kratzt, dann erst lernen sie, daß das Tier auch Krallen hat, und nun sehen sie sich vor, natürlich immer vorausgesetzt, daß sie nicht vorher von den Eltern unterrichtet und auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden sind.

Hagenbecks Kinder und Enkel spielten mit Löwen und Tigern wie mit Hunden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf einen Trugschluß hinweisen, der sogar den Schulkindern eingepaukt wird — wenigstens noch zu meiner Zeit —, daß die Tiere Gift- von Futterpflanzen zu unterscheiden wissen. Das trifft nur sehr bedingt zu. Wohl weiß zum Beispiel in Gegenden, wo es ständig Herbstzeitlose gibt, eine Kuh, daß die Pflanze giftig ist, das heißt, ihr Genuß Leibschmerzen macht, und meidet sie. Anders eine Kuh, die aus dem Gebirge, wo es die hübsche tückische Blume nicht gibt, zu uns kommt. Sie wird unbedingt dieselbe fressen. Unsere Kühe haben im Laufe der Jahre durch Erfahrung ihre Schädlichkeit kennen und fürchten gelernt.

Nun wird man mir einwerfen: „Daran merkt man eben, wie degeneriert unsere Haustiere sind.“ Weit gefehlt! Auch die Tiere der Wildnis — und zu solchen darf man mehr oder weniger die Kamele rechnen, die doch ihr Leben lang nie in einen Stall kommen — müssen ihre Erfahrungen sammeln, und hierin liegt ein Grund, warum gerade die Kamele, die doch sonst für Wüsten- und Steppenmärsche sehr brauchbar sind (sie tragen 2—4 Zentner), nur bedingt Verwendung finden können: sie fressen alles, was grün ist. Nun gibt es aber eine ganze Anzahl Sträucher, deren Blätter gerade für sie Gift sind, deshalb müssen immer ein oder mehrere Hirten sie begleiten und sorgfältig darauf achten, daß die Schutzbefohlenen nichts fressen, „was für sie nicht angemessen“.

Die Kamele sind überhaupt nicht so widerstandsfähig, wie vielfach angenommen wird, auch ihr Durstvermögen ist beschränkt, und nur ganz besondere Arten, namentlich die der Wüstenvölker, zum Beispiel der Bischari, können auf einer Reise von acht Tagen ohne Wasser auskommen, sie sind aber ganz besonders hierfür gezüchtet und erzogen. Ich mußte die meinigen jeden zweiten Tag zum Wasser bringen lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Merkwürdig ist es, wie lange manche Tierarten, Antilopenarten ohne Wasser auskommen können. So leben die Oryx und namentlich die kleinen Gazellen in Gegenden, in denen jahraus, jahrein fast kein Tropfen Regen, kein Tau fällt, in denen es auch nicht saftige Wurzelknollen gibt, wie zum Beispiel in Südwestafrika, an denen die Tiere und Menschen ihren Durst stillen. Es ist unverständlich, daß sie nicht verdursten, nur ausnahmsweise kommt dies in ganz besonders heißen Sommern, zum Beispiel 1912, vor.

In den Wäldern am Dinder, namentlich in der Nähe der Flüsse, kommen noch Büffel, Wasser- und Buschböcke vor, hin und wieder das kleine Kudu, das gern Gegenden aufsucht, wo hohes Gras und dichte Büsche Schutz gewähren. Hier teilt es das Gebiet mit dem reizenden kleinen Oribi und dem Riedbock, dessen Gehörn im Sudan ganz besonders stark entwickelt ist. Natürlich sind wie überall, wo es Wild gibt, auch die Raubtiere zahlreich vertreten: Löwen, Leoparden und als Straßenreiniger die Hyänen und Schakale. Oft hört man in schlaflosen Nächten das Gebrüll der großen Räuber, ein herrliches Konzert, nur die Hyäne bringt eine Disharmonie hinein, ihr widerliches Gelächter zerreißt die Symphonie der Steppe mit einem Mißklang.

Mit meinen jagdlichen Erfolgen konnte ich zufrieden sein, ein Elefant wurde erlegt, unerwartet lief mir ein Leopard fast in die Büchse, auf 30 Schritt bekam er die Kugel, als er mich erstaunt anäugte. Es war höchste Zeit, und hierbei überlegte ich mir, im Gegensatz zu dem, was ich vorhin gesagt habe, doch, daß es diesmal darauf ankam, genau zu treffen. Aber ich hatte das Tier auch schon von weitem kommen sehen, mußte nur warten, bis es so nahe heran war, da es einen Grasstreifen zu durchqueren hatte. Schießt man einen Leoparden auf so kurze Entfernung nur krank, so kann die Sache böse abgehen, denn gar flink ist die schöne gefleckte Katze, und jeder „Durchzieher", den sie schlägt, gibt gleich eine ganze Reihe Abfuhren. Be-

sonders gefährlich sind die Kratzwunden des Leoparden, weil er ja Aasfresser ist und die Verletzungen durch die verunreinigten Krallen dementsprechend immer infiziert werden. Als ich ihn nahe genug hatte herankommen lassen, pfiff ich, er reckte den Hals — ein unvergleichlich schönes, unvergeßliches Bild, und als der Feuerstrahl aus meiner Büchse fuhr, sank er einfach in seiner Fährte zusammen, blitzartig war die Wirkung der Kugel.

Je weiter wir südwärts zogen, desto mehr brannte die Sonne, wir kamen in die Nähe der abessinischen Grenze, in eine Gegend, die den Arabern schon als besonders heiß bekannt ist. Sie nennen den Ort: Ein el Schems, „Auge der Sonne".

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einen Irrtum hinweisen: Vielfach wird angenommen, daß die kälteste Gegend um den Pol, die wärmste unter dem Äquator liegt. Das ist ein Irrtum. Die größte Kälte haben wir in den Wintermonaten in Werchojanzk, nordöstlich von der Lena in Asien, während wir die größte Hitze weit nördlich des Äquators, in der Sahara finden. Ich selbst habe am Äquator oft recht gefroren, und den meisten Grog meines Lebens, fast noch mehr als in meiner Studentenzeit in Kiel, habe ich nicht etwa auf einer Eismeerexpedition, sondern hart am Äquator getrunken, in Englisch-Ostafrika, als der Wärmemesser nach einer Mittagstemperatur von 56° C eine Stunde nach Sonnenuntergang nur noch 8° zeigte, in der Nacht sogar auf + 3° fiel, da kann man frieren lernen! Diese Unterschiede sind dadurch zu erklären, daß mittags die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf die Steppe brennt, mit ihrem Verschwinden aber setzt der von dem schneebedeckten Kenia stark abgekühlte Fallwind ein und streicht über die Steppe.

Auf dem Wege nach Ein el Schems hatte ich eine Begegnung, wie ich sie mir eigentlich nicht gerade gewünscht hatte.

Es war 5 Minuten vor 12 Uhr — ja, sicher, ich weiß es

genau, denn mein Hassan fragte mich gerade nach der Zeit, als mein guter Maskatesel plötzlich scheute und im gleichen Augenblick ganz dicht bei uns ein wütendes Knurren und sofort hinterher das mir nur zu bekannte, bösartige Aufbrüllen eines Löwen anhub. Ich muß gestehen, ich bekam einen Schreck, zumal ich keine Büchse hatte; diese trug mein tüchtiger Abdallah, aber er war ein ganzes Stück Weges voraus. Fast zwischen ihm und uns lag unter einem Dornbusch, nur acht Schritt entfernt, eine alte Löwin mit ihren zwei etwa einjährigen, hoffnungsvollen Sprößlingen. Sie war mißgestimmt, denn offenbar kamen wir gerade den Wildwechsel entlang, auf dem ihr der Herr Gemahl einige Antilopen zutreiben wollte, hatten also die Jagd gestört, und welcher Jäger schimpft nicht, wenn ihm das passiert? Meine vorausgehenden Leute knickten bei dem unerwarteten Gebrüll merklich ein und riefen mir zu: „Aessed" (Löwe). Das wußte ich selbst, viel wichtiger war es mir, meine Büchse zu bekommen, doch die großen Raubtiere waren ja zwischen uns. Endlich ermannte sich einer, als ich, im Bogen herumlaufend, auf ihn zukam, und gab mir die Büchse, aber gerade die schwere Elefantenkanone. Während ich nach der andern rief, murrten und fauchten die Löwen recht bösartig, zogen sich aber als vorsichtige Tiere rückwärts in das hohe Gras zurück, mich nicht aus dem Auge lassend, im Augenblick aber, als ich endlich die richtige Büchse hatte, warfen sie sich blitzschnell herum und nur einige Bewegungen des Halmmeeres zeigten mir, wo die schönen Katzen flüchteten. All das hatte sich natürlich in wenigen Sekunden abgespielt. Dem Laien dürfte es auffallen, daß mein gutes Grautier vor dem dräuenden Löwenrachen und -gebrüll nicht Reißaus nahm. Im Gegenteil, er iahte munter und hat damit sicher die Raubtiere mehr erschreckt als diese ihn, jedenfalls blieb er Herr der Lage.

Böse war meine Stimmung. Da zeigte einer der Leute auf den schmalen schnurgeraden Pfad, der sich vor uns

hinzog, und da stand wie hingezaubert ein alter Mähnenlöwe. Wie ein Schemen war er aufgetaucht und schneller, als ich die Büchse hochreißen konnte, im Dickicht wieder verschwunden.

Da, hinter mir Pferdegetrappel, meine Baggara jagten heran. Sie waren weiter hinten marschiert, jetzt, wo sie das Löwengebrüll vernommen, spornten sie ihre prächtigen Araber, die langen Speere kurz hinter der breiten Spitze gefaßt, so daß der Schaft nachschleifend nach hinten zeigte, hielten sie neben mir. Ein paar Worte der Verständigung, und schon brachen sie, der Fährte der Raubtiere folgend, durch das Dorndickicht, rücksichtslos, weit auf den Nacken der Pferde niedergebeugt.

In diesem Augenblick wurde es mir klar, warum so viele ihrer Renner auf einem oder beiden Augen blind waren, auch manchem Jäger ein Auge ausgelaufen war. So schnell wie möglich folgte ich ihnen, die Doppelbüchse in der Hand, etwas vorsichtiger, denn die allzu anhänglichen Dornen, mit denen jeder Zweig gespickt ist, bohrten sich in Rock und Haut, ersterer gab zwar hier und da nach, was die Haut ja auch gelegentlich tat, aber immerhin war das ein etwas schmerzlicher Vorgang.

Nach rechts und links waren die Baggara ausgeschwärmt, um die Löwen möglichst in die Mitte zu bekommen, am Ausbrechen zu verhindern. Hatten sie diese erst eingeholt, dann war ihr Schicksal besiegelt. In diesem Falle umschwärmen sie die Tiere, bedrohen sie mit den langen Lanzen, weichen geschickt jedem etwaigen Angriff aus, sind im nächsten Augenblick ihnen schon wieder auf den Fersen, bis sich die Raubtiere, eingeschüchtert ob ihrer Machtlosigkeit, in einen Dornenbusch einschieben. Ist das geschehen, so ist der Zweck erreicht. Nun lassen die Jäger sich Zeit, reizen die Bestien eine Zeitlang, bis es dem Führer paßt und er mit sicherem Lanzenwurf die Löwen tötet.

Auf eine solche Jagd hatte ich mich schon längst gefreut,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

aber diesmal schienen die Löwen die Sache zu kennen, denn ohne anzuhalten flüchteten sie geradeaus weiter, nahmen ein trockenes, wildverwachsenes Strombett an, wo wir ihren Spuren nicht weiter folgen konnten. Aber noch gab ich es nicht auf. Stand mir auch keine entsprechende Anzahl von Treibern zur Verfügung, so gab es ein anderes Mittel, die Großkatzen herauszubekommen: das Feuer. Bald flammten Grasfackeln auf, schnell ging das Gestrüpp, ausgedörrt von der monatelang ungehemmt niederbrennenden Sonne, in Flammen auf. An etwas übersichtlichen Stellen standen meine braunen Freunde und ich verteilt. Alles mögliche Kleinwild, Oribi und Riedböcke flüchteten, auch ein Serval stahl sich von dannen. Angelockt durch die aufsteigenden, gewaltigen, gelben und schwarzen Rauchsäulen zogen von allen Seiten Weihen, Marabus und Geier heran, um sich gütlich zu tun an den vielen halbverbrannten Schlangen, Eidechsen, Tausendfüßlern und Heuschrecken, die nicht rechtzeitig dem gierig, rasch um sich fressenden Feuer hatten entgehen können. Prasselnd und knallend wälzte es sich durch Busch und Graswildnis weiter — aber die Löwen kamen nicht zum Vorschein, offenbar waren sie rechtzeitig weitergeflüchtet.

In einer der nächsten Nächte, als ich der wahnsinnigen Hitze wegen im offenen Zelt schlief, das heißt wegen ihr nicht schlafen konnte, sah ich bei dem hellen Mondlicht drei Löwen ganz nahe am Lager vorübergehen. Alles schlief in der kleinen Seriba, das Feuer war niedergebrannt, die Kamele dösten wiederkäuend vor sich hin, nicht einmal sie hatten die gefährlichen Feinde gewittert. Das waren meine einzigen Löwenbegegnungen auf dieser Reise, geschossen habe ich sie erst auf einer späteren.

Mein Hassan, der schon eine ganze Reihe von Expeditionen am Weißen und Blauen Nil gemacht hatte, erzählte mir, daß die Raubtiere im Gebiet des letzteren im allgemeinen den Menschen nicht angriffen, daß die vom Weißen Fluß dagegen ungemein gefährlich wären, sogar

die Hyänen sollen dort den Menschen annehmen. Viele Reisende bestätigten mir dieses, allerdings scheint es hier auch Ausnahmen zu geben, denn ein Bekannter fand eines Morgens, als er am Weißen Nil ohne Zelt im Freien geschlafen hatte, nur vier Schritt von seinem Feldbett entfernt frische Löwenfährten. Der König der Wildnis hätte also nur zuzulangen brauchen, ein ganz hübscher fetter Braten wäre sein gewesen.

In der Nähe von Ein el Schems dehnen sich weite, mit hohem, grünem Gras und Schilf bestandene Flächen, die Sümpfe verbergen. Daß sich hier in der Trockenzeit alles Wild zusammenzieht, wo auf viele Meilen sonst kein Wasser zu finden ist, ist selbstverständlich. Die Ränder des Sumpfes waren vollkommen zerstampft, alle Tierarten hatten ihre Spursiegel eingedrückt. Zum erstenmal bekam ich hier auch Straußen zu Gesicht. Gern hätte ich einen von ihnen des prächtigen Federschmuckes wegen geschossen, aber das Gesetz schützt sie, kein Schuß darf auf sie abgegeben werden, und findet man ein Nest, so ist es auch streng verboten, die Eier zu berühren, die wertvollen Vögel sind „tabu".

Mich lockte es mächtig, weiter südwärts zu ziehen, gern wäre ich nach Abessinien hineingewandert, aber meine Leute wagten es nicht, sie hatten die Wildnis überhaupt satt, die vielen Löwen, das ständige Gebrüll bei Nacht, die Abgeschlossenheit waren ihnen über, länger als drei Monate so fern von Weib und sonstigen Freuden war gar nicht nach ihrem Geschmack, und da ich ja die Grenze ohne Erlaubnis überschritten hätte, konnte ich sie auch nicht zwingen.

In mir war der Wunsch mächtig geworden, die Quellgebirge des Dinder zu durchstreifen, den Tana-See zu erreichen, seinem Lauf abwärts durch das Tschoke-Gebirge zu folgen und so im großen Bogen weiterziehend wieder nach Khartum zu gelangen. Daraus wurde nun nichts. Da obendrein der Proviant allmählich knapper, die Sonne

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

immer heißer wurde, entschloß ich mich zur Umkehr und erreichte jagend wieder nach einigen Wochen Senga.

Nun lag noch ein zwölftägiger Marsch bis Khartum vor mir, brr! Davor hatte ich Scheu, denn die ganze Zeit über durch ausgedörrte, tote Felder zu reiten, als einzige Unterhaltung Fliegen fangen zu können, das lockt nicht, und als ich im Kasino der englischen Offiziere davon sprach, riet mir Major Wilson doch, den Ritt durch die Wüste zu wählen, wodurch ich in dreieinhalb strammen Marschtagen zum Weißen Nil gelangen und gegebenenfalls mit einem Nildampfer bequem nach Khartum weiterfahren konnte. Erinnerungen an Slatins Gefangenschaft tauchten vor mir auf: ich sollte also durch das gefürchtete Tebki-Tuskut (du weinst und schweigst) ziehn, das lockte mich, sowenig verlockend der Marsch an sich war. Als wir zum letztenmal bei Tisch saßen und ich erklärte, daß ich Punkt 2 Uhr aufbrechen wollte, lachten die Offiziere:

„Lieber Doktor, haben Sie unsere Sudanesen noch immer nicht kennengelernt, wissen Sie nicht, daß die Burschen niemals pünktlich sein können?!“

„Doch, meine Leute sind es.“ Rundum Gelächter.

Gemütlich tranken wir den Kaffee, saßen in den bequemen Korbstühlen, einer der Herren sah eben nach der Uhr: „Gleich zwei“, da hob er auch schon den Kopf, blickte über die Brüstung der Veranda. Drüben zwischen Häusern wurde ein Reiter sichtbar, er ritt einen grauen Esel, einen gesattelten weißen hatte er am Halfter — Hassan. Mit leisem Glockengeklingel folgten eine ganze Reihe hochbepackter Kamele; langsam zogen sie westwärts, nur der Eselreiter bog zum Kasino ab und wartete im Schatten.

„Meine Herren, ich danke Ihnen,“ sagte ich mich erhebend, „sehen Sie, auch die Sudanesen kann man an Pünktlichkeit gewöhnen.“ — Im stillen dachte ich hinzu: wenn man es auch selbst ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Rundum Erstaunen, nur einer sagte: „Ja, ja, da sieht man wieder den Deutschen.“ Er war der einzige, den ich später wiedersah, noch dazu an meinem Geburtstag, allerdings habe ich an diese Begegnung nicht gerade die angenehmste Erinnerung, denn der damals so liebenswürdige allgemein beliebte junge Leutnant war inzwischen, wie ich leider zu spät erfuhr, auf die schiefe Ebene geraten, war Hochstapler geworden, hatte drei Jahre brummen müssen, und da er wieder auf freiem Fuß ohne Geldmittel war, hatte er sich unglücklicherweise meiner erinnert, mich besucht und zum Schluß angepumpt, bescheiden, nur 50 Pfund. Angeblich war er vom Urlaub zurückkehrend auf der Fahrt nach dem Sudan in Ostende in den Spielsaal geraten und hatte alles verspielt. Na, dem armen Kerl konnte geholfen werden. So gab ich ihm das Geld und bekam es niemals wieder. Den mir dafür gegebenen Scheck besitze ich aber noch, wer weiß, ob er mir nicht noch einmal von Nutzen ist, indirekt war er es schon öfter, denn ich bin seitdem Pumpversuchen gegenüber viel vorsichtiger geworden. Außerdem klebt eine Briefmarke als Steuermarke darauf, vielleicht wird sie noch einmal sehr selten! —

Doch auf in die Wüste. Am Abend erreichten wir die letzte Wasserstelle. Was man so „Wasser“ nennt, wurde hier aus der Erde geholt. Ein weiter tiefer Trichter war gegraben, wohl 6—8 Meter, dort unten gab der Boden eine dicke schokoladenähnliche Brühe. Goß man sie durch ein Tuch ins Glas, ließ dann das Ganze eine Zeitlang stehen, so setzte sich der meiste Schlamm am Boden ab, was darüber war, ließ sich trinken. Schädlich ist solches Wasser nicht, denn der weiche Bodensatz setzt sich nicht in den Därmen fest, wie es zum Beispiel die mikroskopisch kleine Beimischung von zermahlenem Gestein tut, das die Bergbäche des Himalaja mit sich führen, wodurch ganz furchtbare Darmkrankheiten entstehen.

Alle Wasserschläuche wurden nochmals gefüllt, dann

zogen wir westwärts. Unendliche Öde rundum, hin und wieder ein Dorngebüsch. Eine schmale Spur zog sich durch die Wüste, feiner zerstampfter Staub füllte sie, rechts und links lagen Gebeine von Ziegen, Schafen und Kamelen. Sie säumten den Weg, genau so wie wir in der Jugend von den Karawanenstraßen hörten. In früheren Jahren lagen aber hier nicht nur Tier-, sondern hauptsächlich Menschenknochen. Auf dieser Schmerzens- und Seufzerstraße trieben die mahdistischen Sklavenhändler und von den abessinischen Grenzgebieten heimkehrende Heerhaufen ihre Sklaven, wer nicht weiter konnte, fiel, nicht einmal den Gnadenschuß gaben ihm die Schufte.

Die Hitze in dieser Wüste war unglaublich, wie im Backofen zogen wir dahin. Um der Sonnenglut einigermaßen zu entgehen, wählte ich deshalb die Nacht, da war ein leichteres Marschieren, etwas kühlere Luft umgab uns.

Am zweiten Marschtag verfinsterte sich im Norden der Himmel, schnell wuchs hier eine unheimlich rote, ins Schwarze übergehende Wand empor, breitete sich westwärts aus, die Sonne erschien wie durch eine trübe, gelbe Scheibe gesehen, bald verschwand sie ganz. Die Luft erfüllte ein unheimliches Pfeifen und Heulen. Mißtrauisch blickten meine Kamelleute hinüber. Sie wollten durchaus haltmachen, doch ich bestand darauf, so schnell wie möglich auf den Weißen Nil loszumarschieren, denn mit Abwarten war auch nichts gewonnen.

Noch drückender als sonst wurde die Luft. Heute erschien kein Stern am Himmel, nur der Kompaß gab noch die Richtung an.

Bangend warteten wir darauf, daß das glühende Unwetter, der Wüstensturm uns packen würde; aber wir hatten Glück, er zog im Norden vorüber, ja, gegen Mitternacht fiel plötzlich ein Regen. Welch ein Glück. Hier, wo jahraus, jahrein nur Dürre herrscht, erlebten wir einen Regen. Schnell Rock und Hemd herunter, mit bloßem Oberkörper weitergeritten, den Genuß des erfrischenden

Bades wollte ich mir nicht entgehen lassen. Nur kurz war die Freude, und als der Tag anbrach, glühte die Sonne wieder über die Wüste, keine Spur von Feuchtigkeit war mehr zu spüren.

Ab und zu begegneten uns Karawanen, müde schleppten sich Mensch und Tier.

Endlich, am Morgen des vierten Tages, erblickten wir im Westen einen grünen Streifen. Bäume? Aber mißtrauisch fürchtete ich schon wieder, daß uns eine Fata morgana narren wollte. Doch diesmal irrte i c h mich. Das waren die Uferbäume des Weißen Nils, und nach weiteren drei Stunden Marsch war es geschafft. Durstig stürzte alles an das weite Wasser, lachend und scherzend wälzten sich meine Leute im Nil, behaglich hatten die Kamele sich niedergelassen und soffen.

Alles Ungemach war vergessen, aus dem nächsten Dorf wurden Getreide und Datteln gebracht, ein kleiner Markt bildete sich um mein Zelt.

Am Nachmittag kam ein Gouvernementsdampfer, der mich nach Khartum zurückbrachte.

Die herrliche Reise war zu Ende.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Ägypten, das Land der Wunder

Die meisten Völker befolgen, was Kolonisation betrifft, den Satz: „Die Flagge folgt dem Handel!"

Anders die Engländer. Sie sagen: „Der Handel folgt der Flagge", und namentlich in den letzten 55o Jahren haben sie diesen Standpunkt eingenommen. So bauten sie, anfangs aus rein strategischen Gründen, die Uganda-Bahn vom Indischen Ozean zum Viktoria-See durch die Wildnis, sie legten aus gleichem Grunde die Militärbahn von Wadi Halfa nach Berber an, führten sie weiter nach Khartum und über diesen wichtigen Punkt nach Senga und El Obeïd. Damit erschlossen sie die Länder, konnten im Augenblick der Gefahr Truppen vorwerfen, sorgten aber in erster Linie für ihren Handel, erleichterten in jeder Hinsicht die Ausfuhr sowie die Einfuhr.

Heute verkehren auf diesen Strecken Luxuszüge; man reist bequem, blickt durch die gedämpften Gläser des Abteilfensters, oder durch feine Gazenetze, die gegen die Fliegenplage schützen, hinaus auf die Wüste, sieht vorüberziehende Karawanen, durcheilt die Durstflächen, wo nur kümmerliche Dornbüsche ein kärgliches Dasein fristen, wo ab und zu Gazellen auftauchen und hinter der nächsten Sanddüne verschwinden, wo die Bilder der Luftspiegelung uns ferne Oasen vorzaubern, die dann wieder in Nichts zerrinnen. Behaglich streckt sich der Weltenbummler im Liegestuhl, blickt halb übersättigt von seinem eisgekühlten Getränk auf, er nimmt es als selbstverständlich, daß alles in der Welt erschlossen wird, nur um seiner Reiselust die Länder zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

öffnen, ihm die Zeit zu kürzen. Am Nebentisch des Speisewagens aber sitzen vielleicht Ingenieure, schmale, gelbe, sonnengebräunte, fiebergeschwächte Gesichter, sie sprechen von ihrer Arbeit. Wer ihnen lauscht, der erfährt, daß es unendliche Mühen, unzählige Opfer an Leben und Gut gekostet hat, ehe all die Bauten zu Ende geführt waren, hier durch unendliche Wüsten, dort durch Urwälder und Sümpfe, durch ungeheuere Schluchten und Steppen, wo Krankheit und wilde Tiere ständig die Männer der Arbeit bedrohten.

Heute verbindet eine Bahn Khartum mit Wadi Halfa, das gewaltige Nilknie mit seinen Stromschnellen wird durch sie abgeschnitten. Von Wadi Halfa aus gehen bequem Dampfer nilabwärts nach Schellal, sie bringen uns aus der Wildnis in das Wunderland Ägypten mit seinen herrlichen Bauten, den unvergänglichen Resten längst verflossener Jahrtausende, Zeugen verschwundener, vergessener Könige und Völker, Bauten, die noch viele, viele Jahrtausende überdauern werden, die in majestätischer Ruhe stehen, unverrückbar, an denen schon unzählige Erdbeben sich vergebens abgemüht, aus deren gewaltigen Steinvorräten ganze Städte erbaut sind, und denen alle diese Zerstörungsversuche nicht mehr geschadet haben, als ein Kratzer in einem Kristallglas ausmacht. Titanenhaft ragen sie empor, Symbole der Macht, für alle Ewigkeit.

Etwa 200 Kilometer nördlich von Khartum finden sich die ersten größeren Überreste altägyptischer Kultur, die Pyramiden und Tempelanlagen von Meroë auf dem rechten Nilufer. Man sieht hieran, wie weit die Ägypter ihre Macht vorgeschoben hatten, also sogar über die Nubische Wüste hinaus. Es ist aber wohl anzunehmen, daß sie nicht durch die Wüste selbst, sondern auf dem Nil bis hierher vorgedrungen sind. Erstaunlich ist es dabei, wie sie die Schwierigkeiten der Schiffahrt überwunden haben, denn nördlich von Wadi Halfa, unserm nächsten Bahnziel, liegen die etwa 15 Kilometer langen zweiten, großen Nilkatarakte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Hier windet sich der Nil durch eine wüste Bruchstufe von Felsblöcken, Klippen und grobem Geröll, stürzt in kleinen Wasserfällen oder als schäumender Wirbel dahin, unpassierbar für die Fahrzeuge, außer bei höchstem Wasserstand. Rundum öde Wüste, nicht ein grünes Fleckchen Land, auf dem das von dem Sonnengeflimmer ermüdete Auge ausruhen könnte. Ob hier und überhaupt die Wüste schon vor Jahrtausenden bis dicht an den Nil herangereicht hat, möchte ich bezweifeln, vielmehr annehmen, daß sie, von West nach Ost wandernd, allmählich vorgedrungen ist, unendliche Strecken fruchtbaren Landes unter sich begrabend. Für diese meine Ansicht spricht auch die Tatsache, daß viele Tempel vollkommen vom Wüstensand verschüttet sind, ja die mächtige Sphinx selbst erst durch unendlich mühsame Arbeit freigelegt werden mußte, um ihre erhabene Schönheit und Großartigkeit dem Auge sichtbar zu machen.

In Wadi Halfa endet die Wüstenbahn, ein schöner bequemer Dampfer sorgt dafür, daß der Reisende möglichst bald die Hitze und den Staub der langen Fahrt vergißt. Wie ein Schwan gleitet das hochbordige Schiff auf dem langsam fließenden Nil dahin, in der Ferne ragen Höhenzüge, allmählich nähern sie sich dem Fluß. Öde, vegetationslose Klippen, in denen Geier und Raubvögel nisten. Auf dem Gebel Added ragen Reste einer Burg. Hin und wieder schmiegt sich an das Ufer ein kleines Dorf, aus Nilschlamm erbaut, ärmlich, überragt von ein paar Dattelpalmen. Nackte Kinder laufen ein Stück weit am Ufer nebenher, weithin hallt ihr „Bakshish!“.

Mächtige Steintöpfe auf dem Kopfe tragend, gehen, in lange blaue Hängekleider gehüllt, Frauen zum Wasser, ein fast bis zur Erde reichender dichter, schwarzer Schleier verdeckt ihr Gesicht vor den neugierigen Blicken der Fremden.

Nun nähern sich die schroffen Hänge dem Fluß, er hat sich an ihrem Fuß seinen Weg entlang gefressen, steil

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

fallen die Felsen herab, verwitternd im Wechsel der ewig glühenden Sonnenstrahlen und kalten Nächte. Gegen Abend macht der Dampfer am Ostufer fest, die Sonne will sinken. Bei Nacht aber soll der Dampfer liegenbleiben, der Schlammbänke wegen. Wir sind nicht böse darüber, denn gerade hier sind die herrlichen Felsentempel von Abu Simbel. Auf steilem Pfad über Geröll erreichen wir den Eingang des alten Heiligtumes, das vier gewaltige Bildwerke bewachen, Kolossalstatuen des Ramses, die nicht kleiner sind als die Memnonsäulen bei Theben. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit sind die Ausmaße berechnet, so daß die Köpfe trotz ihrer Höhe dem Auge die richtigen Verhältnisse bieten. Aber diese Bildwerke sind nicht etwa errichtet, sondern in ihrer ganzen Größe aus dem Felsen herausgemeißelt. Ebenso der Tempel selbst, nicht eine Säule, nicht ein Bildwerk ist in ihm errichtet, alles hat man seinerzeit in gewachsenem Gestein erstehen lassen, ähnlich wie manche Tempel in Indien. Hallen und Kammern ziehen sich in den Berg hinein, bilden am Ende einen kleinen Raum, in dem hinter einem Altar die Figuren von Horus, Ramses, Ammon-Ra und Ptah ruhen. Wunderbar ist die Anlage des ganzen Tempels, denn wenn die Sonne aufgeht, so dringt ihr Strahl durch die schmale Pforte und fällt voll gerade auf den Altar und die vier Bildwerke.

Während das Westufer flach bleibt, vielfach Feldbau zeigt, bildet das rechte Geröllhalden, aufragende Felsen und Berge.

Eigentümlich wirkt der Kasr Ibrim, ein Tafelberg, eine gegebene Festung. Als solche wurde dieses Hochplateau auch seit grauer Vorzeit verwandt, bis ins letzte Jahrhundert. Inschriften der Ägypter, Griechen und Römer, moderne Baureste zeigen, wer alles hier oben Wacht gehalten, um sein Leben gekämpft hat. Heute ist es ein ödes Trümmerfeld.

Je weiter wir nordwärts kommen, desto häufiger werden die Tempelreste, Anpflanzungen, größere und kleinere

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13



Tempel der Venus in Philä

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Dörfer, immermehr tritt die Wildnis zurück, ihre Spuren verschwinden gegenüber einer uralten halbvergessenen, einer neuen aufstrebenden Kultur.

Und nun taucht vor uns eine Märcheninsel auf: Philä. Von allen den vielen herrlichen Plätzen, den Wundern der Natur, der Baukunst, die ich auf meinen weiten Reisen in aller Welt gesehen habe, sind mir wenige so im Gedächtnis haftengeblieben, haben auf mich einen solchen Eindruck gemacht, als gerade die kleine Insel Philä. Unbeabsichtigt hat hier die fortschreitende Kultur im Kampf mit der Natur die erhabene Schönheit der Landschaft noch erhöht, hat dieses Eiland dadurch, daß die Wasser des Staudammes von Assuan seine Tempelhallen umspülen, noch herrlicher gemacht. Wie die Hallen eines verzauberten Schlosses ragen die uralten Bauten, geradezu gegeben als Vorlagen zu Kulissen für ein altägyptisches Märchen.

Eine entzückende Kleinwelt versinkt hier in den Fluten, das Alte stürzt, die Tempel und Pylonen, einst auf der winzigen Nilinsel errichtet, werden von den Fluten des Stausees unterspült, werden dereinst zusammenstürzen, die hier oben gesammelten Wasser des heiligen Stromes ergießen sich aber, ewig befruchtend über das weite Land, segnend, nachdem sie zerstört haben.

Ganz besonders wirkt dieser Edelstein unter den vielen Denkmalserinnerungen aus Altägypten durch seine öde, tote Umgebung. Rundum felsiges Land, steriler Boden, dem kaum ein Halm, eine anspruchslose Palme entsprießt. Hier die wundervollen Bauten, über die sich Palmen neigen. Einst, ehe all die Pracht verfiel, dehnten sich weite Gärten, ein kleines Paradies inmitten der Wüste. Kein Wunder, daß hier die ägyptischen Könige gern weilten, den alten Bauten neue hinzufügten. Noch stehen die Heiligtümer der Isis, das entzückende kleine Tempelchen der Hathor (der Venus) geweiht, aber schon frißt das Nilwasser an seinen Grundpfeilern.

Der Staudamm soll mit Rücksicht auf diese Tempel-

anlagen absichtlich nicht so hoch gebaut worden sein, wie ursprünglich beabsichtigt, als dann aber die Wasser eingelassen wurden, ergab sich, daß sie doch die Grundmauern der Tempel überspülten. Sollten die Baumeister sich wirklich so verrechnet haben, oder war es nur ein „das Gesicht wahren", daß man absichtlich die Heiligtümer „schonen" wollte und sich „irrte"? Es wäre nicht nötig gewesen; die lebenden Menschen, das Wohl von Millionen, die in Unterägypten wohnen, von denen kaum einer je dieses herrliche Fleckchen Erde schauen wird, gehen vor, das ist nun einmal der Lauf der Welt. Und der Staudamm spendet Segen. Unendliche Fruchtbarkeit bringen die nun gebändigten Überschwemmungswasser des Nils. Sie dürfen sich nicht mehr wild, zügellos nach eigenem Gutdünken über das Land ergießen, sondern werden hier hinter der gewaltigen Granitmauer von 2 Kilometer Länge und 40 Meter Höhe eingesperrt. Eine Unzahl Schleusen läßt den durch die Mauerdurchlässe brausenden Wassern Spielraum, nur so viel kann heraus, als zur regulierten Bewässerung des Unterlandes nötig ist. Welchen Wert dieser gewaltige Bau für das Land hat, ersieht man daraus, daß der Ernteertrag des Landes um fast das Doppelte gestiegen ist.

Nicht weit nördlich des Staudammes liegt Assuan, das Ziel der Touristendampfer, die allwöchentlich die Ägyptenreisenden bis hierher, an den Rand der Wüste, zum ersten Nilkatarakt bringen. Einst eine Sehenswürdigkeit, ist auch er heute durch die Anlage des Staudammes fast verschwunden, über ihn brausen nur noch die Abwässer des großen Bassins weg, gezügelt durch menschliche Hand.

Assuan hatte einst große Bedeutung als der Ort, von dem aus die Karawanen nach dem Sudan zogen, wo von dort die Waren gebracht wurden: Elfenbein, Straußenfedern, Tierhäute, Gummi u. a. m., ehe sie den Weg nach Ägypten und in das Abendland nahmen. Von hier zogen Slatin, Emin-Pascha, Neufeld und sie alle aus, die in dem geheimnisvollen Sudan so viel erdulden mußten, von hier

brach Kitchener mit seinem Heere auf, um dem Mahdismus den Todesstoß zu versetzen.

Heute bietet ein wundervolles Hotel auf der kleinen Nilinsel Elephantine erholungsbedürftigen Kranken Aufenthalt, die trockene Wüstenluft soll den kranken Lungen Heilung bringen. Auf der Ostseite dieser Insel findet sich ein uralter Nilmesser, wie sie zu Anfang des Buches erwähnt sind. Der aus der Kultur kommende Reisende hat in der Nähe des Ortes Gelegenheit, echte Söhne der Wüste „in Freiheit" zu sehen. Es sind Bischarin, vom Stamme der Bega, die hier ihre Zelte aufgeschlagen haben und die Karawanen sowie den Markt mit ihren an das Dursten gewöhnten Wüstenkamelen versorgen. Namentlich die Kinder sind nette Kerlchen, schwarz und schmutzig, aber lustig. Natürlich hat der ständig fließende Fremdenstrom auch sie schon gehörig verdorben, die unzähligen kleinen Geldgeschenke, Bakshish, der Fluch des Orients, haben ihre Wirkung getan —, viele Faulenzer erzogen.

Bietet Assuan auch keine nennenswerten Bauten aus alter Zeit, so doch Steinbrüche, die uns mehr lehren als manches Buch. Hier finden wir die gewaltigen Granitblöcke noch am selben Platz, wo sie vor Tausenden von Jahren durch Sklaven der Ägypter aus dem Felsen gesprengt waren. Hier hängt noch, halb dem starren Gestein abgewonnen, ein unfertiger Obelisk von 20 Meter Länge. Was das Wichtigste aber ist, wir können an ihm erkennen, auf welche einfache Weise schon damals die Steinmetze die Blöcke zu brechen verstanden: sie schlugen zu diesem Zwecke in einer Reihe Löcher in den Stein von etwa 15 Zentimeter Länge und Tiefe. In diesen wurden Holzkeile getrieben und durch Anfeuchtung zum Quellen gebracht. Dadurch wurde ein gleichmäßiger gewaltiger Druck ausgeübt, der selbst den Granit in einer geraden Linie sprengte. Hiermit wurde fortgefahren, bis sich der Steinblock in roher Form aus dem gewachsenen Gestein löste. Dem Laien mag dies unbegreiflich erscheinen, aber wir wissen ja, welche riesige

Kraft selbst eine kleine Wurzel zu entfalten vermag, die sich in eine Spalte, einen kleinen Riß der Felsen gesenkt hat, weiterwächst und langsam, aber sicher, den Stein auseinanderdrängt.

Welche Menschenmengen waren aber dann dazu nötig, diese riesenschweren, halbfertigen Säulen oder Quadern weiterzuschaffen, auf dem langen Weg zum Nil und stromab- oder aufwärts bis zur Stelle, wo sie sich in irgendeinem Tempel erheben sollten. Staunend steht man vor einem Rätsel, denn damals besaßen die Menschen doch nicht die Hilfsmittel, über die unsere heutige Technik verfügt, lange nicht die, welche die Franzosen aufwenden konnten, um den Obelisken von Luxor, jenes herrliche Bildwerk aus dem 14. Jahrhundert vor Christi, das sich heute auf dem Konkordienplatz in Paris erhebt, fortzuschaffen. Selbst vor 100 Jahren war man stolz auf die Leistung des Architekten Lebas, der diesen riesigen, 5000 Zentner schweren Steinkoloß von Luxor zur Küste brachte; ein Höhenzug wurde zu diesem Zweck durchstochen, und auf dem Sockel des in Paris wieder aufgerichteten Obelisken wurde eingemeißelt, wie der Transport vonstatten gegangen war. Den alten Ägyptern schienen solche Leistungen nicht so bemerkenswert, denn nirgends finden wir sie verewigt, während doch sonst die Inschriften alles Wichtige berichten.

Assuan ist ein Platz, wo die meisten Reisenden allerhand Altertümer, meist von recht fragwürdiger Echtheit, erstehen. Auch mehrere Mitglieder unserer kleinen Reisegesellschaft, die sich auf dem Nildampfer zusammengefunden hatte, waren glückliche Besitzer von Mumienhänden, einbalsamierten Vögeln, Scherben und Skarabäen, den Nachbildungen der heiligen Pillendreher, jener Käfer, die als glückbringend galten und gern als Amulette oder Siegelringe getragen wurden. Einen besonders schönen derartigen Stein hatte ein junger Ehemann seiner Frau geschenkt, er trug die Zeichen Ramses' II. und war nach Ansicht der Sachverständigen echt. Während der Mann einen kleinen

Jagdausflug unternahm, saß die junge Frau mit uns am Teetisch und putzte an dem Stein, um die letzten Erdreste zu entfernen. Da wollte es ein tückisches Geschick, daß er ihr aus der Hand sprang und in den Nil hüpfte. Alle Versuche, ihn mit Hilfe eines feinen Netzes wieder herauszufischen, alle Versprechungen an Jungen, die den Stein wiederbringen sollten, blieben erfolglos. In ihrer Angst ging die junge Frau in die Stadt und kaufte einen unechten als Ersatz. Ich überraschte sie in dem Laden, sie machte ein etwas schuldbewußtes Gesicht, aber kaufte ihn doch, sagte ihrem Manne nichts und ließ den falschen Stein fassen, trug ihn, und, merkwürdiges Spiel des Schicksals, nach kaum einem Jahre wurde die junge Ehe geschieden. Abergläubige Menschen werden vielsagend mit dem Kopfe nicken!

Von Assuan nordwarts reiht sich fast Tempel an Tempel, Ruinen folgen einander, alles ist hier Geschichte, erzählt von unerhörtem Luxus, wilden Leidenschaften, grausamen Kriegen und Kämpfen. In keinem Lande der Welt ist die Geschichte auf einen so engen Raum zusammengedrängt als in Ägypten, selbstverständlich, denn nur schmal ist der fruchtbare Streifen Land, bedingt durch den segenspendenden Strom, dem auf seinem weiten Weg durch Ägypten bis zur Mündung kein Nebenfluß Wasser spendet. Sein Hinterland aber bilden Wüsten, unwegsame, sonnendurchglühte Felsgebirge.

Die prächtigsten Tempelanlagen finden sich bei Luxor. Zu beiden Seiten des Flusses ragen die mächtigen Säulenhallen, teils hart am Fluß, wie in Luxor selbst, teils ferner, in der Tempelstadt Karnak, mit seinen riesigen Hallen, Sphinxallee, Pylonen und Obelisken. Erdbeben haben an den mächtigen aufeinandergefügten Quadersteinen gerüttelt, manches stolzes Bauwerk ist niedergesunken, aber unendlich viel Herrliches steht noch. Die schrägen, mit Bildwerken und Inschriften übersäten Tempelwände erzählen uns von den Taten, den Siegen der Könige, belehren uns

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

über ferne Völker, die tributpflichtig waren, ihre Gaben brachten. So findet hier nicht nur der Altertumsforscher reiche Ausbeute, sondern auch der Zoologe kann seine Schlüsse ziehen über die Tierwelt, die früher in den einzelnen Ländern wohnte.

Staunend betrachtet man aber die Bauweise. Denn nicht Mörtel ist verwandt, um die Mauerwerke zu halten, sondern Stein ist auf Stein gefügt, alles hält sich gegenseitig. Auffallend sind an den Pylonen, den Torgängen, tiefeingeschnittene senkrechte Rinnen. Wie wir aus in Gräbern gefundenen Abbildungen wissen, dienten diese zur Aufnahme hoher Fahnenmasten. Das wäre nichts Besonderes, aber sie hatten noch einen andern Zweck: sie waren Blitzableiter, waren mit Kupfer beschlagen, ebenso wie teilweise die hochragenden Obelisken.

War das Ostufer des Nils bei Luxor besonders der Götterverehrung geweiht und fanden sich auf dem Westufer nur einige Tempel, so lagen hier in der Hauptsache die Stätten des Totenkultes, nahe bei der einstigen Hauptstadt Theben. Am Fuße der steil aufragenden roten Felswände liegt der große rekonstruierte Tempel, in den sandverwehten Tälern aber die Grabkammern der Könige, oft tief in das Gestein hineingearbeitet. Lange Gänge führen zu den verschiedenen Grabkammern, geschmückt mit teils wundervoll erhaltenen Bildwerken, welche die ganze Geschichte der hier ruhenden Fürsten darstellen. Unendliche Schätze bargen sie neben den Mumien. Selbst mit echtem Gold überzogene Streitwagen, Nahrungsmittel für die Leichen auf dem langen Weg ins Jenseits, Getreide, so gut erhalten, daß man es genau hat untersuchen können, wurden gefunden. Teilweise sind diese Gräber schon von den Eingeborenen früherer Jahrhunderte geplündert worden, die Schätze in alle Winde zerstreut. Aber auch in neuerer Zeit sind noch Grabkammern geöffnet, und merkwürdigerweise sind die unermüdlichen Forscher, die als erste die Ruhe der schlafenden Könige störten, bald nach ihrer Ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

deckung gestorben, meist unter Vergiftungserscheinungen. In den Zeitungen ist das vielfach auf mystische Weise gedeutet worden. Aber ich glaube, der Vorgang ist sehr einfach: die Ägypter waren ja sehr erfahrene Giftmischer, sie hatten sicher noch schlimmer und gründlicher wirkende Gifte als selbst die Malaien, die darin groß sind. Über manchen Eingängen dieser Grabkammern fanden sich warnende Inschriften, die den Unbefugten, der die Pforten zu öffnen wagte, mit dem Tode bedrohten. Warum soll man daran zweifeln, daß die Priester, die ihre Könige hier beisetzten, das Gestein, die Kammern selbst, vergiftet haben. Es gibt Gifte, die ihre Wirkung für alle Zeit behalten, namentlich in dem trockenen Klima Ägyptens, zumal so tief unter der Erde. So erklären sich also die Todesfälle höchst einfach, und man braucht nicht an Racheakte moderner Ägypter zu glauben, denn meist ist es diesen ziemlich gleichgültig, wer nach den verborgenen Schätzen gräbt. —

Herrlich ist der Blick auf Theben bei Anbruch des Tages, wenn die Sonne über die Berge des Ostens emporsteigt und die Wände der Gebirge rot aufleuchten läßt, die gewaltigen Memnonsäulen allmählich von dem goldenen Licht des anbrechenden Tages beleuchtet werden, während über dem Grün der Felder oder dem roten trockenen Nilschlamm noch die Morgennebel liegen. Früher erklang die eine Memnonsäule unter den wärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne, heute, nachdem sie durch Unterbau vor dem drohenden Einsturz gewahrt ist, bleibt sie stumm.

Immer wieder muß man sich fragen, wie haben es die Alten fertiggebracht, die gewaltigen Säulen aufzurichten, die Quader so genau aufeinanderzufügen? Welche Menschenmengen müssen daran gearbeitet haben, wie viele außerordentlich geschickte Kunsthandwerker besaß das Land, um all die wundervoll ausgeführten Inschriften und Darstellungen in das großenteils außerordentlich harte Gestein zu meißeln!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Ganz besonders interessant ist es, daß sie wahrscheinlich alle zum Bau verwandte Steine vorher ganz genau berechnet haben, denn an einem unfertigen Pylon sieht man noch heute, daß sein Fuß vollkommen von luftgetrockneten Ziegeln umkleidet ist. Man darf wohl hieraus schließen, daß, sobald eine Steinlage aufgeschichtet war, dieselbe mit den Ziegeln umkleidet wurde und nun auf Rollen die Quadern für die folgende herangebracht und aufgesetzt wurden, so daß die Bauausführer sich tatsächlich auf den genauen Zuschnitt der zugeführten Steine verlassen mußten, denn sie sahen ja eigentlich gar nicht richtig, was sie bauten. Und doch stimmt alles, die schrägen Wände der Pylonen bilden fortlaufend gerade Flächen von erstaunlichem Gleichmaß. Später wurden dann natürlich die Ziegel, die gewissermaßen als Gerüst gedient hatten, abgetragen.

Langsam bringt uns der Dampfer nilabwärts, da und dort legt er an. Wir erhandeln fein geflochtene Körbe, reizende Tonwaren, metalldurchwirkte Schleier und andere Kleinigkeiten, namentlich in Assiut gibt es hübsche Dinge zu kaufen. Noch immer begleiten uns, etwas abseits des rechten Nilufers, Höhenzüge, die Randgebirge der Arabischen Wüste, während der Blick nach Westen, mit Ausnahme eines bebauten Uferstreifens, hinschweifen kann über die gelben Sanddünen der großen Wüste. Da ahnt man nicht, daß nicht weitab, umschlossen von ödesten gelben Sandbergen, die größte, älteste Oase Ägyptens liegt.

Bei Wasta am Nil verlassen wir den Dampfer, um diesen von Gott gesegneten Flecken Landes, der seit Jahrtausenden die Kornkammer für das ganze Reich bildete, zu erreichen. Wie hier, umgeben von der Wüste, dieses Paradies entstand, ist nicht gewiß. Ob er den letzten Überrest eines einst weiten fruchtbaren Landes darstellt oder auf künstliche Weise der Wüste abgerungen, ist ungewiß, doch scheint dieses nicht unmöglich. Ist letzteres der Fall, darf man annehmen, daß schon in ältester Zeit dieses Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

biet hohe Wichtigkeit besaß. So hat Amenemhet III. um das Jahr 2000 vor Christi den hier abzweigenden Nilarm reguliert, den Möris-See künstlich angelegt und durch ein Schleusensystem für gleichmäßige, zweckdienliche Bewässerung gesorgt. Die eigentümliche Beschaffenheit des Geländes, das drei Terrassen bildet, gestattet eine genaue Regulierung. Bei Hochwasser dürfte sich der Möris-See gefüllt haben und das weite Land gleichzeitig überschwemmt worden sein. Schleusen und Dämme sorgten dafür, daß das Wasser beim Fallen des Nils nicht mit abfloß, sondern auf jeder Terrasse stehenblieb. Es läßt sich denken, daß bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens an sich, der alljährlichen Düngung mit neuem Nilschlamm, die Ernten groß waren. Kein Wunder, daß namentlich die mittlere Terrasse, die nach Belieben bewässert werden konnte, „das Land der Rosen und des Weines“ genannt wurde. Heute ist die Welt prosaischer, jetzt wächst hier in ungeheuren Breiten Baumwolle. Leider sind im Laufe der Zeit die Wasserregulierungsanlagen verfallen und erst in den letzten Jahrzehnten zum Teil wieder neu angelegt, so daß man hier inmitten der Wüste auf eine fruchtbare Fläche von etwa 1300 Quadratkilometern rechnen kann.

Natürlich herrscht an den Tümpeln und Wasserläufen ein riesiges Vogelleben, in den Feldern und Gärten sammeln sich die Zugvögel, ehe sie ihre Reise über das Mittelmeer nach der nordischen Heimat antreten. Hier liegen auch Pyramiden von untergeordneter Bedeutung, die uns nicht locken, denn bald erreichen wir Kairo, und von hier geht es hinaus nach Gizeh, zu den großen Pyramiden.

Als ich diese Wunderwerke zum erstenmal sah, überkam mich das Gefühl: warum kann ich hier an diesem Ort nicht allein sein, warum müssen rundum sich bettelnde Beduinenjungen drängen, warum all das mehr oder weniger blasierte Reisepublikum, mit den oft recht wenig geistreichen Fragen und Bemerkungen, dem albernen Lachen, dem ewigen Flirten? Aber man muß die Welt in Kauf nehmen, wie sie ist,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

sich hinwegsetzen über die Alltäglichkeiten, dann kann man auch hier genießen.

Offen gestehe ich, daß kein Bauwerk der Welt auf mich solch tiefen Eindruck gemacht hat, wie diese gewaltigen gen Himmel ragenden Dreiecke in ihrer erhabenen Einfachheit, unvergleichlichen Ruhe der Architektur.

„Einfachheit", sage ich, bin mir dabei wohl bewußt, daß der Bau dieser Monumente an die Baumeister die höchsten Anforderungen gestellt hat, nicht nur, was die Ausführung selbst betrifft, sondern auch im Hinblick auf die Berechnung. Noch mehr aber staunt man, wenn man bedenkt, daß sie im 4. Jahrtausend vor Christus errichtet worden sind. Vermutlich ließ König Chufu (Cheops der Griechen) die erste Pyramide ausführen. Sie ist auch die am genauesten ausgeführte. Nach Angaben von Herodot sind nicht weniger als 100 000 Arbeiter zwanzig Jahre lang beschäftigt gewesen, nur diese eine Pyramide zu erbauen. Aber damals gab es bei einem Befehl eines Königs keine Schwierigkeiten. Steine zum Bau waren an Ort und Stelle nicht vorhanden. Von weither mußten sie gebracht werden, von den Bergen bei Turra, südöstlich von Kairo. Gewaltige Quadern wurden hier gebrochen und bei Überschwemmung des Nils auf Flößen nach Gizeh gebracht. Dort aber stand erst die Hauptaufgabe bevor. Nicht nur mußten die riesigen Blöcke vom Ufer des Nils an Ort und Stelle gebracht, sondern auch emporgeschafft werden bis zur Höhe von 146 Metern. Dabei ist zu bedenken, daß den Ägyptern doch nicht Winden und Krane, wie wir sie heute besitzen, nicht mechanische Hilfe zur Verfügung standen, sondern alles mußten Menschenarme vollbringen. Vermutlich wurde jedesmal, wenn eine Steinschicht aufgebaut war, wie bei den Tempelbauten, der Boden rundum mit Erdziegeln erhöht und nun auf Schlitten und Rollen die Steinblöcke herangeschafft, emporgehoben oder -gerollt. Welche Kräfte waren dazu nötig, welche Unglücksfälle, welche unglaublichen Härten unter den Peitschen der Vögte mögen hierbei vor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

gekommen sein, alles nur, um einem König ein würdiges Grabmal zu schaffen, in dem er ruhen wollte, sicher vor Nachforschungen, umgeben von Schätzen, die ihm im Jenseits zur Hand sein sollten. Die Sklaven, die die zu den Grabkammern in das Innere der Riesenbauten führenden Gänge vermauerten, wurden getötet, nur den Priestern war das Geheimnis der Stelle, wo der Gang bestanden, bekannt, denn nicht etwa in der Mitte, sondern abseits von dieser befand sich die Grabkammer. Und doch, im Laufe der Zeit wurden die Geheimnisse gelüftet, von wem, ist nicht bekannt, jedenfalls waren die Pyramiden schon ausgeraubt, als Wissenschaftler die Schätze heben wollten. Die zerschlagenen Sargdeckel ließen darüber schon bei dem ersten Einblick in die geheimnisvollen Räume keinen Zweifel, man nimmt an, daß dies bereits zur Zeit der Persereinfälle geschehen ist.

Drei große und eine ganze Reihe kleiner Pyramiden stehen hier, und vor ihnen, halbverweht vom Wüstensand, liegt die gewaltige Sphinx, den eigentümlich ernsten Blick nach Osten gerichtet, hinüber nach dem alles befruchtenden Nil.

Die Nase des riesigen Bildwerkes ist zertrümmert, eine Nation, die sich immer so viel auf ihre kulturelle Mission zugute tut, die Franzosen, dürfen den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, hier aus bloßem Mutwillen an der Zerstörung eines der Weltwunder geholfen zu haben (würdig reihen sich dieser Tat die Verbrennung des Heidelberger Schlosses, die Zerstörung des Sommerpalastes in Peking an die Seite): Napoleons Soldaten haben mit Kanonen die Nase der Sphinx zerschossen, wollten und hofften wohl, den ganzen Steinkoloß zu zertrümmern. Aber die Sphinx, das Symbol Afrikas, lächelt über die Versuche der fremden Zwerge in erhabener Ruhe, heute und für alle Zeiten.

Noch oft kehrte ich zu diesen Wunderwerken zurück, jeder Besuch in Kairo führte mich hinaus. Am herrlichsten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ist es, bei Mondschein durch die schweigende Nacht zu wandern, droben funkeln die Sterne, und schwarz, als gewaltige finstere Dreiecke, erheben sich die Pyramiden. Um diese Zeit herrscht Ruhe, die meisten „Kulturmenschen" — und solche, die sich dazu rechnen, sitzen im Hotel, trällern die neueste Tanzmusik mit, flirten oder gehen anrüchigen Vergnügungen in Kairo nach. Um so besser, so stören sie nicht diese erhabene Ruhe am Wüstenrand.

Kairo selbst ist ein Babel, was Sprachgemisch und -gewirr und Lebensauffassung betrifft. Aus aller Herren Ländern strömen Reisende und Händler zusammen. Daher bietet auch der Basar nicht das reine Bild, was man erhoffen könnte; und doch ist er noch immer in der Hauptsache echt orientalisch. Wer Zeit hat, sich auf die Kunstgegenstände versteht und Spaß am Handeln hat, kann mancherlei Gutes bekommen, namentlich am Schluß der Reisezeit, wenn der große Strom der Menschen mit dem vollgespickten Geldbeutel abgezogen ist. Dann ist es überhaupt in Ägypten am schönsten, die paar Grad Wärme mehr fallen nicht ins Gewicht.

Durch das Basarviertel geht der Weg hinauf zur Zitadelle. Hier bietet sich gegen Abend, wenn die Sonne tief steht, oder ein Wüstensturm herannaht, ein unvergleichlicher Blick über Kairo und das weite Tal des Nils, der wie ein riesiges silbernes Band die Landschaft teilt. Palmen und Eukalyptusbäume, dunkle Koniferen erheben sich aus Gärten und Parkanlagen, in der Ferne aber, gegen den glutroten Abendhimmel sich abhebend, ragen die Pyramiden, senden uns einen letzten Gruß, ein unvergeßliches Bild.

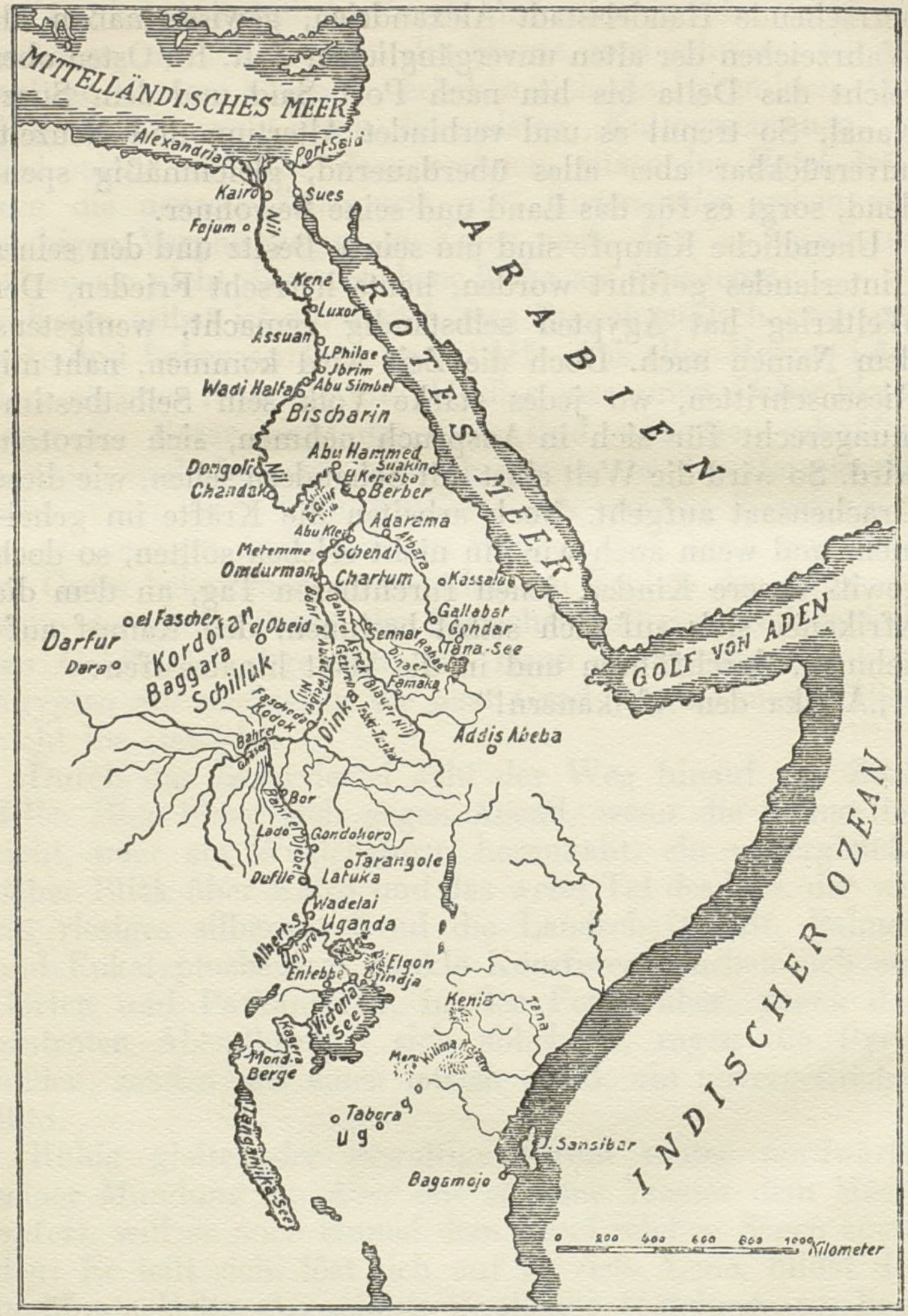
Ruhig gleitet der gewaltige Strom weiter nordwärts, seiner Mündung zu. Aber ehe er seine Wasser dem Meere opfert, will er noch einmal dem Land reichen Segen spenden: Er teilt sich, löst sich auf in viele Arme, bildet das berühmte Delta. An seinem westlichen Mündungsarm liegt die geschichtlich so hochbedeutende, noch heute weithin

herrschende Handelsstadt Alexandrien, gewissermaßen als Wahrzeichen der alten unvergänglichen Zeit. Im Osten aber reicht das Delta bis hin nach Port Said und dem Suez-Kanal. So trennt es und verbindet Altertum und Neuzeit, unverrückbar aber alles überdauernd, gleichmäßig spendend, sorgt es für das Land und seine Bewohner.

Unendliche Kämpfe sind um seinen Besitz und den seines Hinterlandes geführt worden, heute herrscht Frieden. Der Weltkrieg hat Ägypten selbständig gemacht, wenigstens dem Namen nach. Doch die Zeit wird kommen, naht mit Riesenschritten, wo jedes starke Volk sein Selbstbestimmungsrecht für sich in Anspruch nehmen, sich ertrotzen wird. So wird die Welt einst mit Schaudern sehen, wie diese Drachensaat aufgeht. Noch arbeiten die Kräfte im geheimen, und wenn auch wir ihn nicht erleben sollten, so doch gewiß unsere Kinder, jenen furchtbaren Tag, an dem die Afrikaner sich auf sich selbst besinnen, den Kampf aufnehmen, durchführen und in die Welt hinausrufen:

„Afrika den Afrikanern!“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13


MITTELLÄNDISCHES MEER
ROTES MEER
ARABIEN
Alexandria
Port Said
Kairo
Sues
Fajum
Nil
Kene
Luxor
Assuan
I. Philae
Ibrim
Abu Simbel
Wadi Halfa
Bischarin
Abu Hammed
Suakin
Dongola
Chandak
Kereba
Berber
Adarama
Abu Klea
Albara
Metemma
Schendi
Omdurman
Chartum
Kassala
Gallabat
Gondar
Tana-See
Darfur
el Fascher
el Obeid
Kordofan
Baggara
Schilluk
Dara
Bahr el Abiad (Weißer Nil)
Bahr el Asrek (Blauer Nil)
Sennar
Rahad
Dinder
Famaka
Fascheda
Kodok
Dinka
Addis Abeba
Bahr el Ghasal
Bor
Lado
Gondokoro
Tarangole
Dufile
Latuka
Wadelai
Albert-See
Uganda
Unjoro
Elgon
Entebbe
Kindja
Victoria See
Kenia
Tana
Kagera
Mond-Berge
Meru
Kilima Ndscharo
Tabora
U g
Tanganjika-See
Sansibar
Bagamoja
GOLF VON ADEN
INDISCHER OZEAN
0 200 400 600 800 1000 Kilometer

Inhaltsverzeichnis

Wie die Nilquelle gefunden wurde 5
Der Nil als Segenspender 23
Die Schiffbarkeit des Nils 33
Wie ich Uganda sah 44
Nordwärts durch Unjoro zum Albert-See 66
Auf dem Bahr el Djebel 82
Emin-Pascha in der Äquatorialprovinz 91
Die Anfänge des Mahdismus 102
Emins Befreiung und Tod 127
Im Lande des weißen Nashorns 138
Durch wasserlose Wildnis 165
Im Lande der Latuka 180
Nilfahrt 189
Slatin-Paschas Wirken und seine Gefangennahme 218
In den Händen des Mahdi 229
Slatins Flucht 253
Nach Khartum 264
Der Untergang des Reiches des Mahdi 274
In den Wildnissen am Blauen Nil 293
Ägypten, das Land der Wunder 317

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

A: Ob 629

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

ULB Halle
002 035 057
3/1



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13

DER
HEILIGE NIL

VON

DR. A. BERGER

*

MIT 16 BILDERN NACH
EIGENEN AUFNAHMEN DES VERFASSERS

*

VOLKSVERBAND DER BÜCHERFREUNDE
WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H.
BERLIN 1924



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-043817785-13